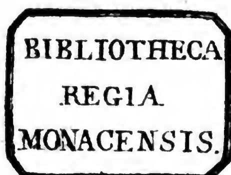
Französische Miscellen

Neunter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Französische Miscellen

Neunter Band

Erstes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Inhalt dieses Stücks.

Noch einige Bruchstücke aus Marmontels Lebensbeschreibung.

(Fortsezung)

I. Entdeckung der beweglichen Caminplatte in der Liebesgeschichte zwischen dem Marschall Richelieu und der Madame La Popliniere.

Herr von Popliniere war nicht mehr der reichste Financier seiner Zeit, aber unter ihnen allen machte er den prunkvollsten Aufwand. Er unterhielt die Tochter einer Schauspielerin, die er anfangs zu seiner Maitresse genommen, und nachher geheirathet hatte. Dieß zu thun, war erst nicht seine Absicht gewesen, aber sie hatte ihn dazu zu nöthigen gewußt, und zwar auf folgende Weise. Die berühmte Madame de Tencin, nachdem sie ihrem Bruder die Cardinalswürde verschaft, und ihn in den Staatsrath gebracht, genoß, mittelst seiner, eines heimlichen, aber sehr mächtigen Einflusses auf den Cardinal von Fleury. Mademoiselle Daucour, (so hieß La Popliniere's Maitresse) ließ sich ihr vorstellen, und beklagte sich bey ihr, als eine junge Unschuldige, die er verführt habe, daß Herr von Popliniere, nachdem er ihr mit der Hoffnung geschmeichelt, sie zu seiner Gattin zu machen, nun nicht weiter daran dächte. „Er soll Sie schon heirathen! lassen Sie mich dafür sorgen, antwortete ihr Madame de Tencin. Sagen Sie ihm nichts davon, daß Sie mich besucht haben, und verstellen Sie sich über den Punct gegen ihn."

Der kritische Augenblick, wo die Fermenverpachtungscontracte wieder erneuert werden sollten, näherte sich, und es kam nun darauf an, wer unter den bis-

herigen Generalpächtern auf der Liste beybehalten werden würde. Es ward dem Cardinal von Fleury zu verstehen gegeben, dieß sey eine gute Gelegenheit, ein Aergerniß aufhören zu machen, das alle rechtschaffenen Leute betrübte. Man schilderte ihm Mademoiselle Daucour als eine interessante Verführte, und Herrn La Popliniere als einen der Männer, die mit der Unschuld junger Mädchen, deren Schwäche sie durch Versprechungen hintergehen, ihr Spiel trieben.

Oeffentlich vor aller Welt Augen Maitressen zu halten, war damals noch nicht unter den Financiers ein eingeführter und gutgeheissener Luxus; und der Cardinal setzte eine Art von Ehre darein, über Anstand und gute Sitten zu wachen. Als ihm demnach La Popliniere seine Aufwartung machte, ihn um seine Gunst für die zu erneuernde Pacht anzusprechen, fragte ihn der Cardinal: was denn die Demoiselle Daucour, von der er so viel reden hörte, für eine Art von Frauenzimmer sey? —" Es ist eine junge Person, deren ich mich angenommen habe, antwortete ihm La Popliniere, und ergoß sich dabey gegen den Cardinal in viel Lobeserhebungen über ihren Geist, ihre Talente, und ihre gute Erziehung. — „Es ist mir sehr lieb, erwiederte jener ihm, so viel Gutes von ihr aus Ihrem Munde zu vernehmen. Alle Welt stimmt auch mit dem überein, was Sie sagen, und ich muß Ihnen wissen lassen, daß es die Absicht des Königs ist, Ihre Stelle demjenigen zu geben, der sie heirathen wird. Es ist nicht mehr als gerecht, daß Sie, nachdem Sie sie verführt haben, ihr eine Versorgung zum Brautschatze lassen, die sie mit Recht von Ihnen erwarten konnte, und die Sie ihr versprochen hatten. — La Popliniere wollte das Gegentheil behaupten, und versicherte: er sey nie eine solche Verbindlichkeit eingegangen; der Minister aber beharrte auf seinem Stücke.

„Sie haben sie verführt, sagte er; und ohne Sie würde sie noch Ihre Unschuld besitzen. Dieß Unrecht müssen Sie wieder gut machen. Das ist der Rath, den ich Ihnen gebe, befolgen Sie ihn, und das bald, sonst vermag ich nichts für Sie." — Seine Stelle zu verlieren, oder zu heirathen, war nun eine sehr dringende Alternative. La Popliniere wählte zwischen zweyen Uebeln das kleinere. Indeß wollte er seinem gezwungenen Entschlusse das Ansehen von Freiwilligkeit geben, und sagte daher den darauf folgenden Morgen, als Mademoiselle Daucour eben erwachte, zu ihr, sie möchte aufstehen, und ihm mit ihrer Mutter an einen Ort folgen, wohin er sie zu begleiten gedächte. Mademoiselle Daucour gehorchte. Man geht zu einem Notar. „Hören Sie, sagte er zu den beyden Frauenzimmern, jetzt den Act an, der Ihnen vorgelesen werden soll. Es war der Ehecontract. Der Theaterstreich schien seine Wirkung nicht zu verfehlen; die Tochter gab sich das Ansehen, als ob sie in Ohnmacht fallen wollte, und die Mutter umarmte ihren neuen Schwiegersohn, der alle ihre Wünsche durch seine Güte so krönte, auf den Knien. Er genoß in aller Fülle ihrer verstellten Dankbarkeit; und so lange er in der Täuschung eines sich geliebt glaubenden Gatten blieb, sah er sein Haus durch alle den Zauber verschönert, den nur seine glänzende Gemahlin darüber ausbreiten konnte. Seinen Abendmahlzeiten und Festen wohnte immer die vornehmste grosse Welt bey. Aber bald störten Unruhen und Eifersuchtsverdacht seinen Hausfrieden. Seine Gattin fieng an, sich ganz dem Lockerleben zu überlassen. Sie ward in einen Wirbel gerissen, in dem ihr Mann ihr nicht folgen konnte; man bat sie allein zu Abendessen, wobey er nicht mit zugegen war; und es gab Boshafte, die sich eine Schadenfreude daraus machten, ihn durch anonymische

Briefe zu benachrichtigen, daß er die Fabel und das Spielwerk des glänzenden Hofes von Anbetern sey, die seine Frau um sich herum versammelte. Um diese Zeit war es, wo er mich an sich gezogen hatte; aber ich machte anfangs nur ein Mitglied seines besondern häuslichen Zirkels aus. Ich sah daselbst den berühmten Rameau; Latour, den geschiktesten Pastelmahler, den wir je besessen; Vaucanson, den treflichen Mechaniker; Carle Venloo, den großen Zeichner und Coloristen, und dessen Frau, die zuerst mit ihrer Nachtigallenstimme uns den italienischen Gesang hat kennen lehren.

Madame de La Popliniere äusserte gegen mich Wohlwollen. Sie wollte meinen Aristomen vorlesen hören, und von allen Critiken, die ich mir bei dieser meiner Arbeit zu Nutze habe machen können, sind mir die ihrigen immer als die besten vorgekommen. Nachdem sie sie gehört hatte, zergliederte sie das Stück mit einer mich ganz überraschenden Klarheit und Genauigkeit; verfolgte von Scene zu Scene den Gang der Handlung; bemerkte die Stellen gegen mich, die ihr als die besten, so wie diejenigen, die ihr schwach vorgekommen waren; und in allen den Verbesserungen, die sie von mir verlangte, trafen ihre Bemerkungen als eben so viele Lichtstrahlen auf mich. Dieser so schnelle, so lebendige, und doch so richtige Blick, setzte alle Anwesenden in Erstaunen, und ich muß sagen, daß bey der Vorlesung, (ob man mir selber gleich viel Beyfall zukommen ließ,) gleichwohl derjenige, den sie erhielt, bei weitem der glänzendste war. Ihrem Mann schien dabey auf gewisse Weise traurig zu Muthe zu seyn. Bei aller seiner Bewunderung dieser glücklichen Leichtigkeit des Gedächtnisses seiner lieben Ehehälfte, dieser ihrer feinen Wahrnehmungskraft und der Ader von Beredsamkeit, die sich,

wie begeistert, ergoß; dieser Harmonie, endlich, von Verstand und Geschmack, welche ihm so, wie uns Andern, auffiel, sahe man, daß unwillkührlich sich an ihm eine Art von übler Laune und Gram äusserte, deren Ursache Er nur allein sich bewußt seyn konnte. Er hatte sie aus dieser grossen Welt zurückziehen wollen, in die sie eingeführt worden war; aber sie beschwerte sich über die Eingezogenheit, wozu er sie verdammen wollte, als über eine, sie zur Magd erniedrigende, Tyranney; und daraus entstanden, wenn die beiden Eheleute ohne Zeugen beysammen waren, oftmals sehr unangenehme und heftige Auftritte.

Als der Sommer herankam, begab La Popliniere sich mit ihr nach seinem Landhause in Passy, wo ich oftmals ihnen Gesellschaft leistete. Ich fand ihn nicht *selten* dort in einer sehr unglücklichen Gemüthsstimmung, und, was mich am meisten an ihn kettete, war, daß ich sah, er hätte meiner oft zu seiner Aufheiterung nöthig. Auch so, von der Stadt entfernt, hörten die anonymischen Briefe nicht auf, ihn zu verfolgen und zu necken. Man zeigte ihm an: in Passy selbst hörte ein glücklicher Liebhaber nicht auf, seine Frau zu sehen. La Popliniere beobachtete sie; er ließ sie Tag und Nacht überwachen; sie war davon benachrichtiget; und sah in ihm weiter nichts, als den Kerkermeister ihrer Einsperrung.

Hier lernte ich recht anschaulich erkennen, welch eine traurige Sache es um eine Ehe ist, wo auf der einen Seite die Eifersucht, und auf der andern der Haß sich wie ein Paar Schlangen einnisteln. Ein Haus, der Versammlungsort von allen Wollüsten, wo Künste, Talente, jedes anständige Vergnügen, gleichsam ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schienen, und, in diesem Hause, jeder Luxus, jeder Ueberfluß, jedes Gute in Hülle und Fülle: Alles dieß

war durch Mißtrauen und Furcht, und düstern Argwohn und schwarzen Gram, wie mit einem Schleyer, überzogen. Man mußte diese beyden Gatten mit einander gegenüber bey Tische sitzen sehen; das verschlossene Stillschweigen des Mannes, den stolzen und kalten Unwillen der Frau; wie sorgfältig ihre Blicke einander zu vermeiden suchten; und mit welchem dunkeln verbissenen Ingrimm sie sich begegneten, besonders wenn ihre Leute zugegen waren; die Anstrengung, die es sie kostete, sich einander ein paar Wörtchen zu sagen, und den harten trockenen Ton, mit dem sie sich antworteten; und man wird Mühe haben, sichs vorzustellen, wie zwey einander so ganz entfremdete Wesen noch bey einander aushalten konnten. Aber Sie war entschlossen, La Popliniere's Haus nicht zu verlassen; und Er hatte vor den Augen der Welt, und nach allen Gesetzen, nicht das Recht, sie daraus zu vertreiben.

Ich, der ich endlich die Ursache dieses übeln Verhältnisses erfahren hatte, unterließ nichts, was in meinen Kräften stand, die Leiden des Mannes, dessen Herz sich auf meines stützen zu wollen schien, zu lindern. Ein Elender, den ich zu nennen verachte, weil er nicht mehr am Leben ist, hat mich beschuldigt, ich wäre auch einer von La Popliniere's Augendienern gewesen. Aber ich erkläre vorerst hiermit, daß ich niemals von ihm auch nur die kleinste Wohlthat empfangen habe, um dann hoffentlich eingestehen zu dörfen, daß ich allerdings aus einer sehr natürlichen und Freundesempfindung mich ihm angenehm zu machen mich bestrebte. Eben so entfernt, ihm auf eine unanständige Weise gefällig seyn zu wollen, als sorgfältig, ihn nicht zu vernachlässigen, schmeichelte ich ihm nicht, aber sprach ihm Trost zu, und bemühte mich, ihm den Dienst zu erzeigen, den Horaz von den Mu-

sen rühmte: vos lene consilium et datis, et dato gaudetis, almae! Wollte der Himmel, Er hätte selber nicht mehr Nachsicht für meine Eitelkeit, als ich für die seinige gehabt! Aber dieser Geist von Eigenthumssucht, der immer in unsern Augen den Werth dessen, was wir besitzen, und gewissermassen das Unsrige nennen, über die Gebühr hoch ansetzt, ließ ihn mit so vieler Täuschung den jungen, von ihm gleichsam an Kindesstatt aufgenommenen, Dichter ansehen, daß Alles, was aus meiner Feder floß, ihm schön und herrlich deuchte, und ich, statt eines strengen Freundes, dessen ich bedurft hätte, in ihm nichts als einen sehr gefügigen Billiger fand. Dieß ist eine der Ursachen, der ich den Mangel, die Scheu vor Anstrengung, zuschreibe, von denen meine Schriften, während der ganzen Zeit, die ich bey La Popliniere zubrachte, Spuren an sich tragen.

Gegen das Ende des Herbstes verließ er wieder, von seiner Langeweile gefoltert, sein trauriges Landhaus, und kurze Zeit nachher ereignete sich die Begebenheit, die ihn von seiner Frau trennte. Eines Tages als auf der Planie des Sablons der Marschall von Sachsen dem Publico das Schauspiel der Musterung seiner Uhlanen gab, ergriff La Popliniere, mehr als je von den anonymischen Briefen gequält, in denen ihm angezeigt wurde: seine Frau empfienge jede Nacht den Herzog von Richelieu bey sich, den Augenblick, wo sie der Revue zusah, um ihr Zimmer zu untersuchen, und dahinter zu kommen, wie, troz der Wachsamkeit eines Pförtners, von dessen Treue er versichert war, es möglich sey, daß Jemand sich bey ihr einführen könne. Er hatte, als Beystände zu dieser seiner Untersuchung, Vaucanson und Balot gebeten ihn zu begleiten. Balot war ein unbedeutender Advokat, von einem feinen und durchdringenden Geiste, übrigens aber ein ziem-

lich grotesker Kauz, der sich durch ein beydes plattes und die Hyperbel liebendes Geschwätz auszeichnete; dabey ein Mensch von einem aus Niederträchtigkeit und Stolz zusammengesetzten Charakter; wie es ihm einkam, bald übermüthig und großthuerisch, bald kriechend und schmeichlerisch. Er lobte bisweilen La Popliniere, wegen seiner zarten Haut; und ein andersmal hatte er in einem Anfalle übler Laune von ihm das bekannt gewordene Wort sich entfallen lassen: Ey so gehe er doch hin, und schlafe sein Gold aus! (cuver son or) Was Vaucanson betrift, so bestand dessen ganzer Geist in Geschick für seine Mechanik; über die hinaus konnte es keinen unwissendern und eingeschränktern Menschen geben, als ihn.

Indem Madame La Popliniere's Zimmer so untersucht ward, machte Balot die Bemerkung: in dem Cabinette, wo ihr Flügel stand, wäre eine Fußdecke ausgebreitet, und gleichwohl in dem Camine dieses Zimmers, weder Holz noch Asche, noch Feuerböke befindlich; obgleich das Wetter schon kalt, und sonst überall eingeheizt wurde. Dieß veranlaßte ihn, mit seinem Stocke einen Schlag auf die Caminplatte zu thun; und die Platte gab einen hohlen Ton von sich. Vaucanson darauf sich nähernd, wahr gewahr, sie sey mit einem Charniere eingehängt, wodurch sie so vollkommen in die Seitenbekleidung paßte, daß die Verbindung beynahe dem Auge unsichtbar ward. Er wandte sich an La Popliniere, und;" ach mein Herr! rief er aus, was ist das doch für ein vortreflich Stück Arbeit, das ich da sehe! Das lasse ich mir einen Meister seyn, der das Charnier verfertigt hat! Diese Platte hier ist beweglich; man kann sie aufmachen; aber das Charnier ist von einer Zartheit . . . ! nein! an keiner Dose kann ein Charnier schöner gearbeitet seyn. O! über den geschikten Künstler! . . . . Wie Herr?

erwiederte ihn La Popliniere ganz blaß werdend, Sie sind gewiß, diese Platte läßt sich aufmachen? — Ohne allen Zweifel! ich sehs ja mit Augen; antwortete Vaucanson entzückt vor Vergnügen; nichts kann bewundernswürdiger seyn als das Charnier! — Ey, hier ist wohl was zu bewundern?" — „Ah, mein Herr, solche Arbeiter trift man selten, ich habe ihrer gewiß sehr gute in meinen Diensten, aber nicht Einen, der... „Gehn Sie mir doch mit Ihren Arbeitern! unterbrach ihn La Popliniere; und, fuhr er fort, man rufe mir einen Schlosser her, der mir die Platte aufsprenge! ... — 's ist Schade, schloß Vaucanson, ein so vollkommenes Meisterstük, wie das da, zu schimpfiren!"

Hinter der Platte war eine durch die Hauswand durchgebrochne Oeffnung, mit einem Stücke Pannelwerk verkleidet, das, von einem Wandspiegel in dem benachbarten Hause bedekt, sich nach Belieben aufmachen ließ, und dem geheimen Miethsmanne des an das Musikzimmer der La Popliniere stossenden Cabinetes des andern Hauses einen freyen Eingang in jenes Cabinet eröfnete. Der unglükliche La Popliniere sah, wie ich glaube, sich weiter nach nichts, als nach einem gesetzmäßigen Mittel um, sich von seiner Frau zu befreyen, er schikte sogleich nach einem Commissair, und ließ auf der Stelle seine Entdeckung und sein Misgeschik zu Protokoll nehmen.

Madame La Popliniere war noch bey der Revue, als sie Nachricht von dem erhielt, was sich daheim bey ihr zutrüge. Um nun, wohl oder übel, sich Einlaß zu verschaffen, bat sie den Marschall von Löwendahl, sie nach Hause zu begleiten; aber sie fand die Thür verschlossen, und der Marschall wollte es nicht übernehmen, ihr mit Gewalt Eingang zu bahnen. Sie nahm also ihre Zuflucht zum Marschall von Sachsen. „Schaffen Sie nur, sagte sie zu ihm, daß ich ein-

gelassen werde, und meinen Mann zu sprechen bekomme, ich weiß es, dann bin ich gerettet!" — Der Marschall sezte sich mit ihr in seinen Wagen; sie kamen vor die Hausthüre, er stieg aus, und klopfte selber an. Der getreue Pförtner eröffnete sie halb, und wollte dem Marschall bedeuten: es sey ihm verboten worden . . . Kennt Ihr mich denn etwa nicht? rief dieser jenem zu; guter Mann, wißt! daß für Leute meines Standes keine Thüren zusind! Madame, treten Sie herein; Sie sind in Ihrem Hause!" — Er gab ihr die Hand und führte sie die Treppe hinauf.

La Popliniere kam ihm ganz aufgebracht in den Weg — Nun! mein Freund, redte ihn der Marschall an, was giebts denn hier bey Ihnen? was soll da herauskommen? Nichts als ein Geträtsch, als ärgerliche Auftritte, und ein Schauspiel fürs Publikum! Der ganze Spektakel wird Sie zu nichts führen, als daß Sie sich lächerlich machen werden. Sehen Sie denn nicht, wie boshafte Leute hier nur suchen Mann und Frau zu entzweyen, und dazu alle mögliche Listen anwenden? Lassen Sie sich doch nicht so grob hinters Licht führen. Hören Sie hübsch Ihre Frau an; sie wird sich vollkommen vor Ihnen rechtfertigen; sie hat keinen andern Wunsch, als auf gutem und anständigem Fuße mit Ihnen zu leben." La Popliniere beobachtete ein ehrerbietiges Stillschweigen vor dem Marschall; und dieser begab sich weg, indem er den beyden Eheleuten Anstand, Frieden und Eintracht anempfahl.

Als Madame Popliniere sich mit ihrem Mann jezt allein befand, bewafnete sie sich mit all ihrem Muthe und aller ihrer Beredsamkeit. Sie fragte ihn, auf welchen neuen Argwohn hin und zufolge welcher neuen Angeberey, er ihr die Hausthüre habe verschliessen lassen? La Popliniere wollte von der Platte zu re-

den anfangen; sie aber setzte sich in einen heftigen Unwillen darüber, daß er sie für schuldig an einer so strafbaren Erfindung halten könnte. Woher er denn wüßte, sagte sie, daß es mit einem solchen Durchbrechen nicht vielmehr auf sein Haus, als auf ihr Schlafzimmer abgesehen gewesen sey? Ohne ihrer beyder Drumwissen, diesen Durchgang von Einem Hause ins Andere zu bewerkstelligen, habe es ja weiter nichts, als eines verführten Bedienten und eines Paar bestochener Arbeiter bedurft! Sie fragte ihn, ob es denn wohl möglich sey, über die Ursache einer solchen List, die so augenscheinlich erfunden worden, sie bey ihm anzuschwärzen, in Zweifel zu seyn? „Ich lebte allzuglüklich mit Ihnen, fuhr sie fort; unser Eheglück ist es, was den Neid gegen mich aufbringt. An anonymischen Briefen hat er sich nicht genügen lassen; er hat scheinbare Beweise hervorbringen wollen; und in seiner Wuth zu dem Ende diese höllische Maschine ausgesonnen. Was soll ich Ihnen weiter sagen, liebster Mann? die Misgunst verfolgt mich nun schon so lange auf die hartnäkigste Weise; haben Sie nicht längst einsehen müssen, was mein Verbrechen in ihren Augen ist? Wo gibt es wohl noch in Paris eine zweyte Frau, deren Ruhe, deren Ehre so heftige Angriffe hätte aushalten müssen? Ach, das Alles, Schlimmer! kommt daher, daß keine das nämliche Unrecht gehabt hat, wie ich; ein Unrecht, das ich noch zu haben fortfahren würde, wenn Sie gerechter gegen mich wären! Es besteht in nichts Anderm, als daß ich zum Glücke eines Mannes etwas beytrug, dessen Geist, dessen Talente den Leuten ein Dorn im Auge sind: daß er angesehen ist, daß er einer so ehrenvollen Existenz in der Welt genießt: Alles dieß fällt auf mein Haupt zurück. Sie selber sind es, den man lächerlich und unglücklich machen will. Ja! nur das ist der ganze Grund, warum die Ver-

läumder Ihnen Tag vor Tag jene anonymische Briefe zuschickten; und in dieser groben Ihnen gelegten Falle hat man Sie selber fangen wollen! Hierauf warf sie sich ihm zu Füssen. Ach! flehte sie, geben, schenken Sie mir, mein Herr, Ihre Hochachtung, Ihr Zutrauen, Ihre, ich wage es zu sagen, Ihre Liebe wieder; und die meinige soll Sie rächen, weil ich selber dadurch das Uebel rächen will, das unsre gemeinschaftlichen Feinde uns beyden haben zufügen wollen."

La Popliniere war indeß allzusehr überzeugt, und blieb unerschütterlich. „Madame, sagte er zu ihr, all Ihr künstliches Wortgewebe wird mich meinen Entschluß nicht verändern machen; wir wollen nicht mehr bey einander wohnen. Wenn Sie sich bescheiden und ohne Geräusch zurückziehen, so will ich mich Ihres ferneren Auskommens annehmen. Nöthigen Sie mich aber zu strengen Maasregeln zu greifen, damit ich Sie von mir und aus meinem Hause wegbringe, so werde ich diese Maaßregeln anwenden; und jede Empfindung von Nachsicht und Wohlwollen für Sie wird in meinem Herzen erstickt seyn. Madame La Popliniere fügte sich diesem Urtheile, und verließ also das Haus. Ihr Mann sezte ihr, glaube ich, ein Jahrgehalt von zwanzigtausend Livres aus; und sie, von dieser ganzen schönen Welt verlassen, die ihr so geschmeichelt hatte, und als sie ins Unglück gerathen war, sie nun nichts als Verachtung empfinden ließ, zog sich in die Einsamkeit, in ihr zu leben, oder vielmehr zu sterben, zurück. Sie hatte eine Verhärtung in einer Brustglandel, diese brachte eine sie langsam aufzehrende fressende Feuchtigkeit in ihre Säfte. Der Marschall von Richelieu fand anderwärts bald neue Zeitvertreibe auf und flatterte von Vergnügen zu Vergnügen, indeß sie, von den grausamsten Schmerzen gefoltert, sich abhärmte; indeß unterließ er nicht, im Vorbeygehen dann und

wann einige Höflichkeitsbesuche bey ihr abzustatten; auch wurde in der grossen Welt, als Madame de Popliniere zu leben aufgehört hatte, von ihm gesagt: In Wahrheit! der Herzog von Richelieu hat sich auf eine vortrefliche Weise gegen die La Popliniere benommen; (il a eu pour elle des procédés bien admirables;) bis an ihren letzten Athemzug hat er nicht aufgehört, sie zu besuchen."

So also geliebt zu werden, hatte diese Frau, die in ihrem Hause, bey einer tugendhaften Aufführung, der öffentlichen Hochachtung und aller Annehmlichkeiten eines geehrten und freudevollen Daseyns hätte geniessen können, ihre Ruhe, ihre Schaam, ihr Glück, jedes Vergnügen des Lebens hingeopfert. Was bei diesem Wahnsinn ihrer Eitelkeit vielleicht ein eben so merkwürdiger, als unglüklicher Umstand war, war, daß *weder das Herz*, noch die Sinnen an ihrer Ausschweifung anders, als einen sehr kleinen Antheil gehabt. Bei einem sehr leichtsinnigen Kopfe war sie von einem äusserst kalten Temperamente; aber ein Herzog à bonnes fortunes hatte ihr, so wie mehreren Damen in Paris, eine glorreiche Eroberung zu seyn geschienen, und nur diese Verblendung von Eitelkeit sie ins Verderben gestürzt. —

II. Aeusserste Empfindlichkeit französischer Schriftsteller gegen Critik.

Madame Dübocage, bey der wir auch bisweilen zu Abend gasteten, war eine gelehrte Frau, von einem sehr schätzbaren Charakter, aber es gebrach ihm an Glanz und Farbe. Bey ihr kam, wie bey Madame Geoffrin, eine litterarische Gesellschaft zusammen, die aber unendlich weniger Angenehmes hatte, mehr auf den Fuß ihrer eigenen, sanften zwar, aber kalten, höflichen und etwas traurigen Laune gestimmt war.

Ich hatte einige Zeit lang zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft gehört, aber der immer darin herrschende Ernst schreckte mich zurück, und Langeweile vertrieb mich endlich daraus. An dieser eine kurze Zeit hindurch berühmten Frau verdiente ihre Bescheidenheit vornemlich wahre Bewunderung. Unter ihr Portrait hatten Freunde von ihr die Worte: Forma Venus, arte Minerva gesezt; aber nie hat irgend wer sie auch nur auf der kleinsten Bewegung von Eitelkeit getroffen. — Doch ich komme wieder zu den Beschwerden zurück, die einige unserer Gelehrten von einem andern Charakter gegen mich führten.

Unter die Akademiker, deren Stimmen bey der Stelle, um die ich mich eben im Begriffe zu bewerben stand, mir nicht sicher waren, gehörte auch der Präsident Henault und Moncrif. Madame Geoffrin redete über meine Angelegenheit mit ihnen, und als ich sie kurz darauf besuchte, fand ich sie ganz gegen mich in Harnisch gebracht. „Daß Sie sich, fuhr sie mich an, doch auch Ihr ganzes Lebenlang nichts als Feinde zu machen verstehn! Da haben wir den Moncrif, der ganz in Wuth gegen Sie ist, und der Präsident Henault ist auch nicht minder aufgebracht. —" Und worüber denn? Madame? was habe ich ihnen denn zu Leide gethan?" — Was Sie ihnen zu Leide gethan haben? Sie haben Ihr Buch geschrieben — und von der Bücherschreibsucht lassen Sie nun einmal nicht. — Aber was bringt die Herren denn in diesem Buche gegen mich auf? — Von Moncrifs Zorne, antwortete mir die Geoffrin, weiß ich die Ursache wohl; er hat sie kein Hehl, und sagt sie Jedem laut, der es hören will. Sie führen in Ihrer Poetik eines seiner Lieder an; und das haben Sie verstümmelt. Das Lied hat fünf Strophen; Sie habin nur dreye davon eingerückt. — Nun ja! Madame; ich habe die besten

darunter gewählt, und nur diejenigen ausgelassen, die eine und dieselbe Idee wiederholten." — „Nun ja, das ist es eben, worüber er sich beklagt; Sie haben seine Arbeit verbessern wollen. Bis an sein seliges Ende wird er Ihnen das nicht verzeihen!" — „Nun so möge er denn für seine zwey Strophen bis an sein seliges Ende mein Feind bleiben; ich werde mich in mein Unglück wohl schicken müssen. Aber der gute Präsident . . was habe ich denn gegen den verbrochen?. ." — „Das hat er mir nicht gesagt; ich glaube, es ist auch eine Stelle in Ihrem Buche, über die er sich beschwert. Aber ich werde es noch erfahren. — Sie erfuhr es auch wirklich. Da sie es indeß mir nun wieder sagen sollte, und ich in sie darüber drang, fiel eine comische Scene vor, von der der Abbé Raynal Zeuge war.

„Nun, Madame, Sie haben den Präsidenten Henault gesehen; hat er Ihnen denn endlich erzählt, worin mein Unrecht besteht?" — Ja, ich weiß es, er verzeiht es Ihnen aber; er will gut genug seyn, es zu vergessen; lassen Sie uns nicht weiter darüber sprechen." — „Wenigstens, Madame, muß ich denn doch wissen, was das für ein unwillkührliches Verbrechen ist, das er die Güte haben will, wie Sie sagen, zu vergessen." — „Was hülf's Ihnen, es zu wissen; das ist ganz unnütz. Genug; Sie werden seine Stimme bekommen." — „Nein, das ist mir nicht genug; ich mag nicht gern Klagen über mich ergehen lassen, ohne wenigstens zu erfahren, worüber man mich denn anklagt." — „Madame, fiel Raynal ein, ich finde, daß Herr Marmontel Recht hat." — „Sehen Sie denn nicht, daß er es nur wissen will, um seinen Spaß damit zu treiben, und eine Erzählung daraus zu machen?" — „Nein, Madame, ich verspreche Ihnen, reinen Mund zu halten, sobald ich

nur wissen werde, was es denn ist." — „Nun, was es denn ist? Immer Ihr Buch ist es; und daß der böse Feind nicht aufhört, Sie mit der Anführungssucht zu plagen. Haben wir da nicht Ihr Buch zur Hand?" — „Ja, Madame, hier ist es." — „Schlagen Sie mir einmal das Lied des Präsidenten auf, das Sie bey Gelegenheit der Trinklieder anführen." — „Hier! erwiederte ich, und gab ihr die Stelle hin:

Vengez moi d'une ingrate maitresse u. s. w. — „Von wem haben Sie das Bild?" — „Von Goliotte." — „Nun; hat es Ihnen denn Goliotte nicht so gegeben, wie es wirklich lautet; weil ich denn doch nun am Ende mit dem Geheimnisse heraus muß? Es ist ein O! darin, was Sie weggeschnitten haben." — „Ein O! Madame?" — „Ja, ja! ein O! War nicht ein Vers darin, der mit den Worten anfieng: Que d'attraits!" — „Ja, Madame!" —

Que d'attraits! Dieux qu'elle étoit belle!

— Recht so! da steckts eben. Sie hätten setzen lassen müssen:

... O Dieux! qu'elle étoit belle!

— „Aber, Madame! das ist ja ganz gleichgültig. Es ändert am Sinne nichts." — „Ja, mein Herr, aber wenn man anführt, muß man treu anführen. Jedermann hält auf das, was er gemacht hat; das ist ganz natürlich. Der Präsident hat Sie ja nicht gebeten, sein Lied anzuführen." — „Ich habe es aber mit Lob begleitet." — „Dann hätten Sie nichts darin verändern müssen. Weil er gesetzt hatte: O Dieux! so gefiel ihm das nun besser. Was hatte Ihnen denn also sein armes O gethan, es auszulassen? Uebrigens hat er mir sein Wort gegeben, dies sollte ihn nicht hindern, Ihren Talenten alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der Abbé Raynal hatte, so wie ich, Lust, in lautes Gelächter auszubrechen. Aber wir hielten uns zurück. Madame Geoffrin war schon halb beschämt; und wenn sie einmal auf unrechter Fährte war, ließ sich nicht mit ihr spassen."

Im Weggehen erzählte ich Raynaln den ähnlichen Anstoß, den ich Marivaux gegeben hatte, und meinen Hader mit Moncrif. „Ach! sagte er, das beweißt uns, daß, wenn von einem Menschen gesagt wird: er besitzt Feinde, man vor allen Dingen sich erst darnach erkundigen muß, ob er auch verdient habe, sie zu besitzen."

III. Neue Anwendung von Cäsars: Veni, vidi, vici.

Mein Freund Vaudesir hatte bei Angers ein Landgut, dessen Namen sein unglücklicher Sohn Sainte James geführt hat. Da er wußte, daß ich das Jahr immer Einmal meine Schwester in Saumur (das auf dem Wege nach Angers liegt) besuchte, so bot er mir einst an, mich in seiner Postchaise mit hinzunehmen, unter der Bedingung, daß von der Zeit, die ich auf meine Reise wendete, drey Tage für Sainte James abfallen sollten, wohin Er sich begab. Ich gieng das sehr gerne ein, und lernte in Sainte James die Blüthe der schönen Geister der Angersschen Academie kennen, und unter andern einen Abbé, der sehr dem Abbé Beau Genie im Mercure galant glich. Er hatte sich kürzlich durch einen Zug von Dummheit berühmt gemacht, der so sonderbar, so einzig in seiner Gattung war, daß ich gar nicht an die Wahrheit desselben glauben konnte. — „Werden Sie denn daran glauben, erwiederte mir Vaudesir, wenn Er selber ihn vor Ihren Ohren wiederholt? Helfen Sie mir nur, ihn in den Text zu bringen; Sie werden sehen!" — Gegen das Ende unserer Mittagsmahlzeit also ließ ich mich mit dem Abbé ein, und fieng an, ihm von seiner Academie vorzureden. — Vaudesir nahm darauf das Wort, und hielt dieser Academie eine prächtige Lobrede; „sie ist, sagte er, nach der französischen in Paris der berühmteste litterarische Körper von Frankreich! Ganz neuerlichst ist noch der Sohn des Marschalls von Contades darin aufgenommen worden. Der Herr Abbé hat bey der Gelegenheit im Namen der Academie das Wort geführt, und den allergrösten Beyfall davon getragen." —

„Zum Lobe des Sohnes, fiel ihm ein, hat er denn wohl nicht vergessen, auch das Lob des Vaters hinzuzufügen?" — „Ja, antwortete der Abbé schmunzelnd." Sie meinen die Affaire bei Minden? Nun, das war freilich ein gar kitzlicher Punkt! Aber ich habe mich sehr glücklich herausgezogen. Erst habe ich von den grossen Thaten gesprochen, die dem Marschall zum Obercommando über die Armee verholfen haben; ich habe Alles aufgestellt, womit er sich bis dahin Ruhm erworben; das führte mich denn auf die Schlacht bey Minden, und, als ich so weit gekommen war, sagte ich nur die paar Wörtchen darüber: Contades erscheint! Contades ist geschlagen! und sprach hierauf von anderen Dingen." — „Diese Worte, erwiederte ich, erinnern mich an Cäsars, nach der Niederlage des Sohns des Mithridates: Ich kam, sah, siegte! — Sie haben Recht, antwortete der Abbé, und man hat mein paar Wörtchen noch lakonischer gefunden." Der Nachdruck und die Ehrenfestigkeit, mit der er diese seine unbegreifliche Sottise vorbrachte, waren so äusserst lustig, daß Baudesir und ich, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen, einander nicht ansehen durften; und auch so hatten wir noch Mühe genug, ernsthaft zu bleiben.

Briefe über das orientalische Studium in Paris, besonders über Anquetils Oupnek'hat und Hagemanns Entdeckung der Vedas u.s.w.

Sie verlangen, werthester Freund, etwas über das orientalische Studium in Paris; wie erkläre ich dies Etwas? sagen Sie mir, ist es etliches von dem Vielen, oder etliches, aber doch was? Nehmen Sie es immerhin in Ihrer Bedeutung, mir fällt gleich dabey ein, daß in Paris von allem etwas ist, und so auch von der orientalischen Litteratur ein tüchtiges Etwas; möchte ich doch im Stande seyn, Ihnen recht klar zu sagen, was dies Etwas ist.

In Deutschland und Frankreich welche andere Gestalt der orientalischen Litteratur oder vielmehr des orientalischen

Studiums — dort alles zerstreut, zersplittert, ohne alle Mittel, durchaus dem Exotischen nachhorchend, aber in dem wenigen Eigenen unendlich energisch — hier alles zusammengedrängt in einem Mittelpunkt, viel rasches Hin- und Wiederarbeiten mit verschwenderisch reichen Mitteln, und viel Dreistigkeit in der Handhabung, so gleicht jenes einem kräftigen Manne, der das wenige Seine zerstreut hat aus unbewußtloser Nachläßigkeit und Verwirrung, dieses einem kleinen, thätigen Geiste, der viel hat, und das Viele schön ausgestellt, und von der guten Anordnung manche klare Kenntniße und schöne Genüße sich zu verschaffen weiß. England stelle ich Ihnen noch nicht daneben, denn neben dieser gewaltigen Gestalt würden beyde recht klein und unbedeutend aussehen, wie zwey Bettler an der Colonna Trajana; nehmen Sie aber nur für's erste das Wort Gestalt recht eigentlich, nemlich ohne Seele, denn die Seele ist zu Grabe gegangen, eine gewaltige Seele, die *aber in den* deutschen Körper gehörte oder vielmehr in den ganzen Körper; doch warten Sie noch etwas, bis ich Ihnen bey schöner Gelegenheit die Gestalt und die Seele deute. Jetzt nur meine Fragmente über das orientalische Studium in Paris, Papiere, die ich ursprünglich nur für Wenige bestimmt hatte, und in denen Sie nur deutliche, verständliche Nachrichten, nicht eigenes Urtheil, oder das nur wenig suchen dürfen. Lassen Sie mich anfangen mit dem, wo alle Anfänge liegen, mit der indischen Litteratur.

Studium des Indischen.

Zuerst und mit Recht etwas über Anquetil du Perron: ein sonderbares Räthsel, ein Stein des Anstosses für viele, vor allem für unsere wackeren Landsleute, die was rechts über ihn gefallen sind. Zum Glück hat er seine eigene Deutung gegeben, eine ganz deutliche Deutung, die aber unsere wackeren Landsleute, eben weil sie so wacker an einen glauben können, einmal nicht verstehen wollen. Die Deutung ist der Oupnek'hat. Dieser und der Zend-avesta gehören gegen einander über nach dem eigenen Willen des

Verfassers; was der für das alte Persien war, soll dieser für Indien seyn. Bearbeitung, Ton, Zuschnitt ist in beyden dasselbe; lesen Sie einen Abschnitt des Oupnek'hat, und öffnen Sie Ihren Zendavesta, und lesen weiter, so ist durchaus kein Unterschied sichtbar. Nun ist im Oupnek'hat statt einer Uebersetzung aus dem Original in Sanskrit eine jämmerliche lateinische Uebersetzung aus einer jämmerlichen persischen Uebersetzung des Sanskrit gegeben, sehen sie auf meine Verantwortung gegenüber, so ist im Zendavesta statt einer Uebertragung des Originals Pahlwi und Zend eine jämmerliche französische Uebersetzung aus einer jämmerlichen Neu-persischen Uebersetzung gleichfalls gegeben. Also, wakerer Freund, ist der Zendavesta noch nicht übersetzt, so wenig wie die Upanischadas; der wahre, eigentliche Zendavesta wird einst ans Licht treten, sey's aus der Nationalbibliothek in Paris, sey's aus der Sammlung des guten Chirurgus Guise in London, ein wenig anders, das glauben Sie meiner Ahnung, wie dieser kümmerliche Zendavesta, auf den so viele ehrenwerthe Männer geschworen haben. Anquetils Princip ist dieses; (noch gestern wiederholte es mir sein eifrigster Schüler) das Persische ist das Latein des Orients, von Alexandrien bis Peckin versteht alles Persisch, alles kann auch aus seiner Sprache in's Persische übersetzen, nun kann kein einzelner Mensch alle Dialecte, alle Sprachen des Orients in seinem Gedächtniß umfaßen, also lernt Persisch, Persisch ist alles in allem. Verstehen Sie dies nur recht, es heißt, reist nach Guzerat, laßt euch von einem gutmüthigen Perser eine persische Uebersetzung seines Zendbuches machen, bringt das in ein treues Französisch, und ihr habt das Zendbuch übersetzt. Ein komischer Satz, komisch wie der ganze Mann, der im ungewaschenen Hemde, bey geronnener Milch, aus zwey persischen Uebersetzungen indischer Werke — dem Oupnek'hat und den Mahabharat — ganz Indien deuten will. Komisch ist mir auch jetzt sein ganzes Beginnen, über das ich sonst wohl gar fromm erzürnen wollte, seitdem ich zwey ganze Upanischadas von Jones aus

dem Original Sanskrit übersetzt, und von denen ich sogar bald den Text selbst in klarem Devanagari zu haben gedenke, mit Anquetils Uebersetzung, die ich durch Zufall unter einem entsetzlich verdorbenen Titel in seinem Werke fand, verglich; herzlich lachte ich damals und herzlich wird ganz Deutschland lachen, wenn ein neuer Jones den Zendavesta übersetzen wird. Ich hoffe der treffliche Volney wird jene Vergleichung vor den Augen des Publikums wiederhohlen, und ich glaube, lieber Freund, Ihnen nicht ohne Grund hoffen lassen zu können, daß hier bald mehrere, die sich treu aneinander geschlossen haben, mit Grund und Nachdruck zu reden anfangen werden gegen alle diese Greise und Jünglinge, die so dreist und muthwillig über das Indische reden, auch nebenbey über die Araber und Perser, die so helltönend aus der grossen Bibliothek flattern.

Nach dieser trüben Aussicht eine heitere — die ich wohl *hätte gleich* voran stellen sollen, denn der graue Büsser Anquetil verdient doch kaum noch viele Worte. Die Vedas, lieber Freund, die Vedas sind gefunden auf der National-Bibliothek von einem deutschen Gelehrten Hagemann, der sich einzig auf die Sanskritsprache gelegt hat. Lassen Sie sich ein wenig davon erzählen, so viel ich mir selbst habe davon erzählen lassen. Die National-Bibliothek enthält fast alles schöne und herrliche, was Indien je in Poesie hervorgebracht hat, ich darf Ihnen nur Sakontala und das reitzende Gita Govinda mit seinen verschiedenen musikalischen Weisen nennen, um Sie zu entzücken. Fast alle die Handschriften sind entweder in dem alten Devanagari oder den Bengalischen, den Malabarischen oder den Talinga Characteren geschrieben. Von allen diesen existirte nur ein alter verwirrter Catalog, der auch in dem großen gedruckten Manuskripten-Verzeichniß eingerückt ist, meist von Fourmonts Hand, hin und wieder nähern sich in ihm die Titel den wahren Namen der Werke, meist sind sie beleidigend entstellt, und was gar von Erklärung hinzugefügt ist, bleibt noch tief

unter dem mittelmäßigen. Die thätigen Aufseher der National-Bibliothek fanden sich bald einen Mann heraus, der ihnen ihr schönes Eigenthum erklärte; ein Kriegsgefangener Engländer Alexander Hamilton, Mitglied der Academie von Calcutta, ein Mann, der das Sanscrit ganz in seiner Gewalt hat, und einen Grad von Fertigkeit darin besizt, den wenige nur in schweren europäischen Dialekten sich zu eigen gemacht haben, lieferte auch wirklich einen herrlichen Catalog, und die Namen der Werke nach dem System des Jones bestimmt und deutlich wiedergegeben mit trefflichen Fingerzeigen über Inhalt und Werth. Nur die Werke in Malabar und Talinga Characteren blieben zurück, denn er las diese beyde nicht. Bey dem Hin- und Wiederkramen hatte noch dazu diese übrigen Handschriften das traurige Schicksal betroffen, in die schreklichste Verwirrung gerathen zu seyn, die Nummern waren durchaus verwirrt, die Kästchen, in denen die Palmblätter liegen, waren verwechselt, eine einzige Handschrift trug oft drey verschiedene Nummern und das Wiederfinden nach den dunkelen Anzeigen des Catalogs war ganz unmöglich gemacht.

Unter diesen Umständen machte sich Hr. Hagemann die Talinga Charactere zu eigen; gewiß eine der schwersten Schriftarbeiten des Orients, kleinlich, verworren, die verbundenen Vocale kaum bemerkbar und in denen selbst ein geübtes Auge kaum einen Unterschied unter einer zahlreichen Menge von Zeichen findet. Seine erste Entdeckung war ein schöner Ramayan, seine zweite der erste Veda, Rigveda, wahrscheinlich die älteste menschliche Composition, die uns erhalten ist.

Die Palmblätter dieser Handschrift sind sehr schmal und kurz, in Vergleich mit den Prachtwerken in Devanagari oder Bengalischer Schrift, unter denen ein Padmapurana zwey Ellen lange Blätter hat. Die kleine Schrift ist mit einem spitzen Eisen kaum sichtbar in die obere Haut des Blatts geritzt, schwarz ist nicht in die Züge gebracht, auch fehlt alle Art von Schmuck, was gewiß mit auf das

hohe Alter selbst der gegenwärtigen Handschrift dürfte schliessen lassen. *)

Bald nachher fand er auch den Atharvan Veda den vierten und den spätesten, jenem ersten völlig im Aeußeren entsprechend. Beyde tragen ihren Namen deutlich auf dem äussern linken Rande des ersten Blattes.

Ich überlasse Sie Ihrer Bewunderung und Ihrer Freude, uns die merkwürdigsten Werke der Welt so genähert zu sehen. Sobald der Entdecker, der eifrig über beyden Handschriften arbeitet, die Folge seiner Untersuchungen bekannt macht, theile ich Ihnen die Resultate mit, und sage Ihnen auch noch ein eigenes Wort über die Vedas.

Noch bemerke ich, daß derselbe Deutsche an einer Sanskrit Grammatik in lichter Ordnung und klaren wohlgeordneten Tabellen, die Indischen Charaktere nach einer harmonischen Tafel in lateinischen bestimmt dargestellt, meist nach Vopadeva arbeitet, zugleich an einem alphabetisch-geordneten Wörterbuche aus der schönen Handschrift des Amaracoschas der National-Bibliothek, zwey Werke, die den Weg zum Sanskrit mehr bahnen möchten, als alles andere vereint, was noch geschehen ist.

Mit dem verdienstvollen, unermüdlichen Senator Lanjuinais wird er zugleich eine Bearbeitung und Darstellung der schönsten und ältesten Upanischadas, Auszüge der Vedas, herausgeben.

Unter dem nächsten Siegel, werther Freund, eine Nachricht von der Herausgabe der „Asiatischen Untersuchungen" die Ihre Neugier, von Frankreich aus, schon längst wird gereizt haben und dann von dem Chinesischen, von dem Sie sehr viel neues und wunderbares erwarten dürfen.

*) Ohne etwas bestimmtes über das Alter dieser Handschrift angeben zu wollen, glauben wir doch mittheilen zu dürfen, daß sie Hr. Volney etwa 800 Jahr alt schäzt. Die Handschrift, die sich in England befindet, ist bekanntlich neu, und daher wahrscheinlich fehlerhafter. Uebrigens weiß man, daß die Veda selbst in Indien äusserst selten sind.

Physik.

Herr Peron, der mit dem Capitain Baudin die Reise nach Neuholland unternommen hat, hat der 1sten Classe des Instituts ein treffliches Memoire über die Temperatur der Oberfläche und Tiefe des Meeres mitgetheilt. Aus seinen, mit einem äusserst sinnreichen Apparat (der nemlich das Thermometer mit allen möglichen Körpern, die die Wärme schlecht leiten, einhüllt) angestellten, Versuchen ergiebt es sich, daß die Temperatur der Meeresfläche überhaupt Mittags kälter ist, als die Luft im Schatten, dagegen stets um Mitternacht wärmer. — Die Meerestiefe längs den Küsten und in der Nachbarschaft großer Landesstriche ist wärmer, als die in der Mitte des Oceans. In der Mitte des Oceans nimmt die Kälte in größerer Tiefe stets zu, und zwar ist die Progression dieser Kälte stets beträchtlicher, je mehr man sich den Polen nähert. — Die Berichtserstatter des Instituts fanden das Memoire so gut abgefaßt, und die Art, wie die Versuche angestellt worden sind, so hinreichend und genau, daß dieselben ihm den vollkommensten Beyfall ertheilt haben, und es nun in der Sammlung der Abhandlungen fremder Gelehrten, welche die Gesellschaft herausgiebt, abgedruckt werden soll. Das Memoire selbst ist aber seitdem bereits in den Annalen des Museums für Naturgeschichte abgedruckt worden.

Medizin.

Herr Richerand hat dem Präfecten des Seinedepartements folgenden Bericht über die Rekruten des Jahres XI und XII. abgestattet: 1653 Conscribirte hatten Infirmitäten angegeben, die sie vom Dienste abhielten. Von diesen wurden 627 wirklich als unfähig für den Dienst erkannt. Ueber 271 war man im Zweifel. Die Vorstädte St. Germain und St. Honoré scheinen die gesundesten. Faubourg St. Antoine und St. Marceau sind zwar sehr bevölkert, aber die Art der Arbeit schwächt die Menschen. Das Quartier de la Halle und die Cité enthielt die kleinsten Menschen, und die schwächsten und liederlichsten Kranken. Die venerische

Krankheit scheint eine Cachexie und eine Art von Scorbut in ihrer Ausartung zu bewirken, die erblich ist. Die Bijoutiers, Uhrmacher und Steinschneider litten häufig an Augenkrankheiten. Schneider und Schuster litten an Verstopfungen. Leute, die viel stehend zu arbeiten haben, litten an Fußgeschwüren u. s. w. Die merkwürdigen bey dieser Gelegenheit bemerkten einzelnen Krankheiten sind: schneller Wachsthum eines Schwindsüchtigen und der Fall eines Nervenkranken, der keine Art von Bewegung mit einer Hand zu machen vermochte, ohne daß die andre sie ebenfalls machte. Die andern kurz angemerkten Fälle sind für den Nichtarzt minder interessant.

Ueber den vermeintlich schwangern 13jährigen Knaben aus Rouen.

Jedermann, der die Zeitung liest, hat von dem Knaben gehört, der kürzlich in Rouen verstorben ist, und in dessen Körper man beym Anatomiren desselben ein anderes Kind gefunden hat. Man beliebte bald darüber zu witzeln, und bald darüber zu spotten, und es endlich für ein Mährchen zu halten, und vergaß, daß das Unglaubliche blos in der Vorstellungsart, und das Verspottenswerthe in der Erklärung des Phänomens lag. Der Minister des Innern ließ das Präparat des ungebohrnen Kindes nach Paris kommen, und die größten Anatomen haben es untersucht, es fand sich, daß der mißgestaltete Fötus mit einem kleinen Mutterkuchen wirklich in einer Geschwulst, nahe an dem linken Theil des Darms, den man Colon nennt, im verstorbenen Knaben befindlich sey, woraus aber nicht erfolgt, daß der Knabe durch irgend eine Empfängniß diese Geburt bey sich trug. Wahrscheinlich bildete er mit diesem Fötus eine Zwillingsmißgeburt, allein statt daß bey solchen gewöhnlichen Mißgeburten ein Kind an dem andern äusserlich angewachsen ist, befand sich hier das eine Kind in dem andern, und das eine war zur Zeit der Geburt nicht so weit entwickelt, als das andere, darum aber nicht minder bey dem Wachsthum ernährt worden. Die Unförmigkeit dieser Mißgeburt machte die Beschreibung und die Zeichnung selbst nicht wenig

schwierig, aber über die Wirklichkeit des Phänomens bleibt weiter kein Zweifel, und Referent hatte das Glück, gegenwärtig zu seyn, als die Commission, die unter andern Cuvier und Baudeloque und Dupuitren unter ihren Mitgliedern zählte, die Untersuchung anstellte.

Oekonomie.

Fortsetzung des Auszugs der wichtigsten Nachrichten aus Le Goux de Flaix Bericht über Ostindien u. s. w.

Von dem Agallocum, der übrigens auch Alois, Columbo, bois d'aigle und bois jaune genannt wird, sagt der Verfasser, daß dieser Baum eines der sonderbarsten und nützlichsten Produkte im ganzen vegetabilischen Reiche sey. An einem und demselben Stamme findet man drei gleich verschiedene und ebenfalls gleich interessante Theile. Die Rinde giebt das sogenannte äusserst wohlriechende bois d'aigle, welches blos um Gold verkauft wird. Der Splint oder das Bast liefert das trefflichste Mittel gegen alle Gallen- und Faulfieber, besonders gegen das gelbe Fieber, und in Wein oder Branntewein abgesotten, ist es mit großem Vortheile gegen die Magenübel zu gebrauchen. Das Holz, von den Chinesen Rosenholz genannt, wird von den Ebenisten sehr gesucht, weil es sowohl seiner Farbe wegen, als auch durch die Fähigkeit die beste Politur anzunehmen, eine der schönsten Holzarten ist.

Der Babeila, von den Indiern Lakinia genannt, gehört dem Verf. zu Folge zu den Accacien, und ist von der Familie der Mimosen. Auf ihm befinden sich stets die große Menge geflügelter Insecten, welche den Gummilack hervorbringen.

Unter den Indigopflanzen befindet sich eine gewisse Art, die mit dem größten Erfolge zur Bereitung einer grünen Farbe angewendet werden kann. Die blauen und gelben Substanzen befinden sich in ihr in einer solchen Menge, und in einer so genauen Vereinigung mit einander, daß man

die grüne Farbe mit dem besten Vortheile auf alle Substanzen zur Färbung bringen dürfte.

Der Baum, welcher die Ouatte liefert, und bombax, oder von den Hindous kadipé genannt, wird 24—25 Fuß hoch, und gedeiht, ohne Wartung und Pflege, in jedem Boden. In seiner Frucht, welche weit größer seyn soll, als die Baumwollennüsse, enthält er sehr feines und seidenartiges Wollengewebe, dessen sich die Hindous nicht bedienen, weil die Haare nicht lang genug sind, um auf den Weberstühlen verarbeitet zu werden. Der Verf. schlägt vor, sich dieses wolligen Gewebes zur Bereitung aller Arten von Filz zu bedienen. Er selbst hat einen sehr wohl gelungenen Versuch damit angestellt. Im Jahre 1788, als er nach Frankreich zurückkehrte, brachte er 12 Pfund von diesem Wollengewebe mit: von einem Theile derselben ließ er sich einen Hut verfertigen, welcher den besten Castorhüten in nichts nachstehen soll.

Eine sonderbare Eigenschaft einer kleinen Bohne, die in Indien häufig zu finden ist, bewürkt, den Nachrichten des Verfassers zu Folge, daß man, wenn man sie in das trübste, unreinste Wasser wirft, durch sie dasselbe in Zeit von einigen Viertelstunden vollständig aufklären und reinigen kann. Selbst in den Wein und andere Liqueurs geworfen, soll sie diese Eigenschaft beibehalten, ohne dem Wein im Geringsten etwas von seinem guten Geschmack zu nehmen. Die Bohne ist klein und rund, in Tamoul heißt sie Tetan-cote, sie wächst auf einem kleinen Strauchbaum, in der von uns sogenannten Halbinsel jenseit des Ganges.

Vier verschiedene Methoden ein gutes Traubencompot zu bereiten, von Parmentier.

Der vergangene Herbst führte über Frankreich ein Weinjahr heran, dessen sich selbst Frankreichs älteste Bewohner kaum erinnern konnten. Nicht blos die Menge der Trauben, sondern auch ihre vorzügliche Güte wird dasselbe für eine lange Reihe von Jahren zu einer sehr merkwürdigen und wohlthätigen Erscheinung machen. In vielen Weinländern Frankreichs hatten die Besitzer großer Weinberge oft

kaum Gefäße genug, um den ausgepreßten Most fassen, und ihn seiner Gährung überlassen zu können. Nicht selten erhielten die Personen, welche einem Weinbauer, der sich auf diese Weise in Verlegenheit befand, vier Fässer geliehen hatten, um seinen Most zu fassen, das vierte angefüllte Faß als Interesse. Der berühmte Parmentier hat über die Art, wie man bey einer Traubenmenge, wie die in diesem Jahre war, ein gutes Weinmuß bereiten soll, vier verschiedene Methoden bekannt gemacht, welche in dieser Zeitschrift eine Auszeichnung verdienen.

Erste Methode.

Man streift die Traubenbeere von den Traubenzweigen ab, und setzt sie in einem Kessel auf ein mäßiges Feuer. Ist nicht Saft genug vorhanden, um zu verhindern, daß sie sich auf den Boden des Kessels festsetzen mögen, so zerreibt man sie ein wenig. Bey fortgesetztem Kochen beginnen die Beere sich auszudehnen, sie platzen dann, und lassen hierauf ihre Flüßigkeit fahren. Jetzt vermehrt man nach und nach das Feuer, um das Ausdünsten der Feuchtigkeit zu beschleunigen, und um das Verkohlen der Materie zu verhüten, was dem Compot einen angebrannten unangenehmen Geschmack ertheilen würde. Sobald als man bemerkt, daß die Haut der Beeren weich genug und hinreichend zerkocht ist, um sich mit dem Safte leicht vermischen zu können, so nimmt man den zur Hälfte eingekochten Saft vom Feuer weg; man bringt ihn theilweise auf ein Sieb von Pferdehaar, und schlägt oder reibt dann den Saft durch ihn hin, indem man dazu den Rührlöffel oder die Hände anwendet, nachdem der Saft kalt geworden ist.

Nachdem die Marmelade auf diese Weise zusammengekocht worden ist, bringt man sie in ein reines kupfernes Becken, und setzt sie in demselben auf ein gelindes Feuer. Die Verdunstung wird hier wiederholt, indem man immerfort umrührt, vorzüglich wenn der Zeitpunkt des Kochens sich nähert, weil sie sonst sich leicht ansetzt, und verbrennet. Um aber dann zu wissen, wann der Zeitpunkt vor-

handen sey, in welchem das Kochen aufhören muß, so kann blos einige Erfahrung hierinnen den besten Unterricht ertheilen. Dieses ist um desto nothwendiger, weil das Traubencompot, wenn es unter diesem nothwendigen Kochungspunkte bleibt, sich nicht halten kann, und wenn es zu stark gekocht würde, es zu dick und nicht angenehm genug wird: man muß also alle Aufmerksamkeit darauf wenden, daß man es wohl kochen lasse. Man erkennt dieses zum Theil aus seiner Farbe, die dunkelbraun werden muß, und dann auch daraus, daß, wenn man eine kleine Masse dieses Compots auf einen Teller von Fayance fallen läßt, dieselbe sich nicht zu sehr theilt, und wenn sich um sie herum kein feuchter Rand ansammelt.

Zweite Methode.

Man bereitet das Traubencompot nicht blos allein aus Weinbeeren, sondern sehr oft verbindet man damit auch andere Früchte. Diejenigen, welche man gewöhnlich zu ihnen mischt, sind Reinettenäpfel, und von den Birnensorten, der Rousselet, der Martinsec, der Messire-Jean, der Frank-Real, die Wintergute-Christ-Birne, die Quitten und viele andere Sorten, nach den Localverhältnissen, in denen man sich befindet. Allein alle diese Früchte müssen vor ihrer gänzlichen Reife dazu angewendet werden, weil der in ihnen enthaltene bittere Stoff, mit dem Zuckerstoff der Weinbeere verbunden, dazu beiträgt, dem Compot einen guten Geschmack zu verschaffen. Man muß diese Früchte vorher schälen, ihnen ihre Kernhaut nehmen, und besonders die sogenannten steinigen Birnen nicht nehmen. Diese Früchte schneidet man in längliche Stücke, die man in den Syrup wirft, der, nach der oben angegebenen Methode zum erstenmale ausgekocht ist. Hierauf setzt man alles auf ein gelindes Feuer, und mit Hülfe eines Rührholzes wird dann alles recht gut unter einander gemischt. Noch besser ist es, wenn man die Birnen, Quitten oder Aepfel vorher besonders ausgekocht hat, und sie nachher erstlich in das Traubencompot mischt. Den höchsten Punkt des Kochens erkennt

man an denselben Merkmalen, welche schon in der erstern Methode angegeben worden sind.

Dritte Methode.

Man wählt und reinigt die Weinbeere mit demselben Fleiß, wie dieses in der so eben angegebenen Methode zu geschehen pflegt; man stampft sie ein wenig, um aus ihnen etwas mehr Saft zu erhalten; man läßt sie etwas kochen, bis daß sie platzen: hierauf schlägt man den Saft durch eine dünne Leinwand, und dann läßt man ihn durch das Kochen bis zu dem Grade verdunsten, wo, wenn man ein wenig warmes Traubencompot auf einen Teller bringt, der Saft die Consistenz einer Gallerte erhält, nachdem er kalt geworden ist. Diese Gelée ist von einem sehr angenehmen Geschmack, und wird dem Muß weit vorgezogen.

Vierte Methode.

Nach dieser Methode sucht man die ältesten und reifsten Trauben aus. In der Champagne zieht man in dieser Hinsicht eine Art von franc pineau oder von morillon noir allen anderen Weinsorten vor. Man liest die Beeren ab, man preßt sie leicht aus, und bringt sie in einem Becken auf ein gelindes Feuer: in dem Maaße, in welchem der Saft zusammenkocht und dichte wird, gießt man zu demselben von Zeit zu Zeit von dem besten Moste, der aus sehr reifen Trauben gepreßt worden war. Der zugegossene Most beträgt gewöhnlich zweimal so viel, als das Traubencompot selbst. Das Kochen wird fortgesetzt, bis daß der Saft die Consistenz eines dichten Syrups erreicht.

Ein Mittel, einem schwachen Weinessig Kraft und Wohlgeschmack zu ertheilen.

Man bringt in ein Faß von gewöhnlicher Grösse, in welchem sich der schwache Weinessig befindet, ein bis zwei Pinten Weingeist und zerstossene Wurzeln von Pynethrum und Arum oder Kälberfuß; von jedem eine Hand voll und drei bis vier Pfund von Crême de Tartre in Pulver. Dieses Gefäß bringt man an einen Ort, der heiß genug ist, das heißt in eine Temperatur von 20 Grad Reaum. und

um die Gährung zu bewirken, so wirft man in das Faß einige Stück rohes und frisches Fleisch, um diese Gährung fortsetzen zu lassen. Den Cremor Tartari und den Weingeist füllt man aber nur zu verschiedenen Zeiten zu dem Essig.

Sonderbare Eigenschaft einiger Thiere, dem Gifte des Grünspans zu widerstehen, und von demselben nicht angegriffen zu werden.

Der Publiciste machte am 4ten Brum. des Jahres 12 folgende Nachricht bekannt: „Die fressende und äzende Eigenschaft des Grünspans auf die Metalle bietet das sonderbare Phänomen dar, daß an manchen Gegenden des Meeres man auf einem Kupferartigen Grunde Fische fängt, die sich sehr wohl befinden, durch deren Genuß hingegen man vergiftet wird. Auf der Küste von St. Domingo, dem Molo von St. Nikolas gegenüber, ist eine Kupferhaltige Felsenbank, wo sich eine Menge Sardellen versammeln, die man häufig daselbst fangen kann: allein die Fischer suchen diesen Ort mit der größten Vorsicht zu vermeiden, weil die Fische, die sie hier fangen, den Personen, die von ihnen essen, einen eben so plötzlichen Tod zuziehen, als wenn sie Arsenik genommen hätten. Man hat mit Kupfer beschlagene Schiffe aus dem Meere mit Austern von allerhand Größe an ihrem Boden bedekt in den Hafen einlaufen sehen. Das Schiff le saint esprit genannt und von de Suffren commandirt, hatte dieser Austern, welche von der schönsten grünen Meerfarbe waren, eine so grosse Menge, daß man genöthigt war, eine Schildwache vor dasselbe zu stellen, welche die Liebhaber abhalten mußte, die sich dabey einfanden, um von diesen Austern zu haben.

Ein von Goutelongue neuerdings vorgeschlagenes sicheres Mittel zur Vertilgung der Raupen.

Da die Vermehrung der gräßlichsten Feinde der edelsten Gewächse im gesammten Pflanzenreiche, die der Raupen nemlich, von Jahr zu Jahr immer stärker zu werden scheint, so darf kein Mittel unversucht gelassen werden, welches man dieser Vermehrung nur mit einigem Erfolge entgegensetzen könnte; eben so wenig darf ein schon ausgeführtes gutes Mittel nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Herr Goutelongue aus Alan im Departement der Obern-Garonne behauptet, das folgende Mittel zwei Jahre hindurch, wo die Raupen die Gärten seiner Nachbarn verwüsteten, mit dem größten Erfolge in den seinigen angewendet zu haben.

Man setze, sagt er, auf die Spitze jedes Baumstammes ein grosses Stück lockrer Erde, und befestige dasselbe auf

die Weise, daß es nicht fallen kann. Dieses Mittel ist das einfachste von der Welt, und dennoch bewirkt dasselbe, daß zwei bis drei Tage darauf, nachdem man es versucht hat, alle Raupen, selbst die, welche sich auf den höchsten und entferntesten Aesten befinden, zur Erde fallen. Sollten die Raupen es versuchen wollen, an dem Stamme wieder aufwärts zu kriechen, so werden sie auf der Stelle und unverzüglich umkehren, sowie sie bis zu der Erde, die auf oder um die Spitze des Stammes herum befestiget ist, gekommen sind.

Dasselbe Mittel ist den Nachrichten eines gewissen Hrn. Viller, Arzt in Grenoble, zu Folge von einem Güterbesitzer in der Gegend um die so eben genannte Stadt ebenfalls mit grossem Nutzen versucht worden: blos mit der Ausnahme, daß derselbe selbst in die Gabeln der grossen Aeste an dem ganzen Baume diese Stücke lockrer Erde brachte und befestigte.

Oekonomische Preisaufgaben.

Die Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste im Departement du Nord hat vor einiger Zeit zwei Preisaufgaben ausgestellt, von denen die erstere in den ersten 14 Tagen des Fruktidors im Jahre 13 und die zweite in den ersten 14 Tagen des Fruktidors im Jahr 14 zuerkannt werden wird. Eine goldene Medaille von 150 Franken ist der Preis.

Die erste Preisaufgabe will, daß man die beste Methode angeben soll, um die Schaafe in dem Departement du Nord so zu nähren, zu vermehren und zu behandeln, daß die von ihnen gewonnene Wolle der englischen Wolle gleich kommen könne.

Die zweite Preisaufgabe will, daß man eine detaillirte Naturgeschichte der Erdfloh liefere, und die Mittel angebe, durch welche er vertilgt werden könne.

Neues Mittel dem Weinstock einen schnellen Trieb zu ertheilen.

In einer Pariser Zeitschrift wurde neulich behauptet, daß man dem Weinstock dadurch einen schnellen Trieb ertheilen könne, wenn man die Sorgfalt habe, sogleich nach dem Weinschnitt, die jungen Ranken mit einer Auflösung von concentrirter Salpetersäure oder Potaschen Nitrat zu befeuchten. Es ist bekannt, daß der Salpeter die Vegetation sehr begünstigt und aus diesem Grunde könnte wohl derselbe dem Triebe junger Weinstöcke sehr zuträglich seyn.

Neues Mittel, um zu verhüten, daß der Wein sauer werde.

Wenn der Wein anfängt, einen säuerlichen Geschmack anzunehmen, so giebt es ein sicheres Mittel, ihm diese

Säure zu benehmen. Dieses Mittel besteht darinnen, daß man trockene Nüsse nimmt, diese auf glühende Kohlen bringt, sie hier sich entzünden läßt, und sie hernach noch ganz angezündet in ein Gefäß wirft, in dem der Wein sich befindet. Man rechnet auf fünf Kannen eine Nuß. Nachdem dieses geschehen ist, wird das Gefäß, welches den Wein enthält, wohl verschlossen, und die Nüsse werden in ihm wenigstens zweimal 24 Stunden gelassen, ehe man davon trinkt. Der Wein hat dann, wie das Journal de Paris versichert, alle seine Schärfe verlohren.

Handelsnachrichten.

Da manche Handelsartikel, welche mit zu den ersten Bedürfnissen gehören, seit einiger Zeit in Paris zu sehr erhöhten Preisen bezahlt worden sind, so ist es vielleicht für manchen deutschen Leser von Wichtigkeit, einige nähere Nachrichten hierüber zu vernehmen. Diese Preise waren am 28sten Nov. in Paris folgende:

Fünfzig Kilogramme	Franken	Cent.	—	Fr.	C.
Alaun von Rom	80,	'	—	85,	'
Campeschenholz	42,	'	—	43,	'
Fernambuk	130,	'	—	135,	'
Cacao von den Inseln	160,	'	—	185,	'
Caffé von Martinique	275,	'	—	280,	'
Caffé von St. Domingo	262,	'	—	267,	'
Caffé von Bourbon	270,	'	—	0,	'
Caffé von Mocka	280,	'	—	0,	'
Caffé von Guadeloupe	265,	'	—	270,	'
Caffé von Demerary	260,	'	—	265,	'
Baumwolle von den Inseln	220,	'	—	250,	'
Baumwolle aus der Levante.	170,	'	—	0,	'
Gutes neues Oliven-Oel	135,	'	—	137,	50
Nelken-Oel	158,	'	—	160,	'
Fischtbran	70,	'	—	72,	50
Weisser Pfeffer	320,	'	—	0,	'
Schwarzer Pfeffer	180,	'	—	0,	'
Leichter gewöhnlicher Pfeffer	160,	'	—	0,	'
Weisse Marseiller Seife	85,	'	—	0,	'
Raffinirter Zucker von Orleans	195,	'	—	200,	'
— — — — von Gand	190,	'	—	200,	'
— — — — von Holland	197,	'	—	200,	'

In den Monaten Oktober und November dieses Jahres kosteten 154 Pfund Weizenkorn in dem Marnedepartement 12 Franken 69 Centim. und eben nicht mehr im Mosel und Rhein und Mosel- und im Saardepartement. Dies war der niedrigste Preis des Weizenkorns in ganz Frankreich. Die mittlern Preise waren die von 15 bis zu 23 Franken in den nördlichen Departements und die höchsten stiegen bis auf 28 Franken 86 Cent. in den Departements nach Süden zu. Namentlich kostete das Korn so viel in den Departements der Niederen Alpen, der See-Alpen, der Rhonemündungen und von Var. Die Bewohner dieser Provinzen mußten für ihr Weizenbrod gerade noch einmal so viel bezahlen als die Pariser, denen es nur 14 Franken kostete.

Vorstellung der Deputationen in der Gallerie des Louvre, und besonders merkwürdige Vorstellung der protestantischen Geistlichen.

Von der entschiedenen Gesinnung des Kaisers, die Religionsfreiheit in Frankreich mit seinem ganzen Ansehn zu behaupten, zeugt auf das unwidersprechlichste folgende Anecdote. Sie ist aus den sichersten Quellen gezogen, sie ist in Paris fast allgemein bekannt, und sie kann auf das sicherste vor jedermann verbürgt werden. Ohne uns die geringste Bemerkung über sie zu erlauben, geben wir sie, so wie sie wirklich vorgefallen ist.

Es war drei Tage nach der Krönung, wo die Präsidenten aller Deputationen des Reiches dem Kaiser vorgestellt wurden: unter ihnen befanden sich die 16—18 Präsidenten der calvinistischen und lutherischen Kirchen in Frankreich. Diese Deputationen alle waren in der grossen Gallerie des Museums aufgestellt und sie zogen der Reihe nach, Glied vor Glied, durch den Thronsaal vor dem Kaiser vorüber, so daß der Eintritt jeder Deputation in den Saal von dem Erzkanzler des Reichs dem Kaiser angemeldet wurde. Der Hof- und Tage-Ordnung zu Folge zog jede Deputation langsam und schweigend vor dem Throne hin, und der Kaiser bewillkommte den Vortreter von jeder Deputation mit einer angenehmen Verbeugung. Jezt kam die Deputation der Präsidenten der Consistorien an die Reihe. Ihr Anführer war ein Greis von einigen siebzig Jahren, Herr Martin, Präsident des Consistoriums von Geneve, ein würdiger Geistlicher und Gelehrter von einem äusserst ehrwürdigen und einnehmenden Aeußeren. Als er dem Throne gegenüber sich befand, näherte er sich demselben auf einige Schritte, und sprach zu dem Kaiser folgende Rede:

Sa Majesté vient de remplir le voeu que formoient depuis long temps les églises réformées de la France; celui de pouvoir porter aux pieds du trône leurs hommages et l'expression de leur sentiments — c'est avec une vive satisfaction que nous venons exprimer à sa Majesté pour nous et pour nos églises, notre respectueuse reconnoissance pour la protection, qu'elle nous a accordée jusqu'à présent, et la pleine confiance, que nous fondons pour l'avenir sur le serment, que sa Majesté vient de prêter avec tant de solennité, dont elle a voulu, que nous fussions les tèmoins, et par lequel en s'engageant à maintenir la liberté des cultes, elle donne le calme aux consciences et assure la paix de l'èglise. Nous souhaitons, que tous les sujets de sa Majesté sentent comme nous le prix de ce bienfait — nous le mèriterons par notre gratitude, notre fidélité et par la soumission aux loix dont nous avons donné constamment l'exemple. — Puissent nos prières ferventes attirer sur sa Majesté, sur l'Impératrice, sur les princes de la famille Impériale, toutes le bénédic-

tions du monarque du monde! puisse sa Majesté, qui a déjá tant fait pour sa gloire, y ajouter bientôt le titre de Pacificateur de l'Europe entiére et n'avoir plus qu'à déployer ces vertus, qui, en faisant le bonheur des peuples, sont la véritable gloire de souverains et font chérir la puissance! —

Auf diese mit Würde und Nachdruck gesprochene Rede antwortete der Kaiser in folgenden höchst merkwürdigen Worten:

„Je vous promets, que je ferai tout ce qui est dans mon pouvoir pour maintenir la libertè des cultes, et je vous permets de nous appeller des Nerons, si moi et mes descendants ferions la moindre infraction au serment, que je viens de prêter."

Diese Worte des Kaisers waren und konnten nicht prämeditirt seyn. Niemand wußte oder konnte vermuthen, daß Herr Martin sprechen würde. Sie dienen also um so mehr zur Empfehlung der liberalen Gesinnungen des Kaisers, welcher übrigens die Rede des Protestanten mit sehr vielem Wohlwollen im Ausdrucke angehört hat. Aus gewissen Gründen, die man sich hier sagt, sind sie in den Pariser Flugblättern so wenig abgedrukt worden als die Rede selbst.

Sitzung des National-Instituts am 26 December.

Die Klasse der französischen Sprache und Litteratur des National-Instituts hat ihre öffentliche Sitzung gehalten, und kündigte ihre Preisaufgaben für das folgende Jahr an. Unter den eingesandten Dichtstücken des vorigen Jahrs erkannte die Klasse keines des Preises, aber einige einer ehrenvollen Erwähnung würdig, nemlich ein Gedicht über die mütterliche Liebe und eine poetische Epistel eines Landmanns an einen Städter. Den Preis der Poesie, der für eine Lobrede auf Boileau ausgesezt war, erhielt eine Abhandlung mit den beiden Versen bezeichnet:

Tout reconnut ses lois et ce guide fidèle
Aux auteurs de ce tems sert encor de modèle.

Der Verfasser der Abhandlung, Hr. Auger, Employé bei dem Ministerium des Innern war in der Sitzung zugegen, und empfieng daher die Preismedaille in eigner Person aus den Händen des Präsidenten.

Hierauf theilte Hr. Collin d'Harleville der Versammlung einige Proben der eingesandten Gedichte mit, welche eine ehrenvolle Erwähnung erhalten hatten, und begleitete sie mit einigen kritischen Bemerkungen.

Nach dieser Vorlesung las Hr. Suard, Sekretär der Klasse, die Preisaufgaben für das folgende Jahr vor, die wie im vorigen eine Dichtung, und eine Abhandlung in Prose sind. Für die erste gab die Klasse folgende drei Ge-

genstände, unter denen die Bewerbenden wählen können: der Reisende; die Unabhängigkeit des Gelehrten; der Einfluß der Schaubühne auf die Sitten und den Geschmack. Für die Abhandlung in Prose verlangt die Klasse das Gemälde der französischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Die Bedingungen sind die gewöhnlichen.

Hierauf theilte Hr. Morellet einige Bemerkungen mit, die sich auf die Preisaufgaben bezogen, und nach ihm las der Präsident der Klasse, Hr. François de Neufchateau die gekrönte Lobrede auf Boileau vor. Die Sitzung wurde mit der Vorlesung einiger Fabeln von Hr. Arnault geschlossen.

Etwas über eine Abendgesellschaft, über das Requiem von Mozart und über Cherubini.

— Ich befand mich gestern in einer Gesellschaft, wo ich einen meiner hiesigen Lieblingssänger, den Schauspieler Chenard, mit seiner Familie, antraf. Dieß war mir um so viel angenehmer, da mir noch der schöne Gesang in den Ohren tönte, womit er in einer sehr glänzenden Gesellschaft die sich ums Piano drängenden Gäste, vor wenig Tagen, unterhalten hatte. Tage? sage ich? . . . Ich sollte vielmehr Nächte schreiben; denn wir machen hier wieder, wie ehedem, unsre Tage zu Nächten; und mit andern Institutionen der Vorzeit kommen auch die Abend- und Nachtmahlzeiten neuerdings zu Ehren und Würden, sie, die zwar den frugalen Liebhabern des: Morgenstunde hat Gold im Munde! nicht allerdings passen; aber an denen die zahllosen Diamanten unserer schönen Damen nur desto glänzender blitzen. Vornehmlich hatte Chenard uns zur Ohrenweide eine Scene aus einer Operette von Wölfl, voll der abwechselndsten comischen Laune, und eins von den ernsthafteren Gemählden aus der französischen Parodie von Haydns Schöpfung aufgetischt, in der er sich ganz mit dem männlichen, schnirkellosen Gesange zeigte, den er so sehr in seiner Gewalt hat, und von dem man, bey seiner vortreflichen Artikulation, auch kein Sylbchen verliert. Ich hatte nicht umhin gekannt, ihm zu sagen: daß Haydn eines solchen Interpreten wie Er sich noch im Grabe erfreuen müsse! — Wir redeten viel von der neuerlichen Aufführung des Schwanengesanges von Mozart; seines Requiem, die hier durch das ganze Orchester des Conservatoirs vorigen Mittwoch in der Kirche von St. Germain l'Auxerrois gegeben worden ist. Unter den vielen Anwesenden bilde ich mir ein, einer derer gewesen zu seyn, die diesen Ohrenschmaus nicht am unleckersten genossen haben, weil ich, auf mein Bänkchen hinter einen Pfeiler geduckt, meine Breitkopfische Par-

titur mit mir genommen hatte, und so in dem Verfolge der Aufführung, meinen Ohren mir von den Augen beystehen ließ; was denn, wie Sie mir eingestehen werden, ein etwas klareres Vergnügen gewährt, als wenn man solcher Vorsicht vergißt. Ich sage Ihnen übrigens von der Vortreflichkeit dieser Aufführung, und der Wirkung, die sie hervorbrachte, nichts: Sie werden davon einiges in einer sehr gedachten kritischen Zergliederung dieses Werkes des Fürsten der Tonkunst — (denn dafür fängt er immer mehr und mehr an, fast mit Kniebeugen, in Paris anerkannt zu werden —) in der Correspondenz der Amateurs de Musique finden, die uns Breitkopfs musikalische Zeitung wahrscheinlich wohl ausführlicher mittheilen wird. Das Auditorium war indeß mehr zahlreich als glänzend; nur die Plätze waren besetzt, die 6 Livres kosteten; die vornehmern, wo man zwar nicht besser hören konnte, aber die die Reichen und Grossen vom Vulgus unterschieden, und 20 L. bezahlt wurden, waren fast leer. In der Mittagsstunde, wo diese Requies gegeben ward, requiescirten unsre feinen Schönen und ihre männlichen Begleiter gewöhnlich in ihren Schwanenbetten noch; auch hatte wohl die Kälte des Decembertages, wiewohl er nur einem nordischen Frühlingsmorgen glich, andere schon aufgestandene an ihren Caminen zurückgehalten. —

Noch hörte ich von Ebenard eine Nachricht, die Frankreich leid thun, und Deutschland erfreuen wird: nämlich: daß Cherubini uns ganz verläßt, und nach Wien geht, Haydns Stelle anzunehmen. Cherubini soll übel darauf zu sprechen seyn, daß er nicht auch das Kreuz der Ehrenlegion wie Gretry, Mehul und Daleyrac erhalten; und man meint, daß ihn das auch mit zu diesem Entschlusse bestimmt. Uebrigens weiß man in Deutschland, wie erstaunlich hoch er in der Meinung der Wiener Musikkenner steht; Reicha schrieb mir unlängst, daß man dort ihn durchgängig Mozart den Zweyten nenne. Er mag dieses hohe Lob in Absicht seiner gründlichen Kenntniß und reichen Anwendung der Harmonie verdienen; ob aber auch in Absicht jener Wirkungen der Kunst, durch die Mozart, der Alles verband, auch den ungelehrtesten Layen fortreissen muß .. Ich, als Laye, will mir darüber keine Entscheidung anmaaßen. Seit seinen Deux Journées hat er hier auf das Volk nicht gewirkt; man weiß, daß er in dem Wetteifern über das Süjet Anacreon, mit Gretry, (was auch Reichardt über diese Oper Gretry's sagen mag, die sich stets noch neben Glucks Iphigenie und Sacchinis Oedip erhält) sehr unglücklich gewesen ist. — Doch macht ihm niemand auch hier nicht streitig, daß er eine der ersten Zierden des musicalischen Parnasses von Frankreich war, und es verdiene, der Nachfolger eines solchen Mannes zu werden. Künftigen Frühling wird man, wie ich höre, als

Seelenmesse für Haydn, das Mozartsche Requiem noch einmal wiederholen.

Die fünf Tage der Krönungsfeier.*)

Der Krönungstag.

2. Dec.

Der feierliche Tag der Krönung nahte; nur noch nach Stunden wurde seine Entfernung gemessen. Tausend Hände waren mit Vorbereitungen beschäftigt; überall herrschte Thätigkeit und Leben. Ein ungeheurer Menschenstrom wallte am Vortage des Festes in dem Garten der Tuileries auf und nieder, und auf allen Plätzen, welche für die Feierlichkeit ausgeschmückt wurden, standen zahlreiche Gruppen Zuschauer im Vorgenuß des Schauspiels, das der morgende Tag versprach. Man glaubte bei dem ersten Anblicke, die ganze Masse der Neugierigen habe sich an diesem interessanten Orte zusammengedrängt, aber ein noch grösserer Theil strömte durch die finstern Strassen der Cité nach dem anziehendsten Schauplatze der Feierlichkeit, der Kirche Notre Dame.

Die ununterbrochene Arbeit einer Reihe von Wochen hatte dem Aeussern und vorzüglich dem Innern dieses gothischen Tempels die Einrichtung gegeben, welche die feierliche Handlung, die in seinen Mauern vor sich gehen sollte, erforderte. Vor der Antlitzseite befand sich etwas höher als das Pflaster eine Gallerie, welche zu dem erzbischöflichen Pallaste führte; in der Mitte derselben und gerade vor der Hauptthür der Kirche erhob sich ein Portal, das von vier Pfeilern getragen wurde, auf deren Seiten man die sechs und dreißig vornehmsten Städte Frankreichs unter weiblichen Figuren dargestellt erblickte. Die innere Wölbung des Portals war himmelblau, mit Sternen besäet und mit den Buchstaben N und J dekorirt. Die Mauern der Kirche, welche die innern Seiten der Gallerie bildeten, waren mit Tapeten**) behangen. An dem östlichen Ende der Kirche stand ein Pavillon, der durch einen bedek-

*) Obgleich vieles von dem, was hier enthalten ist, vielleicht schon in öffentlichen Blättern aufgenommen seyn mag, so glaubten wir uns dennoch nicht berechtigt, in einer Zeitschrift, die Paris vorzüglich gewidmet ist, ein solches Schauspiel mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, und wenn die Feste des Ceremoniels auch ihrer Natur nach etwas zu Studiertes in der Anordnung darbieten, so wird sie der Leser doch gerne im Zusammenhang übersehen wollen.

**) Diese Tapeten sind von ganz besonderer Schönheit, und gröstentheils nach den Arbeiten der ältern französischen Meister unter ihren eignen Augen verfertigt.

ten Gang mit dem erzbischöflichen Pallaste Verbindung hatte, und dazu bestimmt war, den Kaiser bei seinem Absteigen aufzunehmen.

Im Innern der Kirche bildeten die vier untern Gallerien des Schifs ein Amphitheater, das in vier Stokwerke vertheilt war, von denen jedes vier Reihen Bänke enthielt, auf den obern Gallerien erhoben sich ebenfalls amphitheatralisch vier Reihen Sitze. Ungeachtet man bei der Vertheilung des Raums die gröste Sparsamkeit hatte beobachten müssen, waren dennoch diese Sitze sehr geräumig, und, um die Circulation zu erleichtern, an den nöthigen Orten von breiten Gängen durchschnitten. In der Mitte des Schifs erhob sich der Thron unter einem Triumphbogen, auf dessen Antlitzseite man die Worte las: Napoléon, Empéreur, Honneur et Patrie. Unter diesen Worten sah man das Wappen des Reichs, so wie es auf dem Staatssiegel gebraucht wird, einen goldnen Adler in azurnem Felde, umhangen mit einer Kette, welche den grossen Stern der Ehrenlegion trug. Hinter dem Wappen und vor dem Hermelinmantel, welcher den Hintergrund bildete, waren im Kreuz eine Gerechtigkeitshand und ein Scepter; über dem Schilde ragte ein goldner Helm mit der kaiserlichen Krone bedeckt hervor. An beiden Seiten schmückten diesen Triumphbogen Siegeszeichen und sinnbildliche Figuren. Der päbstliche Thron, mit den päbstlichen Insignien geziert, stand in einiger Entfernung auf der Seite des Altars. Die Wände der Kirche waren mit Tapeten und der Fußboden mit Teppichen bekleidet, und alle übrigen Theile derselben mit goldnen Sternen, Bienen und gekrönten N dekorirt; in allen Dekorationen dominirte roth und blau.

Der Krönungstag erschien; um 6 Uhr Morgens kündigte ihn eine Artilleriesalve an. Der Senat, der gesezgebende Körper*) das Tribunat, der Staatsrath, die Deputationen der Armee und der Nationalgarden**), und überhaupt alle zu der Feierlichkeit gerufene Beamte waren um 8 Uhr in der Kirche versammelt; ihnen folgte das diplomatische Corps, das sich bei dem österreichischen Minister, Grafen Kobenzl, vereinigt hatte. Um 9 Uhr verließ der Pabst mit seinem Gefolge den Pallast der Tuileries; eine

*) Unter den Equipagen zeichneten sich die der Mitglieder des Gesezgebenden Körpers sehr zu ihrem Nachtheile aus. Der größte Theil derselben bestand aus gewöhnlichen Miethfiacres, deren Nummern masquirt waren. Die Wagen wurden an diesem Tage zu 4 Louisd'or und noch höher vermiethet.

**) Die Zahl der Deputationen der Armee und der Nationalgarden war 438; sie machten insgesamt ein Corps von 8000 Mann aus, aber wegen Mangel des Raums konnte nur ein Ausschuß aus jeder Deputation in die Kirche aufgenommen werden.

militärische Eskorte begleitete den Zug, an dessen Spize sich der päbstliche Kreuzträger auf einem Maulthiere reitend befand*). Der Pabst stieg bei seiner Ankunft auf dem Plaze des erzbischöflichen Pallastes aus, wo ihn der Kardinal-Erzbischof von Paris empfieng, und ihn in den großen Saal der Erzbischöflichen Wohnung führte, in welchem die Geistlichkeit, die bei der Feierlichkeit assistiren sollte, versammelt war. Während der Pabst sich seine Insignien anlegen ließ, begab sich der Erzbischof nach der Kirche, um den Pabst zu empfangen. Dieser folgte ihm nach einigen Augenblicken mit seiner Begleitung in folgender Ordnung. Voran giengen zwei päbstliche Kaplane mit den beiden Mitren des Pabstes, hinter ihnen der Thuriferarius mit dem Rauchfaß, dann kam der Kreuzträger; ihm zur Seite giengen die sieben Akolyten mit Leuchtern; dem Kreuzträger folgte ein Unterdiakonus, und diesem in zwei Reihen die Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle mit ihren Mitren bedekt; der Pabst im Chorrok und die Tiara auf dem Kopfe, umgeben von den assistirenden Kardinal-Diakonen, schloß den Zug, der von einer Ehrenwache begleitet wurde. Bei dem Eintritt in die Kirche überreichte der Erzbischof dem Pabste den Weihwedel, mit dem dieser die Versammlung besprengte, und sich darauf, während das alte Tu es Petrus angestimmt wurde, in das Sanktuarium begab.

Um 10 Uhr sezte sich der kaiserliche Zug in Bewegung. Eine Artilleriesalve zeigte den Augenblick der Abreise an. Der Zug gieng durch eine Doppelreihe Truppen über den Platz du Caroussel, durch die Strassen St. Nikaise, St. Honoré, über den Pont neuf u. s. w. Acht Eskadrons Kürassier, eben so viele Karabinier und die Chasseurs de la Garde mit Pelotons Mamelukken untermischt, eröfneten ihn; der Gouverneur von Paris mit seinem Etatmajor war an der Spitze dieser Truppen. Die Ordnung war folgende: Zwei Waffenherolde zu Pferde; — ein Wagen mit den Ceremonienmeistern und ihren Gehülfen; — vier Wagen mit den Grands Officiers de l'Empire; — drei Wagen mit den Ministern; — ein Wagen mit dem Grand-Chambellan, dem Grand-Ecuyer und dem Grandmaître des cérémonies; — ein Wagen mit dem Erzkanzler und dem Erzschazmeister; — ein Wagen mit den Prinzessinnen; — der Wagen des Kaisers, in dem sich der Kaiser und die Kaiserin, und die Prinzen Joseph und Louis befanden; — ein Wagen mit dem Grand-Aumonier, dem Grand Maréchal du Palais und dem Grand Veneur; — ein Wagen mit der Dame d'honneur,

*) Der Kreuzträger und sein sanftes Thier regten die spottende Laune der Zuschauer auf; man bedauerte, dem geistlichen Herolde nicht eine Stelle im Wagen gegeben zu haben. Der Aufzug desselben hat hinterher zu nicht wenig Carricaturen und Calembourgs die Veranlassung gegeben.

der Dame d'Atours, dem ersten Ecuyer und dem ersten Chambellan der Kaiserin; — zwei Wagen mit acht Dames du Palais: — ein Wagen mit zwei andern Dames du Palais und zwei Chambellans; — drei Wagen mit den Officiers civils des Kaisers und der Kaiserin; — vier Wagen mit den Dames und Officiers der Prinzen und Prinzessinnen.

Der Wagen des Kaisers wurde von acht isabellfarbigen Pferden gezogen; die Farbe desselben war grün, mit Sternen besäet, die der Räder und der übrigen Theile amaranthfarbig und vergoldet; eine goldne Krone, von vier Adlern getragen, schmückte die Decke, und zwei goldne Sphinxe unterstützten die hintern Federn. Acht Pagen in reicher Kleidung standen vorn und hinten auf, und die Colonels der Garde und die Aides de Camp ritten neben her. Der Zug wurde von den Grenadiers à cheval de la Garde untermischt mit Pelotons reitender Artillerie und von der Gendarmerie d'Elite geschlossen.

Der Kaiser und die Kaiserin stiegen unter dem Pavillon an der kleinen Thür des erzbischöflichen Pallastes aus, und begaben sich in die für sie bereiteten Zimmer. Hier bekleideten sie sich mit den kaiserlichen Ornamenten, und giengen darauf durch die obenbeschriebene Gallerie nach der Kirche.

Die Ordnung dieses Zugs war folgende: die Huissiers; — die Waffenherolde mit ihrem Anführer; — die Pagen; — die Ceremonienmeister; — der Marschall Serrurier mit dem Ringe der Kaiserin auf einem Küssen; — der Marschall Moncey mit dem Korbe für den Mantel der Kaiserin; — der Marschall Murat mit der Krone der Kaiserin; — die Kaiserin mit dem Mantel bekleidet; — die Prinzessinnen, welche die Schleppe des kaiserlichen Mantels trugen; — ihnen zur Seite der erste Ecuyer und der erste Chambellan der Kaiserin; — die Officiers der Prinzessinnen, welche die Schleppen ihrer Mäntel trugen; — die Dame d'honneur und die Dame d'atours der Kaiserin; — die Marschälle Kellermann, Perignon und Lefebure mit der Krone, dem Szepter und dem Degen Karls des Großen; — der Marschall Bernadotte mit der Halskette des Kaisers; — der Colonel Beauharnois mit dem Ringe des Kaisers; — der Marschall Berthier mit dem Reichsapfel; — der Grand-Chambellan mit dem Korbe für den kaiserlichen Mantel; — der Kaiser mit dem Mantel *) bekleidet, den Szepter und

*) Der kaiserliche Mantel ist von amaranthfarbigem Sammet, 4 Ellen lang, und am untern Saume ungefähr 8 Ellen breit. Der Grund desselben ist mit in Gold gestickten Bienen besäet, und der Rand mit reicher Goldstickerey besetzt. Lorbeerzweige, mit Kornähren durchflochten, umschlingen von Abstand zu Abstand silberne Sonnen, die mit Eichen und Oelzweigen bekränzt sind, und in deren Mitte ein goldnes N glänzt. Er ist mit Hermelin gefuttert, und hat einen großen Kra-

die Gerechtigkeitshand in den Händen, und die Krone *) auf dem Haupte; — die Prinzen und Grands-Dignitaires, welche die Schleppe des kaiserlichen Mantels trugen; — der Grand-Ecuyer, der diensthuende Colonel Général de la Garde und der Grand-Maréchal; — die Minister, und zuletzt die Grands-Officiers militaires. **)

Als der Zug am Portal der Kirche angekommen war, reichte ein Kardinal der Kaiserin, und der Kardinal-Erzbischof dem Kaiser das Weihwasser, und führten sie darauf unter einem Himmel, den Geistliche trugen, nach den für sie im Chor der Kirche bestimmten Plätzen, zwei Sesseln, vor deren Füssen rothsamtne Küssen lagen. In der Miene des Kaisers herrschte ernste Majestät; Güte und Anmuth glänzte in den Zügen der Kaiserin. Sie setzte sich dem Kaiser zur Linken; hinter demselben nahmen die Prinzen und die beiden Grands-Dignitaires, hinter diesen der Colonel Général de la Garde u. s. w. ihre Plätze; hinter der Kaiserin hatten ihre Stellen die Prinzessinnen, und hinter diesen die Grands-Officiers, welche den Ring, den Mantelkorb und die Krone der Kaiserin trugen. Das übrige Gefolge stellte sich seinem Range gemäs in den gehörigen Entfernungen hinter oder neben den genannten Personen.

In demselben Augenblicke, in dem der Kaiser das Chor betrat, stieg der Papst von seinem Throne, gieng zum Al-

gen, in der Form eines Palatins, ebenfalls von Hermelin; das Pelzwerk steht ungefähr 4 Zoll über den Rand hervor. Der Mantel der Kaiserin ist ganz dem des Kaisers gleich, ausser daß die Sonnen, welche sich in der Stickerey befinden, von Gold, und das N von Silber ist.

*) Szepter und Krone sind von Biennais verfertigt, einem ausgezeichneten Pariser Künstler. Der Szepter ist von Silber, seine Spitze endigt sich in eine Kugel, auf der eine kleine Figur steht, welche Karl den Grossen vorstellt. Die Krone besteht aus einem Eichen- und einem Lorbeerzweige, deren Ende sich vereinigen. Krone und Szepter sind äusserst geschmackvoll gearbeitet. Der Künstler scheint alle Kräfte aufgeboten zu haben, um etwas zu liefern, das mit den Arbeiten des berühmten Florentiners Benvenuto Cellini wetteifern darf, und sie vielleicht noch übertrifft.

**) Im Augenblicke der Ankunft des kaiserlichen Zuges vor dem erzbischöflichen Pallaste zeigte sich die Sonne, die seit dem Morgen durch dichte Nebel verhüllt gewesen war, ein Umstand, der von den Zuschauern bemerkt, und von vielen auf die Begebenheit bezogen, und auf das Vortheilhafteste gedeutet wurde. Erwähnung verdient dieser Sonnenblick allerdings, weil er der einzige des ganzen Tages war, und sich bald darauf das glänzende Gestirn wieder hinter den Wolken verbarg.

tar, und stimmte die Hymne Veni creator an. Während dieses Gesanges, den Musik *) begleitete, hielten der Kaiser und die Kaiserin ihr Gebet. Nach dem Gebete empfieng der Erzkanzler aus den Händen des Kaisers die Gerechtigkeitshand, und der Erzschatzmeister den Szepter; der Grand-Electeur nahm die Krone; der Grand-Chambellan die Halskette und den Ring; der Grand-Ecuyer den Mantel, und der Connetable den Degen des Kaisers; zu gleicher Zeit nahmen die Dame d'honneur und die Dame d'atours Krone, Mantel und Ring der Kaiserin. Die Insignien des Kaisers sowohl als der Kaiserin wurden darauf auf den Altar gelegt. Nach dem Veni creator fragte der Papst den Kaiser das gewöhnliche: Profiterisne, das der Kaiser, indem er mit den Händen das vom Grand-Aumonier ihm dargereichte Evangelienbuch berührte, mit Profiteor beantwortete. Hierauf wurden noch einige Gebete gesungen, nach deren Beendigung die Salbung geschah. Der Grand-Aumonier, der erste französische Kardinal-Erzbischof, der älteste Erzbischof und der älteste Bischof führten den Kaiser und die Kaiserin zum Fuß des Altars, wo sie knieend die Salbung empfiengen. Nach der Salbung fieng der Papst die Messe an, und segnete die Kronen, den Degen, die Mäntel und die Ringe ein; bei jeder Einsegnung wurde ein dazu passendes Gebet gesprochen. Der Papst übergab darauf die eingesegneten Insignien des Kaisers in folgender Ordnung: den Ring, den Degen, den Mantel, die Gerechtigkeitshand, den Szepter, die Krone. Die Kaiserin empfieng erst den Ring, dann den Mantel, und zulezt die Krone, welche der Kaiser ihr aufsetzte. **) Nach dieser feierlichen Handlung führte der Papst, von den Kardinälen umgeben, den Kaiser und die Kaiserin nach dem großen Throne im Hintergrunde der Kirche. Derselbe Zug, der sie bei dem Eintritte in die Kirche begleitet hatte, folgte ihnen auch jetzt. Die Plätze um den Thron waren auf folgende Weise vertheilt: Der Kaiser auf dem Throne; ihm zur Rechten, eine Stufe niedriger, die Kaiserin auf einem Sessel; der Kaiserin zur Rechten, eine Stufe niedriger, die Prinzessinnen auf Stühlen; hinter der

*) Die musikalischen Kompositionen, welche bei der Krönung ausgeführt wurden, sind von Paesiello, Lesueur und Rose. Zwei vierchörige Orchestres, jedes mit 50 Musikern besetzt, wurden, das eine von Rey, erstem Orchestmeister der kaiserlichen Kapelle, das zweite von Persuis dirigirt.

**) Im Augenblicke, als der Kaiser sich die Krone aufsetzte, erschallte überall ein tausendfaches Beifallklatschen, aber am stärksten von der Tribune herab, auf der die Mitglieder des Tribunats saßen. Der feierliche Ernst, der bisher auf den meisten Gesichtern lag, schien zu verschwinden, und die Feierlichkeit selbst einen heiterern Charakter anzunehmen.

Kaiserin die Dame d'honneur und die Dame d'atours; dem Kaiser zur Linken, zwei Stufen niedriger, die beiden Prinzen, und an ihrer linken Seite die beiden Grands-Dignitaires; hinter dem Kaiser standen der Colonel Général de la Garde und die Grands-Officiers, und hinter diesen die Officiers civils des Kaisers und der Prinzen. Als jeder seinen Platz genommen hatte, stieg der Papst die Stufen des Throns hinauf, sprach das Gebet: In hoc Imperii solio u. s. w. und küßte dem Kaiser die Wange. Darauf drehte er sich gegen die Versammlung, und sagte mit lauter Stimme: Vivat Imperator in æternum; die Versammlung rief: Vivent l'Empereur et l'Impératrice! Der Papst kehrte jetzt nach seinem Throne zurück, und das Te deum wurde angestimmt. Am Schluß desselben begab sich der Grand-Aumonier mit Begleitung nach dem Altar, empfieng daselbst das Evangelienbuch, und brachte es dem Kaiser. Zu gleicher Zeit überreichten ihm der Präsident des Senats, begleitet von den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats, die Eidesformel der Konstitution, welche der Kaiser, die Hand auf's Evangelienbuch gelegt, aussprach. Hierauf rief der Anführer der Herolde: le très glorieux et très auguste Empereur Napoléon, Empereur des François est couronné et intronisé; Vive l'Empereur! Die Versammlung wiederholte die beiden lezten Worte, und sezte hinzu: Vive l'Impératrice. Die Präsidenten des Senats, des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats giengen jezt nach ihren Sitzen zurück, und der Staatssekretair nahm den Eid des Kaisers zu Protokoll. Die Prinzen, die Grands-Dignitaires, die Minister und die Präsidenten des Senats, des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats unterzeichneten dasselbe. Nach dieser Formalität kam die Geistlichkeit mit dem Himmel zum Fuß des Throns, und führten den Kaiser und die Kaiserin zurück. Der Zug verließ die Kirche in derselben Ordnung, wie bei der Ankunft, stieg vor dem erzbischöflichen Pallaste wieder ein, und gieng über den Pont de Change, durch die Strasse St. Denis, und über die Boulevards nach dem Pallast der Tuileries zurück; der Papst mit seinem Gefolge schloß sich ihm an.

Alle Strassen und Boulevards, welche der Zug berührte, waren, wie am Morgen, mit einer Doppelreihe Truppen besetzt, hinter denen die Reihen der Zuschauer, entweder standen, oder auf kleinen Amphitheatern sassen, welche vor den Häusern, welchen es der Raum erlaubte, errichtet waren. Diese Menschenmasse und ein erleuchteter Weg, der die schönsten Perspektive bildete, erhöheten die Würde des Anblicks des prachtvollen, feierlich langsam sich fortbewegenden Zuges, und der unabsehbaren Reihen des auserlesensten Militärs, das ihn begleitete; eine kriegerische Musik, die von Zeit zu Zeit ertönte, vermehrte das Feierliche des Schauspiels.

Der glänzende Zug war endlich vorüber; ihm wälzte sich der ungeheure Menschenstrom nach, der die Boulevards bedeckte. Alles eilte nach dem Garten der Tuileries zu einem neuen Schauspiele, das einen längeren Genuß versprach, als der vorübergehende Anblick prächtiger Equipagen. Das Schloß und der Garten der Tuileries waren erleuchtet. Tausend Lampen blitzten dem Eintretenden entgegen, und im Hintergrunde glühte einem Feuerpallaste gleich die kaiserliche Wohnung. Feurige Linien zeichneten alle Abtheilungen, Säulen und hervorragende Parthien dieses Gebäudes, das die ganze Breite des Gartens ausfüllt; glänzende Pyramiden standen in den Nischen, und ungeheure Laternentrauben schwebten in den Zwischenräumen der untern Gallerien. Das sogenannte Parterre des Gartens, nemlich der Raum zwischen dem Pallast und den beiden Baumgruppen, war von 146, durch Arkaden verbundenen, Pfeilern umschlossen, und durch diese flammende Gränze von dem übrigen Theile des Gartens geschieden. In der Hauptallee stand eine Doppelreihe Säulen, welche durch farbige Feuerguirlanden und Fesions an einander gekettet waren, und auf ihren Spitzen Sterne trugen; Pyramiden und Orangebäume erhoben sich auf den Terrassen und den ubrigen Plätzen des Gartens, und flammende Terrinen bekränzten die Bassins.

Ausser den Tuileries waren auch alle öffentliche Plätze und Gebäude, und die meisten Privatwohnungen erleuchtet. Die Illumination des Palais der Ehrenlegion zeichnete sich besonders aus; sie war einfach und geschmackvoll. Auf der Antlitzseite des Gebäudes stralte in kolossalischen Buchstaben die Devise der Legion: Honneur, Patrie, Napoléon, und über dem Dache schwebte farbig erleuchtet das Ordenszeichen, der Stern.

Unter den Erleuchtungen der Privathäuser zog die folgende, welche sich an dem Hause des Optikers Chevalier befand, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich. In einer transparenten Einfassung, welche durch Lorbeern, Myrthen, Eichen- und Oelzweige gebildet wurde, stand ein Optiker, das Sehrohr nach dem Himmel gerichtet, an welchem ein glänzender Stern funkelte, mit den Worten: In hoc signo salus umschrieben. Unten standen diese zwei Verse:

De cet astre brillant ah! puisse l'influence
Assurer pour jamais le bonheur de la France.

Noch weiter unten las man:

Egalement chèr à la gloire
Et chéri du peuple français
Il descendit du char de la Victoire
Pour sacrifier à la paix.

Im Hintergrunde war ein Tempel mit der Inschrift: à l'immortalité. Die Erleuchtung der Bäder d'Albert auf dem Quai Buonaparte verdient vorzüglich wegen ihrer passenden Inschrift Erwähnung; sie hieß: Altera ripa viro sed nomine

nostrâ superbit; *) weiter unten standen unter einem transparenten Sterne die folgenden zwei Verse:

Gallis stella favens Gallorum et fulget amicis
Quâ radiante feri sol obscurabitur Angli.

Ein schöner heiterer Himmel begünstigte diesen glänzenden Abend des festlichen Tages, der sich, Dank den vortreflichen Anstalten, welche die Polizei getroffen hatte, endete, ohne durch den kleinsten Unfall getrübt geworden zu seyn.

Zweiter Tag.

Das Volksfest.

3. Dec.

Das Wogen eines Menschenstroms, der auf den Boulevards ab und zufloß, und immer derselbe zu bleiben schien, eine rege Menge von Tausenden, die sich von Vergnügen zu Vergnügen drängten, war das Schauspiel, das sich an diesem Tage dem Auge des Zuschauers darbot. Auf den glänzenden Pomp des Krönungstages folgten die Ergötzungen des Volks. Ein heiterer Sonnenschein beleuchtete eine große Gesellschaft aus allen Ständen, die sich auf dem ausgedehnten Raume bewegte, der sich von den Tuileries bis zur äussersten Gränze der Boulevards St. Antoine ausstreckt. Am Morgen dieses Tages durchzogen Waffenherolde zu Pferde die vornehmsten Plätze, und warfen kleine und große Schaumünzen aus. **) Auf der Place de la Concorde standen vier kleine antike Tempel für den Tanz bestimmt, und auf den vier Ecken des Platzes erhoben sich Tribunen mit Musikanten besetzt. Spiele und Volksbelustigungen waren auf den vornehmsten Plätzen und auf der ganzen Ausdehnung der Boulevards vertheilt. Hier fuhren Musikanten auf geschmückten Wagen, von denen eine fröliche Musik ertönte, dort ließ sich eine Gruppe Sänger hören; weiterhin bildete sich ein zahlreicher Kreis, um einem Taschenspieler zuzusehen; hier standen hohe Masten, an deren Spitzen Preise schwebten, silberne Uhren, Becher, Dosen u. dgl.; dort waren kleine Theater errichtet, auf denen Bouffons durch ihre Lazzis die Aufmerksamkeit der sie umgebenden Menge fesselten. Mittags ließ man auf der Place de la Concorde fünf Ballons aufsteigen, von denen der größte einen Adler trug, der in seinen Klauen zwei Fahnen hielt, auf wel-

*) Auf dem jenseitigen Ufer ist der Pallast der Tuileries.

**) Diese Münzen haben auf der einen Seite das Brustbild des Kaisers mit der Lorbeerkrone, und die Umschrift: Napoléon Empereur; auf der Rückseite sind zwei Figuren, die eine in Militär-, die andere in Magistratskostume, welche einen Helden, mit den kaiserlichen Insignien geschmückt, auf einem Schilde in die Höhe heben. Die Umschrift: le Sénat et le Peuple erklärt diese Allegorie.

chen man die Worte: Napoléon Empereur las. Die Ballons stiegen bis zu einer gewissen Höhe, und entzündeten sich; der Adler senkte sich mit den Fahnen majestätisch herab. Des Abends wurden die Boulevards durch Pyramiden, Orangenbäume und Säulen mit Sternen erleuchtet; zahlreiche Guirlanden durchschnitten diese Feuerallee. Um 8 Uhr strömte die Menge nach dem pont de la Concorde, wo ein Feuerwerk abgebrannt wurde, das die Festlichkeiten des Tages schloß.

Die Masse der Zuschauer trieb sich bis zum späten Abend auf den öffentlichen Plätzen umher; Sorglosigkeit war auf den meisten Gesichtern der herrschende Ausdruck, und die bittere Kälte hatte den Frohsinn nicht verscheucht; vor einigen Musiktribunen hatten sich kleine Tanzparthien gebildet, die sich immer erneuerten, und den Schauplatz des Vergnügens nicht eher verliessen, bis die Musik sich entfernte. Unterdessen ergötzten sich andere mit den Marionetten- und Harlekintheatern, die auf freyer Strasse aus dem Stegreife spielten.

Dritter Tag.

Die Fahnenweihe.

5. Dec.

Der dritte Tag der Feste war den Waffen, der Tapferkeit, der Treue geheiligt; der Kaiser gab an diesem Tage der Armee und der Nationalgarde die neuen Fahnen. *)

Den Schauplatz dieser Feierlichkeit bildete das Champ de Mars.

An die Hauptfaçade der Ecole militaire war eine grosse Tribüne von gleicher Höhe mit den Zimmern des ersten Stockwerks gebauet, und in verschiedene Zelte vertheilt, von denen das mittelste, das auf vier mit Viktorien dekorirten Säulen ruhte, sich über den Thron des Kaisers und der Kaiserin wölbte. Die Prinzen und Prinzessinnen, die Grands-Dignitaires, die Minister, die Reichsmarschälle und der Staatsrath sassen auf den Seiten des Throns. Die Gallerien, welche den übrigen Theil der Façade einnahmen, waren auf jeder Seite in acht Theile vertheilt, und mit militärischen Ehrenzeichen, auf denen Adler ruhten, und mit den Sinnbildern der sechszehn Kohorten der Ehrenlegion geziert. Der Senat und die Offiziere der Ehrenlegion saßen rechts, der gesetzgebende Körper und das Tri-

*) Diese Fahnen haben auf ihrer Spitze einen vergoldeten Adler, und auf der einen Seite die Inschrift: l'Empereur des François au (der Name des Corps), auf der andern: Valeur et Discipline.

hunat links. An dem östlichen Pavillon der Ecole war eine Tribüne für die fremden Prinzen, an dem westlichen eine andere für das diplomatische Korps. Die Präsidenten der Kantons, und die Präfekten und Unterpräfekten hatten ihre Plätze auf der ersten Reihe der Stufen, welche unter den Tribünen die ganze Länge der Façade einnahmen. Von den Tribünen nach dem Champ de Mars führte eine große Treppe hinab, auf deren Stufen die Colonels der Regimenter und die Präsidenten der Wahlkollegien der Departements, welche die Fahnen trugen, ihre Stellen hatten. Auf jeder Seite dieser Treppe sah man zwei kolossalische Bildsäulen Frankreichs, deren eine den Frieden, die andre den Krieg darbot. Das Reichswappen unter verschiedenen Gestalten dargestellt, war das Süjet aller Dekorationen.

Um zwölf Uhr setzte sich der kaiserliche Zug in derselben Ordnung und mit derselben militärischen Begleitung, wie am Krönungstage, von dem Garten der Tuileries aus in Bewegung; eine doppelte Truppenreihe hatte die Plätze und Strassen besetzt, wodurch er seinen Weg nahm. Eine Artilleriesalve begrüßte ihn, wie er die Tuileries verließ, wie er bei dem Hotel des Invalides vorbeikam, und bei der Ankunft an der Ecole militaire.

Nach einer Audienz, welche der Kaiser den Mitgliedern des diplomatischen Corps ertheilte, erschien er mit den kaiserlichen Insignien geziert auf dem Throne. Die Deputationen der Armee standen rechts und links pelotonweise in dichten Kolonnen, die Deputationen der Nationalgarde im Mittelpunkte der großen Truppenlinie, welche sich vor dem Throne ausbreitete; die Kolonels und die Präsidenten der Wahlkollegien, welche die Fahnen trugen, waren auf den Stufen des Throns geordnet.

Auf ein gegebenes Zeichen näherten sich die Kolonnen dem Throne. Jetzt stand der Kaiser auf, und sprach mit ausdrucksvoller Stimme: Soldats, voilà vos drapeaux! Ces aigles vous serviront toujours de point de ralliement. Ils seront partout où Votre Empereur les jugera nécessaires pour la défense de son trône et de son peuple. Vous jurez de sacrifier votre vie pour les défendre et de les maintenir constamment sur le chemin de la victoire: Vous le jurez! — Nous le jurons, antworteten die Fahnenträger, indem sie die Ehrenzeichen, welche ihren Händen übergeben waren, in die Höhe hoben, nous le jurons wiederholten die Abgeordneten der Armee und der Nationalgarden, indem sie ihre Waffen an einander schlugen.

Nach dem Schwur nahmen die Fahnen die ihnen bestimmten Plätze ein, und die Armee und die Deputationen defilirten vor dem kaiserlichen Throne vorbei.

Um 5 Uhr war die Feierlichkeit geendigt, und der Zug im Pallaste der Tuileries wieder angekommen.

Das Wetter des Tages begünstigte den Glanz dieser Feyerlichkeit nicht; Regengüsse strömten unaufhörlich aus den Wolken herab; aber das Vergnügen, ein Schauspiel zu sehen, das so interessant war, trotzte diesem Ungemach. Ungeachtet der kaiserliche Zug nicht mehr den Reiz des ersten Anblicks besaß, harrten seiner dennoch in dem Garten der Tuileries und in den Strassen, durch welche er seinen Weg nahm, Schaaren von Zuschauern mit unerschütterlicher Geduld.

Ein Bankett und Konzert im Pallast der Tuileries beschloß die Feierlichkeit dieses Tages.

Vierter Tag.

Das Fest des Senats.

16 Dec.

Der Tag dieses Festes schien nicht glücklich gewählt, denn Wind und Regen drohten, den Genuß des Schauspiels zu vereiteln, das an diesem Tage der Garten des Senats darbieten sollte; indessen der Abend wurde günstiger, und jede Furcht verschwand.

Ungeachtet der Pallast des Senats weit vom Mittelpunkte von Paris entfernt ist, strömte dennoch eine grosse Menge Zuschauer aus allen Theilen der Stadt nach dem Schauplatze des Festes. Um 2 Uhr Nachmittags verkündeten Trompeter und Pauker in den angränzenden Strassen und Plätzen den Anfang des Festes, und kurz darauf zogen verschiedene Corps Musiker mit militärischer Musik in den Garten ein, und vertheilten sich auf die Terrassen. Um 5 Uhr wurden der Garten und die Antlitzseiten des Pallastes und seiner vier Pavillons erleuchtet. Die Erleuchtung zeichnete die Hauptlinien der Gebäude und die Umrisse der Bildhauereien, mit denen das Aeussere derselben geziert ist. Die herrliche Architektur des Pallastes, die schönen Verhältnisse seiner Theile erschienen in diesen feurigen Linien beinahe noch schöner, als sie die Wirklichkeit darstellt, wenigstens lieh ihnen die künstliche Erleuchtung einen magischen Glanz, den ihnen das natürliche Licht des Tages versagt. Die Gitter, welche das Parterre des Gartens einschliessen, waren mit flammenden Terrinen, und die Anhöhen, welche sich amphitheatralisch um das Parterre erheben, mit farbig erleuchteten Orangebäumen besetzt. Feurige Lampenkreise glänzten um jeden Baum des Gartens. Aus der Mitte des Bassins zwischen zwei Wiesen des Parterres stieg eine glühende Insel hervor, und stralte einen Glanz um sich her, den die kleinen Wellen des Bassins in tausendfacher Richtung reflektirten. Um 7 Uhr kündigte der Schall der Trompeten den Anfang des Feuerwerks an. Vor der Ant-

litzseite des Pallastes erhoben sich unordentlich auf einander gethürmte Gerüste, und bildeten die Form eines Berges, auf dessen Spitze Felsen ruhten, und dessen Fuß mit blumichten, von kleinen Bächen durchschnittenen Wiesen bekränzt war. Diese Dekoration diente dem Feuerwerke zum Hintergrunde, und gewährte von den sprühenden Flammen desselben erleuchtet den herrlichsten Anblick. Endlich rissen sich die Felsen des Berges von einander, flogen in die Luft, und zeigten auf ihren Trümmern das Bild des Kaisers. Auf seinem Kopfe glänzte die genialische Flamme; ihm zur Linken bot ihm der Sieg eine Palme, zur Rechten der Friede den Oelzweig; zu seinen Füssen lagen Frankreichs edelste Produkte.

Nach dem Feuerwerke vertheilten sich die Zuschauer in die Gänge des Gartens, ein milder Abend lud zu Spatziergängen, eine fröhliche Musik, die aus kleinen unter den Bäumen errichteten Sälen erschallte, zu Tänzen ein. Ungeachtet der grossen Volksmenge, die in dem Garten kreißte, oder um die Tanzsäle dichte Haufen bildete, herrschte die größte Ordnung, und auch die Freude dieses Abends hier, wie an den vorigen Tagen, wurde durch keinen Unfall gestört.

Fünfter Tag.

Das Fest der Stadt.

19. Dec.

Das Fest, das die Stadt Paris dem Kaiser gab, schloß auf eine würdige Weise die Feierlichkeiten der Krönung. Der Genius der Künste schien zu diesem Feste den Plan entworfen, und der sinnreichste Geschmak, die höchste Eleganz, alle Details desselben angeordnet zu haben. Wir wollen es versuchen, die Hauptanlagen und die Dekorationen des Lokals wenigstens im Umriß zu zeichnen, ehe wir die Festlichkeit beschreiben.

Das Hotel de Ville, der Schauplatz desselben, liegt am rechten Ufer der Seine, hat aber keine Antlitzseite nach dem Fluße hin, und überhaupt keine Flügel oder parallele Gebäude. Daher waren auf dem Platze selbst noch zwei Gebäude errichtet, von denen das eine seine Antlitzseite nach dem Flusse, das andre die seinige nach dem Hotel hinkehrte. Die Struktur dieser beiden neuen Gebäude war völlig derjenigen des Hauptgebäudes gleich; Säulen, Fenster, alle Theile derselben harmonirten völlig mit denen des Hotels, und waren getreu nach dem Originale kopirt. Nur das Innere hatte eine andre Gestalt. Eine prächtig dekorirte Gallerie führte durch einen geräumigen Vorsaal in den sogenannten Saal des Throns. Im Hintergrunde die-

ses Saals erhob sich unter einem reich verzierten Himmel der Thron, an dessen linker Seite der Sessel der Kaiserin stand. In den Draperien dieses Saals war die größte Pracht mit seltner Eleganz vereinigt. In der Mitte desselben schwebte ein ungeheurer Lustre in einem Kreise von zwölf andern kleinern, deren Licht durch grosse Wandspiegel vervielfältigt ward.

Ein andrer Saal hieß der Saal der Siege; dieser war zum eigentlichen Feste bestimmt; Dekorationen, Gemälde, Inschriften, alles stimmte mit jener Benennung überein. Ueber der Thür las man: Fasti Nepoleonei, und von Abstand zu Abstand zwischen Siegeszeichen und kriegerischen Figuren eine Reihe Inschriften, welche die Siege des Kaisers in gedrängter Kürze erzählten. Wir theilen einige mit: Ad. Arculum. Ponti. Obsesso. Proposuit. Signum. Signifer. Ipse. Mox. Victor. XIII. Kal. Dec. — Infesto. Mari. Liburna. Trajecto. Forum. Juli. Octavanorum. Regressus. VI. Id. Octobr. Fata. Galliarum, vertit. — De Foederatis. Germanis. Roxolanis. Italis. Britannis. Egit. Ex. Marengo. XVIII. Kal. Quintil. — Imperator. Senatus. Consulto. Salutatus. Laureatus. Processit. IV. Non. Decemb. Dieser Inschriften waren 25. Die andern Säle waren ebenfalls dem Charakter des Festes angemessen verziert. In einem derselben standen die Büsten des Kaisers und der Kaiserin von frappanter Aehnlichkeit, in einem andern die Geschenke, welche im Namen der Stadt ihnen an diesem Tage überreicht werden sollten, für die Kaiserin eine prachtvolle Toilette, für den Kaiser ein Tafelservice von grossem Werthe.

Gegen Mittag fand sich die eingeladene Gesellschaft im Saale des Throns ein, jeder Gast wurde unten an der Treppe von einem Ceremonienmeister empfangen; die öffentlichen Beamten erschienen in ihren Kostumes, die andern Mannspersonen in französischer Kleidung und mit dem Degen; alle Damen waren in französische Zeuge gekleidet, die meisten trugen reichgestickte Roben.

Als die ganze Gesellschaft, welche ausser einer grossen Menge der angesehensten Einwohner von Paris, aus den öffentlichen Beamten und Mitgliedern der Administrationen der Stadt, einem Theile der Civil- und Militärbeamten aus den Departements und den 36 Maires der vornehmsten Städte Frankreichs bestand, versammelt war, wurden um 1 Uhr die Damen zum Dejeuner geführt; die Mitglieder der Munizipalität und die übrigen eingeladenen Herren machten hierbei die Honneurs.

Während des Dejeuners fand sich der Gouverneur von Paris ein, mit dem der Präfekt des Departements, von dem nöthigen Gefolge begleitet, das Hotel verließ, und dem Kaiser bis zum Pont-neuf entgegengieng. Nachdem sie den kaiserlichen Zug hier erwartet hatten, kehrten sie zu-

rück, empfiengen den Kaiser auf der Treppe des Hotels, und führten ihn in den Saal des Throns. Sobald der Kaiser sich hier niedergelassen hatte, bewillkommte ihn der Präfekt mit einer Rede, welche der Kaiser mit einigen sehr verbindlichen Worten beantwortete. Hierauf wurden die Mitglieder des Präfekturraths und einige andere Personen vorgestellt, und die obengenannten Geschenke überreicht; nach diesem Akt gieng der Zug nach dem Saal der Siege zur Tafel. Die kaiserliche Tafel stand etwas erhaben unter einem Himmel, und war allein für den Kaiser und die Kaiserin bestimmt. Etwas entfernt von dieser stand eine andre für die Prinzen, Prinzessinnen und die beiden Grands-Dignitaires, an einer dritten Tafel saßen die Minister, die Grands Officiers de l'Empire u. s. w.; in einem anstossenden Saale waren die Tafeln für die andern Personen des Gefolges. An der Tafel des Kaisers servirten die Pagen. Ein zahlreich besetztes Orchestre exekutirte unterdessen im Vorsaale einige Haydnsche Symphonien, und ein für die Gelegenheit gedichtetes Chor. Nach dem Diner begab sich der Kaiser und sein Gefolge in einen andern Saal, dem Quai des Platzes gegenüber, um das am jenseitigen Ufer der Seine befindliche Feuerwerk abbrennen zu sehen.

Hohe Gerüste in mannichfachen Formen auf einander gebauet, und mit bemahlter Leinwand bekleidet, stellten den Berg St. Bernhard vor, und verschiedene Haufen Krieger, welche über die Felsen klommen, während der untere Theil des Berges aus seinen Schlünden Feuerströme spie, versinnlichten dem Zuschauer den in der Geschichte der französischen Feldzüge so bekannten Uebergang über diesen Berg. Auf dem Gipfel desselben erschien das Bild des Kaisers zu Pferde, und in demselben Augenblick wurde als Sinnbild der Stadt ein Schiff auf der Seine erleuchtet, dessen Umrisse, Masten und ganzes Takelwerk mit Flammenzügen gezeichnet, einen überaus schönen Anblick gewährten.

Nach dem Feuerwerk begab sich der Kaiser in den Saal des Throns zurück, und entfernte sich erst, nachdem der Ball in seiner Gegenwart eröffnet worden war. Der Zug nahm seinen Rückweg über die Quais, auf denen eine Reihe farbig erleuchteter Säulen eine Feuergallerie bildete, welche eine Viertellieue lang, und von Abstand zu Abstand durch kleine mit Blumen und Gesträuchen besetzte Amphitheater unterbrochen war.

Auch dieser Tag, wenigstens der Abend desselben, bot dem Volke Ergötzungen an. Auf den zwölf Hauptplätzen der zwölf Arrondissements wurden Feuerwerke abgebrannt, und auf jedem ertönte von einer oder auch mehreren Tribünen eine fröhliche Musik. Auf dem Marché des Innocens strömte der Wein aus dem Brunnen, welcher die

Mitte dieses Platzes ziert, auf den übrigen floß er aus Fässern von Gerüsten herab. Jeder Platz hatte eine Lotterie, in welcher Scheine gewonnen wurden, die bei den Restaurateurs gegen gebratenes Geflügel ausgetauscht werden konnten. Der Geist der Fröhlichkeit herrschte in den grossen Versammlungen, welche auf diese Plätze zusammengeströmt waren, aber Ruhe und Ordnung blieben bis ans Ende des Festes ununterbrochen und die Freude ungestört.

Auch an diesem Abende waren die meisten Privatwohnungen und unter ihnen einige sehr geschmackvoll erleuchtet. Die Académie de législation zog vorzüglich durch ihre einfache aber elegante Illumination die Aufmerksamkeit auf sich. Farbige Gläser bildeten die Inschrift: Armis decorato, legibus armato; über dieser Inschrift glänzte ein Stern, und auf jeder Seite des Portikus stand das Sinnbild des Sieges, der Palmbaum.

Theatergeschichte des Monats December.

Am 1sten December, am Vorabende des Krönungstages, spielten die Pariser Bühnen unentgeldlich. Alle waren gepreßt voll; fast vor allen bildete sich, was der Pariser in seiner Sucht zu ridikulisiren eine Queue nennt. Vorzüglich groß war der Zufluß nach der Académie de Musique. Man gab die bekannte Oper Clisson, und das beliebte Ballet Psyche. Alle ausgezeichnete Künstler dieses Theaters, Sänger, Musiker und Tänzer wetteiferten, um das Geschenk, das dem Publikum gemacht wurde, so schön zu geben, als es möglich war. Die Analyse beider Stücke ist schon früher den Lesern mitgetheilt worden; wir übergehen sie hier, um uns nicht zu wiederholen. Clisson ist kein Meisterstück, aber unter den Opern, welche das Repertorium der Akademie besitzt, am meisten zur Vorstellung an einem Nationalfeste geeignet. Das Gemälde französischer Vaterlandsliebe, im Kontraste mit der Treulosigkeit der Feinde Frankreichs, erhielt durch den jetzigen Zeitpunkt doppeltes Interesse. Das Ballet wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Mad. Gardel als Psyche, und St. Amand als Amor, vorzüglich aber Düport als Zephyr, wurden mit unzähligen Bravos belohnt. Vestris tanzte den bekannten Pas d'Apollon, und ärndtete auch hier, wie jedesmal, wenn er erscheint, den schmeichelhaftesten Beifall ein.

Am 3ten Dec. gab das Théâtre des jeunes élèves ein neues kleines Stück, la rosière impériale betitelt.

Die Krönungsfeierlichkeit hat einige kleine Theaterstücke veranlaßt, die sich auf die merkwürdige Begebenheit beziehen. Unter diesen Gelegenheitsstücken verdient das genannte eine vortheilhafte Erwähnung. Der Inhalt des Stücks be-

darf keiner Zergliederung, er ist im Titel ausgedrükt. Einige Couplets, die das Lob des Kaisers enthielten, wurden vorzüglich beklatscht.

Am 5ten Dec. erschien auf dem Théâtre de l'Impératrice zum viertenmal Isabelle de Portugal.

Den Stoff des Stücks lieferte eine Anekdote, welche einige Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts von Isabelle, Gemahlin Kaiser Karls des fünften, erzählen. Der Dichter hat sich einige Zusätze erlaubt, um seinem Sujet eine dramatische Form zu geben. — Drei junge Spanier haben, jeder einen verschiedenen Stand, der erste die Waffen, der zweite den Handel, der dritte die Musen gewählt. Der Krieger kommt nach einigen Jahren aus seinen Feldzügen verwundet, der Kaufmann von seinen Reisen verarmt zurück, und der Dichter, der zu Hause blieb, hat den Verdruß, seine Gedichte ungelesen zu sehen. Ihr Vater war unterdessen gestorben, und hinterließ ihnen nichts, als einen Degen, eine Uhr, eine Dose und ein kleines Haus. Der Krieger eignet sich den Degen, der Kaufmann die Uhr, der Dichter die Dose zu; ihrer Schwester, welche das kleine Haus, und dadurch eine Mann zu erhalten hoffte, rauben sie diese Hoffnung dadurch, daß sie das Haus zum Verkaufe ausbieten. Glücklicherweise kommt Isabelle von Portugall auf einer Jagdparthie zu diesem Hause, findet daselbst die verlassene Schwester, hört von ihr, daß das Haus, auf dem ihre ganze Hoffnung ruhte, verkauft werden soll, kauft dasselbe, und schenkt es dem jungen Mädchen, das schon einen Liebhaber in Bereitschaft hält, um mit ihm das Geschenk der Kaiserin zu theilen. — Die wiederholten Vorstellungen dieses Stücks beweisen, daß es gern gesehen wird.

Am 8ten Dec. gab das Théâtre françois ein neues Stück von Chenier, betitelt: Cyrus.

Dieses Stück wurde seit langer Zeit begierig erwartet, weil man es als eins der besten Werke des, als Theaterdichter schon rühmlich bekannten, Verfassers angekündigt hatte. Der Zufluß der Zuschauer war daher so groß, daß viele von ihnen sich entfernen mußten, ohne Plätze gefunden zu haben. Die beiden ersten Akte erhielten ziemlichen Beifall, der dritte und vierte Akt enthielten Fehler in der Anordnung des Plans, und wurden weniger günstig aufgenommen, der fünfte Akt söhnte die Zuschauer wieder etwas aus, oder besänftigte wenigstens den Unwillen, den die beiden vorigen Akte erregt hatten, aber im Ganzen erhielt das Stück nicht, was in der französischen Theatersprache heißt: succès complet. — Der Dichter hat einen Theil seines Plans von der Geschichte entlehnt, und ihm das Fabelhafte beigemischt, was Herodot von Cyrus ersten Jahren erzählt; das Uebrige scheint eine Nachahmung der Merope von Vol-

taire zu seyn. Er stellt seinen Helden vor, erzogen von einem Hirten unter der Leitung des medischen Feldherrn Harpages, der ihn zum Krieger bildete, und, um ihn vor den Nachforschungen seines Großvaters zu verbergen, den Namen Helenor gab. Unter diesem erborgten Namen hat er rühmlich unter Harpages Fahnen gegen die Scythen gefochten, und in einer Schlacht einen derselben getödtet, der mit der Rüstung des, in den Feldzügen gegen dieses Volk gebliebenen, Königs der Perser geschmückt war. Diese That bringt ihn, wie er bald darauf in Harpages Begleitung an Mandanes Hofe erscheint, in den Verdacht, Cyrus, ihren Sohn, der todt geglaubt war, aber von dessen Leben sie jetzt einige Spuren hatte, erschlagen zu haben. Harpages, der einzige, der die Wahrheit zu enthüllen vermogte, weil er weiß, daß Helenor und Cyrus eine Person sind, verschiebt den Augenblick der Entdeckung, bis er Mandane, Cyrus Mutter, vorbereitet, und den Oberpriester in sein Interesse gezogen hat. Unterdessen wird über den vermeintlichen Mörder das Urtheil gefällt, als plötzlich der Hirt erscheint, der Helenor erzog, und ihn für den wahren Cyrus erklärt. Jetzt nimmt Harpages öffentlich Cyrus Parthei; mit ihm vereinigen sich die Magier und ein großer Theil des Volks; Astyages entsagt der Krone, und Cyrus wird mit den Zeichen der Herrschaft geschmückt. — Dieses ist der ungefähre Plan des Stücks. Die vielen Episoden, welche die Haupthandlung durchschneiden, und oft ihre Würkung schwächen, glauben wir übergehen zu müssen. In Rücksicht der Schreibart zeichnet sich übrigens diese sogenannte Tragödie sehr vortheilhaft aus; die Diktion ist durchgehends edel, und mit vieler Kunst den verschiedenen Charakteren angepaßt. Die Dekorationen und Kostumes waren ausserordentlich prächtig und geschmackvoll, und stimmten selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten mit dem Zeitalter, worin das Stück spielt, genau überein.

Am 10ten Dec. wurde auf dem Théâtre du Vaudeville la Prévention, eine Komödie in zwei Akten, gegeben.

Die Hauptperson dieses Stücks ist eine junge spröde Frau, die das Haus eines ihrer Verwandten verlassen will, weil in demselben ein junger Mann wohnt, dessen guter Name ihr verdächtig scheint. Indessen, dieser junge Mann ist der beste Mann von der Welt, und verdient den Verdacht nicht im geringsten, den Mad. de Melfort gegen ihn hegt. Er liebt sie, und bietet alles auf, um ihren Widerwillen gegen ihn zu überwinden, aber vergebens. Er verdoppelt seine Aufmerksamkeiten, macht für seine Geliebte Gedichte, die er ihr nicht zu überreichen wagt, und verkauft sogar ein Landgut für die Hälfte des Werths, weil er weiß, daß Mad. de Melfort die Käuferin ist. Diese erfährt endlich seine Aufopferungen, ihr Kaltsinn verschwindet, und sie giebt dem beharrlichen Liebhaber zulezt ihre Hand. — Die Handlung

dieses Stücks ist sehr kalt, wird indessen durch einen lebhaften Dialog, einige passende Bonmots, und vorzüglich durch einige niedliche Couplets sehr animirt. Ein Lied, ein glückliches Bonmot, eine Plaisanterie befriedigen sehr leicht das Publikum des Vaudevilles, daher auch dieses Stück, ungeachtet seiner Fehler, ziemlichen Beifall erhielt.

Am 12ten Dec. erschien auf dem Théâtre Montansier ein neues Stück, betitelt: la Poste prussienne ou un trait du Prince Henri.

August, Sohn der Mad. Remy, einer Postmeisterin, hat in dem siebenjährigen Kriege rühmlich unter den preussischen Fahnen gedient, und ist jetzt mit Urlaub an seinem Geburtsorte, um sich mit Julie, seiner Geliebten, zu verheirathen, sobald er den versprochenen Abschied erhalten haben wird. Ein lächerlicher Alter, Bewohner desselben Orts, wirbt ebenfalls um Juliens Hand, und glaubt, um seinen Zweck zu erreichen, August entfernen zu müssen. Er wendet sich an seine Freunde im Kriegsdepartement zu Berlin, und bringt es dahin, daß August nach seinem Corps zurückbeordert wird. Aber unglücklicherweise für den Alten reist kurz nachher der Prinz Heinrich durch den Ort, erfährt im Posthause den Vorfall, und läßt für August einen Brief zurück, in welchem er ihm die Erlaubniß giebt, bei seiner Mutter zu bleiben, und ihm zum baldigen Abschiede Hoffnung macht. Ein Zufall veranlaßt August zurückzukehren, er findet den Brief des Prinzen, bleibt und heirathet seine Geliebte. — Das Stück würde ungeachtet des niedrig komischen Tons, der in ihm herrscht, sehr gefallen haben, wenn der Plan der Entwicklung sorgfältiger angelegt geworden wäre.

Am 16ten Dec. gab das Théâtre de la Porte St. Martin zum erstenmal le Mari instituteur.

Diese Komödie in einem Akte und in Versen ist die vierte Nachahmung der bekannten Erzählung der Mad. de Genlis unter demselben Titel. Der Mari instituteur gleicht seinen ältern Geschwistern vollkommen, vorzüglich der jeune femme colère, welche auf dem Théâtre Louvois erschien; wir verweisen daher unsre Leser auf die Anzeigen, die in den beiden lezten Heften von den drei Theaterstücken, zu denen die Erzählung der Mad. de Genlis den Stoff gegeben hat, enthalten sind.

Am 18ten Dec. erschien auf dem Théâtre de l'Académie de Musique zum erstenmal Achille à Scyros, ein Ballet-Pantomime.

Das kürzlich erschienene Gedicht unter demselben Titel scheint dem Verfasser des Ballets, Hr. Gardel, die Idee zu dieser Dichtung gegeben zu haben. Der Plan ist folgender: Ein prächtiger von Delphinen gezogener Wagen

führt Thetis und ihren Sohn, der schon die weibliche Kleidung trägt, an das Gestade von Scyros, sie steigen aus, und die zärtliche Mutter theilt dem jungen Helden die Absicht dieser Reise und seiner Verkleidung mit. Achill anfangs unwillig die Rolle zu spielen, die ihm Thetis vorzeichnet, gehorcht endlich nur mit Mühe den Bitten und Thränen der Mutter. Diese führt ihn darauf an den Hof des Lykomedes, wo er unter dem Namen Pyrrha die Gespielinn einer Schaar von jungen Mädchen wird, welche durch Tänze diese Begebenheit feiern. Thetis glaubt ihren Zwek erreicht zu haben, und entfernt sich. Der junge Achill fühlt sich bald darauf unter allen Mädchen, in deren Kreise er lebt, am meisten nach Deidamire hingezogen, erhält ihre Gegenliebe und entdekt ihr das Geheimniß seiner Verkleidung. Unterdessen erscheinen von Agamemnon gesandt Ulysses und Diomedes an Lykomedes Hofe. Ein glänzendes Gefolge begleitet sie, und giebt dem Könige und seinem Hofe das Schauspiel kriegerischer Tänze und Gefechte. Dieser Anblick entflammt Achilles Muth und erstickt die Liebe in ihm. Der listige Ulysses weiß, daß der Sohn der Thetis unter weiblicher Kleidung verborgen ist, erkennt ihn aber noch nicht. Die jungen Mädchen unterhalten indessen die beiden Gäste mit ihren Fertigkeiten; Deidamire nimmt eine Leyer, und entlockt ihr sanfte melancholische Töne; das Instrument kommt zulezt in Pyrrhas Hand; ihr wildes rauschendes Spiel und ein Schlachtgesang, den sie anstimmt, fesseln Ulysses schwankende Zweifel; um sich zu überzeugen, ob er recht vermuthe, kramt er vor den jungen Mädchen die Geschenke aus, welche für den Hof des Lykomedes bestimmt sind. Unter ihnen befindet sich ein Helm und ein Schild, bei deren Anblick Achilles von Entzücken fortgerissen wird; er ergreift diese Waffen und verräth dadurch sein Geschlecht. Thetis erscheint in diesem Augenblicke, aber zu spät; ihr Sohn hört nicht auf ihre Bitten, sondern folgt dem Rufe der Waffen. — Die Musik dieses Ballets, das mit Beifall aufgenommen wurde, ist von Cherubini; die Dekorationen und Kostümes sind prächtig, und der chorographische Theil rechtfertigt vollkommen die Erwartung, welche man von Gardels Compositionen hegt.

Am 24. Dec. gab das Théâtre françois **Ariane** von Thomas Corneille.

Die französische Bühne besizt drei Stücke, in denen die Verzweiflung verschmäheter Liebe der Hauptstoff ist: Dido, Medée und Ariane. Unter diesen behauptet Ariane den ersten Rang. Das Stück war seit einiger Zeit in Vergessenheit gerathen, erschien wenigstens nur äusserst selten auf dem Théâtre francois. Mdlle Duchesnois, welcher die Hauptrolle desselben anvertrauet war, hat durch ihr vor-

treffliches Spiel seinen ehemaligen Ruhm wieder hergestellt, und in dieser Vorstellung zugleich ihre Freunde, welche bedauerten, sie in der Mandane des vor einigen Wochen gegebenen Cyrus so tief unter sich selbst gesehen zu haben, wieder mit sich ausgesöhnt. Ihr Spiel war vortreflich und wurde durch den schmeichelhaftesten Beifall, den ihr tragisches Talent verlangen kann, durch die Thränen der Zuschauer, belohnt.

Am 26. Dec. gab das Théâtre de l'Impératrice zum erstenmal le Susceptible von Picard.

Ein Mann, der sich über jede Kleinigkeit ärgert, den ein Wort aufbringt, den das Unterlassen einer geringfügigen Höflichkeit beleidigt, der glaubt, daß jedermann darauf bedacht sey, ihn zu kränken, ist die Person, welche der Verfasser unter dem Namen Susceptible darstellt. Er heißt Dubuisson, und kommt von Amiens nach Paris in der doppelten Absicht, seine Tochter zu verheirathen und für sich eine Stelle zu suchen. Er tritt bei einem seiner Freunde ab, der sich herzlich über seinen Besuch freuet, aber unglücklicherweise, indessen ohne Absicht, von der Zudringlichkeit einiger Bekannten spricht, die sich ebenfalls bei ihm einquartiert haben. Debuisson glaubt, in diesen Worten läge ein versteckter Vorwurf und macht Anstalten, das Haus seines Freundes zu verlassen. Bald darauf ärgert er sich über seinen künftigen Schwiegersohn, der, ohne etwas Arges dabei zn denken, ihm einige Grobheiten sagt, und glaubt endlich sogar, daß ein Bedienter des Hauses ihn mit schiefen Augen ansehe, weil er nicht weiß, daß dieser schielt. Wider Vermuthen klärt sich indessen kurz nachher alles auf; sein Verdacht verschwindet; er bekommt die gewünschte Stelle, und seine Tochter ihren Geliebten. — Das Stück wurde mit Beifall aufgenommen. Es ist zwar keins der besten Picards, aber der Verwandtschaft mit M. Musard nicht ganz unwürdig.

Vermischte Bemerkungen, Anekdoten, Nachrichten u. s. w.

Herr Millin ist an der Stelle des Hrn. Camus, der jüngst verstorben ist, zum Mitglied des Instituts erwählt worden.

Der Kaiser ist oft sehr offen in seinen Unterredungen, und seine Aeußerungen zeigen von großer Tiefe der Gedanken, und die Principien, die seine Regierungskunst leiten. Ein vornehmer Mann soll ihm neulich von seinen Schlachten gesprochen haben; Bonaparte zeichnete, wenn ich nicht irre, die bey Millesimo, als die entscheidendste aus, denn sagt er, da bekam der Feind zuerst Furcht, und durch die

Furcht bemeistert man am meisten die Menschen, das Nachfolgende war Kinderleicht.

Als von Regierungskunst die Rede war, sagte er, die Franzosen bedürfen etwas Ritterromanenhaftes (Chevaleresque), um frappirt zu werden; die Deutschen, sagte ein Anderer, würden vielleicht hiervon nicht so getroffen. Das mag seyn, erwiederte der Kaiser, sie sind kälter, sie mögen vielleicht eines mehr moralischen Zwecks bedürfen.

Das Nationalinstitut ist neulich dem Pabst vorgestellt worden, er nahm die Mitglieder mit vieler Güte auf, und unterhielt sich, da es ihm schwer wird sich im Französischen auszudrücken, besonders mit Visconti, der bekanntlich ehemals Aufseher und Herausgeber des Museum Pio-Clementinum, jetzt Aufseher der Antiken in Paris ist.

Mad. Bonaparte unterstützt ganz besonders die Kunstwerke, die die Reisenden stechen lassen, und hat so unter Andern den Herausgebern der Reisebeschreibung der Baudinschen Expedition ihre besondere Protektion versprochen, wogegen man auch ihre Liebe zur Botanik auf alle Weise zu begünstigen sucht. Herr Ventenat hat bekanntlich eine Pflanze Josephine genannt. Sir Joseph Banks, der Präsident der Akademie der Wissenschaften in London, schickt ihr während des Krieges selbst Saamen und Pflanzen.

Der Erzkanzler, Herr v. Dalberg, macht sich hier durch seine Aufklärung und durch seine Güte allgemein geachtet und beliebt. Wie man weiß, hat das Nationalinstitut ihn zum Associé an der Stelle von Klopstok aufgenommen. Das Institut empfängt fürstliche Personen stets mit Auszeichnung, und das Büreau, der Präsident nämlich und der Secretair, giengen dem Churfürsten entgegen, um ihn zu empfangen, und ihm den ersten Platz zur Rechten des Präsidenten einzuräumen. Der Erzkanzler weigerte sich ihn anzunehmen, denn sagte er: Je suis le cadet de la famille (ich bin der Jüngste der Familie). So viel Bescheidenheit ist man von hiesigen Prälaten nicht gewöhnt. Man weiß auch, daß er das Buch des Herrn Villers sehr hochschätzt, und sich selbst bey Hofe anhaltend mit Lobesäußerungen über dasselbe erklärt hat. Man sagt Herr Villers habe eben das Kreutz de la Legion d'honneur erhalten.

Das Institut ist dem Kaiser vorgestellt worden, um die Glückwünsche zur Thronbesteigung zu überbringen. Man hatte bey dieser Gelegenheit wiederum die Veranlassung, das außerordentliche Gedächtniß des Kaisers zu bewundern, der mit jedem einzelnen der Mitglieder über die Fächer sprach, die ihn interessiren, und doch waren deren mehr als Hundert gegenwärtig. Mit gleicher und wohl noch mit größerer Geistesgegenwart kennt er den Namen jedes etwas ausgezeichneten Offiziers, und den Stand jedes einzelnen Regiments. Er sagte einst zu einem sehr angesehenen Manne, der ihn

in dieser Hinsicht bewunderte, daß er sich nicht erinnere, je etwas vergessen zu haben.

Der Abt Denina, der jetzt sein Bibliothekar ist, ist ihm zuerst durch das Werk über die Revolution in Italien, das er auf Schulen gelesen hat, bekannt worden.

Es wurde, wie aus der Theatergeschichte erhellt, ein neues Stück von Chenier, betitelt Cyrus, gegeben. Carion-Nisas, dessen Peter der Große bey Gelegenheit, als zuerst vom Kaiserthum die Rede war, schrecklich ausgepfiffen wurde, weil er die monarchische Verfassung anpries, rief, als er den Titel und den Inhalt dieses Stücks hörte, voller Verwunderung aus: Wie! ich habe einen Russen gegeben, und man hat mich ausgepfiffen, und jemand wagt sechs Russen (six Russes — statt Cyrus) spielen zu lassen? —

Nach der Fahnenweihe war bekanntlich Abendbrod en cérémonie beym Kaiser, wozu das Corps diplomatique gebeten war, aber an die dritte Tafel gesetzt werden sollte.

Die Ambassadeurs hielten dieses unter ihrem Range, und kamen nicht; einige derselben hatten sich krank gesagt, andere behaupteten, den Befehl ihres Hofes zu haben, nur den Prinzen des Hauses den Rang einzuräumen. Bey dem Feste auf dem Hotel de Ville, wollte der Kaiser nur Leute von seiner lieben Stadt Paris (sa bonne ville de Paris) sehen, daher auch kein Fremder, und auch selbst viele von den ersten Autoritäten nicht gebeten wurden; es war ein eigentliches Munizipalfest. Der Kaiser unterhielt sich sehr gnädig mit jeder der anwesenden Damen insbesondere; sie waren, wie das auch bey Hofe der Fall ist, in einen Kreis gestellt, und wir haben schon bemerkt, mit welcher Leichtigkeit er kurze Conversationen anknüpft, indem er von einer Person zur andern sich verfügt.

In Notre Dame auf dem Throne sitzend, hielt der Kaiser in der einen Hand den Szepter, in der andern die Gerechtigkeitshand. Er fühlte nach einiger Zeit das unwiderstehliche Bedürfniß, das Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen, und übergab unterdessen die Gerechtigkeitshand der Kaiserin. Dieses erregte einiges Lächeln. Der Kaiser, sagten die Witzlinge, konnte ihr die Hand der Gerechtigkeit anvertrauen, den Szepter zu führen, versteht er nur allein.

Auch das Militär hat kürzlich, wie aus den Zeitungen zu ersehen ist, dem Kaiser ein Fest im Théâtre Olympique gegeben, welches sich sehr ausgezeichnet hat. Die in diesem Monat vorgefallene Ceremonie des Präsidirens im Corps

législatif macht nicht minder Epoche in der Geschichte desselben.

Man sagt von einem Bischofe, daß er eine große Korrespondenz mit dem Präsidenten der reformirten Kirche gehabt habe, um ihn zum Katholicismus zu bekehren, und, wo möglich, eine Vereinigung der Kirchen zu bewürken. Die Negoziation ist, wie man vielleicht schon vermuthet, bis jetzt ohne Erfolg gewesen. Unter den vielen Gedichten, welche die Kaiserkrönung veranlaßt hat, zählt man auch eine lateinische Ode des Hrn. Marron.

Im Nationalinstitute machte neulich Hr. Laplace die Bemerkung, wie nothwendig es sey, die deutsche Litteratur in Frankreich bekannter zu machen, und machte die Motion, daß unter dem Schutze dieser Gesellschaft eine Bibliothéque germanique redigirt werden möchte. Sogleich wurde eine Kommission ernannt, die aus Laplace selbst, Fourcroy, Cuvier, Burkhardt und Pictet besteht, wozu neuerdings in der dritten Classe der Erzkanzler, Hr. von Dalberg, Bitaube, Sylvestre de Sacy u. s. w. hinzugefügt worden sind, um einen Plan in dieser Absicht zu entwerfen; den Erfolg hiervon theilen wir nächstens mit.

Auch die Kommission zur Untersuchung der Kuhpocken hat in diesem Monate eine öffentliche Sitzung gehalten. Die Zeit und der Raum erlauben uns nicht für diesen Monat das nähere Detail mitzutheilen, aber schön ist es, daß die katholische Geistlichkeit, wie seit lange die protestantische, zu solchen nützlichen Unternehmungen mitzuwürken anfängt.

Moden.

Die Damen tragen jezt wieder Perlen: Haare, Hals und Arme sind damit geschmükt; auch werden die schwarzsammtne Toguen (Kappen) mit einer Perlenschnur umwunden. — Nichts ist eleganter als ein Gürtel, zusammengehalten durch zwei Kameen, welche eine wie ein S gewundene Schlange verbindet. — Die Gallaroben werden mit Juwelen und Gold gestickt. Hortensien mit goldnen Blättern, Ananas, Trauben mit Weinlaub und Kornähren sind die gebräuchlichsten Dessins für diese prachtvolle Stickerei, welche vorzugsweise den untern Theil der Robe säumt, oft aber auch in perpendikularer Richtung vom Gürtel bis zum Saume hinabgeht. Die Roben von Mous-

selin verschwinden. Atlas und Sammt sind die Stoffe, welche die Mode des Tags vorschreibt. Einige Eleganten tragen jezt musselinene Handschuhe, welche oben, in der Mitte und unten wie Armbänder gestikt sind. Ungeachtet diese Art Handschuh sehr theuer ist, werden sie nur im Negligé paré gebraucht. — Vor noch nicht langer Zeit waren die Ränder der Hüte sehr gros, nach und nach schrumpften sie ein, jezt verschwinden sie beinahe ganz. — Eine petite Maitresse, welche einen Ball oder à jouer giebt, hat an einem solchen Abende nicht nur ihre Zimmer mit dem reichsten Luxus meublirt, sondern auch den Vorsaal und selbst die Treppe auf die sinnreichste Art geschmückt. Ein sehr beliebter Luxus ist, die Stufen der Treppen mit kostbaren Blumenrasen zu besetzen. Wenn natürliche Blumen fehlen, werden sie durch künstliche ersetzt, die, wie jedem, der diese Produkte der Pariser Industrie zu sehen Gelegenheit hatte, die Natur täuschend nachahmen.

Französische Miscellen

Neunter Band

Zweites Stück.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Inhalt dieses Stücks.

---

den 30sten Jan. 1805.

Indem wir so eben das Manuscript des Hefts der Miscellen dem Druck übersenden wollen, erscheint der um 4 Monate verspätete

Almanach impérial pour l'an XIII présenté à sa Mte l'Empereur par Testu. 824 pag.

Man weiß, daß im Conseil d'Etat schon vor einiger Zeit discutirt worden ist, ob das republikanische Datum abzuschaffen sey, oder nicht. Die Störungen, die dieses so unvorbereitet in allen Administrationen verursacht haben würde, scheinen der Grund zu seyn, warum man's bis zu andrer Zeit zu verschieben für gut fand. Der Almanach ist übrigens als ein wichtiges statistisches Werk anzusehen, dessen Anordnung die beste Uebersicht über die Organisation der Republik gewährt, und da mit dieser seit dem lezten Jahre so ausserordentliche Veränderungen vorgefallen sind, so glauben wir unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen von demselben eine etwas weitläuftigere Nachricht mittheilen. —

Der Almanach zerfällt in 15 Kapitel.

Das erste enthält die Liste der verschiedenen Höfe und das Geburtsjahr der Prinzen, die Liste der Cardinäle, Minister und Gesandten. — Zu der kaiserlichen Familie sind Prinz Joseph und seine Frau und Kinder, Prinz Louis und seine Frau und Kinder und die Schwestern des Kaisers mit ihren Männern gezählt. Die Namen des Lucian und des Jerome befinden sich nicht in der Liste. Das zweite Kapitel enthält die Grands Dignitaires. Die Stellen des

Archichancelier d'Etat und des Grand Admiral bleiben noch zu besezen, so wie 2 Marschallsstellen. Das dritte Kapitel enthält den Hausstand des Kaisers, der Kaiserin, der Prinzen und Prinzessinnen, und der kaiserlichen Garde. Man bemerkt für den Kaiser 4 Aumoniers, 8 Chambellans, 2 Bibliothecaires, von welchen Herr Denina der 1ste ist, und einen Musikdirektor. Nächstdem 14 zum Großmarschallamt gehörige, 5 zum Großstallmeister (Grand-Ecuyer-) Amt gehörige, 24 Pagen, 3 Jägermeister, 10 zum Ceremonienmeisteramt und 9 zur Intendenz des Hauses gehörigen, unter welchen David als erster Maler oben ansteht, ferner 2 Aerzte, 2 Chirurgen, einen Notarius und 3 Schatzmeister der Krone. Die Grands Officiers de la Couronne, die Intendenz des Hauses und der General Tresorier formiren das Conseil.

Die Kaiserin hat einen Aumonier, eine Dame d'Honneur, eine Dame d'Atour, 12 Dames du Palais, 3 Chambellans, 4 Ecuyers. — Der Prinz Joseph hat 3 Aumoniers, eine Dame d'Honneur für Mme, nebst 4 Damen als Begleiterinnen, 2 Chambellane, 3 Ecuyers u. s. w. Der Prinz und die Prinzeßin Louis haben 2 Aumoniers, eine Dame d'Honneur, 4 Dames zur Begleitung, und einen Chambellan, 2 Ecuyers, einen Secretair, Intendanten, Bibliothecaire, Notaire, Arzt, Chirurgus und Apotheker. — Die übrigen Prinzeßinnen haben Einen Aumonier, 2 Capellane, mehrere Damen zur Begleitung, und jede Einen Chambellan und Ecuyer. — Das vierte Kapitel enthält das Maison militaire; es besteht aus Einem Etat major General', aus Einem Grenadierregiment zu Fuß, Einem Jägerregiment zu Pferde, 2 Bataillonen de Velites, Einem Grenadierregiment zu Pferde, Einem Jägerregi-

ment zu Fuß, Einem Corps d'Artillerie, Einem Etat Major de Genie, Einer Legion de Gensd'armes d'Elite, Einem Bataillon Matrosen, Einem Bataillon italienischer Grenadiere, Einer Compagnie Mamelucken, und Einer Compagnie Veterane.

Das fünfte Kapitel enthält die Mitglieder des Senats, des Staatsraths, des Corps Legislatif, des Tribunats, des Haute cour imperial, des Cour de Cassation, und der Comptabilität. Das sechste Kapitel enthält die Legion d'Honneur. Nur die 10, die den grossen Rath formiren, und die 110 Grands Officiers sind aufgeführt, und von diesen die zur Grande Chancellerie und Grande Tresorerie gehörigen, angegeben. — Das siebente Kapitel enthält den Staatsrath und die ministeriellen Departemente: als das Justizdepartement, das der auswärtigen Angelegenheiten, das des Innern, das der Finanzen, des öffentlichen Schatzes, des Krieges, der Kriegsadministration, der Marine und der Colonien, der allgemeinen Polizey und des Gottesdienstes. — Das achte Kapitel enthält die Organisation des Gottesdienstes. Hier sind verzeichnet: 11 Erzbischöfe (Archeveques) und einige 60 Bischöfe (Eveques). Die Lutheraner haben 1 Consistorium in Strasburg, zu welchem 5 Inspektionen im Niederrhein- und 2 im Oberrhein-Departement gehören. Den Lutheranern gehört auch die Akademie in Strasburg, wo Pastoren gebildet werden. Ein Consistorium befindet sich im Sarre- und Monttonnerre-Departement, ein drittes im Departement de Rhin et Moselle et de la Roer. Die Reformirten haben Synoden. Es sind hier einige siebenzig Städte verzeichnet, in welchen sich reformirte Kirchen befinden, die ungefähr 140 Pastoren bedürfen. — Das neunte Kapitel enthält die militärische Organisation, die Zahl des zum Etat Major

general gehörigen Personals belauft sich auf 18, 8 sind Inspektoren und Colonels generaux. Die Zahl der Divisionsgenerale und kommandirenden Adjutanten belauft sich auf etwa vierhundert und einige siebenzig. — Die Gensd'armerie besteht aus 2,626 Brigaden, von welchen 1,813 zu Pferd, 813 zu Fuß sind. Sie sind in 28 Legionen getheilt. Das Artilleriekorps besteht aus 8 Regimentern zu Fuß und 6 zu Pferd, 15 Compagnien Zimmerleuten, 2 Bataillonen Pontonniers, und 16 Bataillonen Train d'Artillerie; 233 Offiziere haben die Aufsicht über das Materielle der Artillerie sowohl der Armee als der festen Plätze. Das Geniecorps hat einen Etat Major, 5 Bataillon Sapeurs, und 9 Compagnien Mineurs und Gardes de Genie. Der Etat Major besteht aus 3 Divisionsgeneralen, 6 Brigadegeneralen, 37 Colonels Directeurs, 74 Chefs de Bataillon, 220 Capitainen, 40 Lieutenants, einem Examinator, 4 Directeurs provisoires. — Die Infanterie besteht aus 90 schweren Regimentern und 27 leichten. Die Cavallerie besteht aus 78 Regimentern, nemlich aus 2 Regimentern Carabiniers, 12 Regimentern Curassiers, 30 Regimentern Dragoner, 24 Regimentern Jäger und 10 Regimentern Husaren. Das Corps der Veteranen besteht aus 10 Regimentern. — Das zehnte Kapitel enthält die Organisation der Marine; hier sind 7 Officiers generaux, 9 Viceadmirale, 12 Contreadmirale, etwa 122 Schiffscapitaine, 232 Capitaine der Fregatten, und etwa 450 Lieutenants verzeichnet. Hierzu kommen die Offiziere des Genie maritime und Administrations-Officiere. Ein besonderer Abschnitt handelt von der Colonie-Verwaltung. — Das eilfte Kapitel enthält die administrative Organisation; hier werden 120 französische Departements aufgezählt, die in 5 Reihen getheilt sind, und angegeben, wie

viel Mitglied[illegible] jedes der 5 Reihen derselben dem Corps Legislatif Mit[illegible]ieder giebt; 36 Städte schicken ihre Maires zur Krönung des Kaisers. Jedes Departement ist in Arrondissements communaux, und in Cantons de justice de Paix getheilt. Jeder Canton de justice de Paix hat eine Assemblée de Canton, jedes Arrondissement communial, oder jeder Distrikt einer Unterpräfektur hat ein College électoral d'Arrondissement, und jedes Departement hat ein College électoral de Département.

Jedes Departement hat einen Präfekten und ein Conseil de Préfecture. Jedes Arrondissement communial hat einen Unterpräfekten, und jede Stadt, die nicht über 2000 Einwohner hat, einen Maire. Die Funktionen jedes dieser Räthe und Vorgesezten, und die Stellen, die der Kaiser unmittelbar besezt, werden hier angegeben; alsdenn folgt die Stelle, die jedes Departement in der Militaireintheilung, in der Cohorte der Legion d'Honneur, in der Abtheilung zur Erhaltung der Forsten, in der Senatorerie u. s. w. einnimmt, unter welchem Cour d'appel es steht, unter welchem Juge de paix, unter welchem Präfekten und Unterpräfekten u. s. w. Endlich ist auch noch kurz die Grenze, der Flächeninnhalt und die Bevölkerung jedes Departements angezeigt. In dem zwölften Kapitel folgt die Organisation der Justiz. Es werden die 31 Cours d'Appel und ihre Funktionen angezeigt, dann folgen die Cours de Justice criminelle und speciale, und die Tribunaux de premieres instances des justices de paix. Das zwölfte Kapitel handelt von der Finanzorganisation, von dem Enregistrement der Domainen, den Hypotheken, den Douanen, den Forsten, den Lotterien, dem Münzwesen, den Inspektoren des droits réunis, der Salinen Regie, der Liquidation der öf-

fentlichen Schuld, der direkten Contribution und der Receveurs généraux, dem öffentlichen Schaz der Caisse d'amortissement und der Bank.

Das dreizehnte Kapitel enthält die Organisation der Handlung und das Verzeichniß der Commerztribunale, der Börsen und der Mitglieder der Chambres du commerce. — Das vierzehnte Kapitel ist den Wissenschaften, schönen Künsten, den Agriculturanstalten, den Anstalten für mechanische Künste und dem öffentlichen Unterrichte gewidmet. Es enthält die Organisation des Nationalinstituts, der Schulen, des öffentlichen Dienstes, als der Ecole polytechnique u. s. w., und die Organisation der Lyceen, Prytaneen und speziellen Schulen. Endlich handelt das fünfzehnte Kapitel von der Organisation der Autoritäten und Administrationen in Paris insbesondere, und zulezt sind noch Populations-Tabellen, Vergleichungen der Maaße und Gewichte, und sonst fürs Locale nüzliche Dinge angehängt. Was in dieser Liste sonderbar auffällt, ist unter andern die Angabe der Mode, die man in Paris in Rüksicht der Trauer befolgt. Die grosse Trauer für Vater und Mutter dauert 6 Monate, die um einen Mann 1 Jahr und 6 Wochen, um eine Frau 6 Monate; um Bruder und Schwester 2 Monate; um einen Onkel 6 Wochen, um einen Cousin germain 14 Tage, und endlich um den Sohn eines Cousin 8 Tage. Das Ceremoniel des Anzuges füllt mehrere Seiten an. Man erräth leicht, was zu der langen Trauer um Männer die Veranlassung giebt, und das Ganze gehört wohl zu dem allgemeinen Plan der Beförderung des Luxussystems. Indem wir die mühselige Arbeit der genauern Aufstellung der Rubriken dieses Almanachs unternommen haben, glauben wir ein Ganzes einer Staatsorganisation in einer Einheit zu geben,

deren sich schwerlich ein anderer Staat, der nicht nach einer Revolution von neuem aufbaut, rühmen kann; und insofern schien uns diese Anzeige der Aufmerksamkeit vieler unsrer Leser werth zu seyn.

Ueber die Mémoires des Hamilton. Besonders über seinen Chevalier Grammont.

Schon oft hat man zu bewundern Gelegenheit gehabt, wie sich seit einigen Jahren die neuen Auflagen der französischen Klassiker häufen, ob sie gleich durch die Bibliotheken-Plünderung während der Revolution in nicht geringer Menge ins Publikum verbreitet worden sind. In diesem Zurückkehren zu dem, was man bereits altes und gutes hat, unterscheidet sich Frankreich wesentlich von Deutschland, wo man nur stets nach dem Neuen haschet, und wo die Schriftsteller, deren Werke selbst als klassisch anerkannt worden sind, doch selten sehr viele Ausgaben erleben. In diesem Monate ist auch eine Edition von den Werken des Ritters Hamilton in 3 Bänden erschienen, der zu den ausserordentlichsten Phänomenen der Litteratur gehört, denn als gebohrner Engländer wußte er, nachdem er 20 Jahre in seinem Vaterland gelebt hatte, der französischen Nation noch Mèmoires zu schenken, die als Muster des Scherzes (Plaisanterie) so wie der Feinheit und Gewandtheit des Styls mit allem wetteifern können, was je in dieser Art verfaßt worden ist. Das Räthsel lößt sich zum Theil, wenn man bedenkt, daß er im Gefolge des Prinzen von Wallis unter Cromwell nach Frankreich von seiner Familie gebracht worden war, daselbst seine Erziehung erhielt, und daß, als dieser Prinz unter dem Nahmen Karl des 2ten nach England zurückkehrte, alles bey seinem Hofe so sehr den

Geschmack der Nation angenommen hatte, unter welcher er erzogen ward. Man sprach damals in St. James das Französische so gut als zu Versailles selbst. —

Zwey Jahre nach Karl des 2ten Zurückkunft kam Grammont nach London, weil man ihn, da er der Geliebten des Königs der Lamothe Houdincourt den Hof machte, dahin verwiesen hatte, er verliebte sich in Mlle Hamilton, die Schwester unsers Schriftstellers, und lebte, wenn er nicht spielte, im Hause desselben. Er ergözte die Gesellschaft durch die Leichtigkeit und den Wiz, mit der er seine Aventüren zu erzählen verstand, so ungemein, daß ihn Mlle H. erhörte. Als er die Erlaubniß erhielt nach Paris zurückzukehren, verließ er aber mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn seine Geliebte, der er die Ehe versprochen hatte, und flüchtete nach Douvre, allein die Brüder verfolgten ihn, und hohlten ihn ein. Chevalier de Grammont, riefen sie ihm zu, sobald sie ihn in der Ferne erblickten: Haben Sie denn nichts in London vergessen? — Um Verzeihung, antwortete er, meine Herren, ich habe ihre Schwester zu heurathen vergessen, und sogleich kehrte er um und heurathete sie, und führte sie mit sich nach Frankreich.

Dieses führte nun den Chevalier Hamilton ebenfalls oft nach Frankreich, um seine Schwester und Schwager zu besuchen, und war die Veranlassung, daß er der unsterbliche Geschichtschreiber dieses ausserordentlichen Ritters wurde. Als Karl der 2te der Regierung entsagte, und als Privatmann nach St. Germain bey Paris zog, folgte ihm Hamilton, und lebte an diesem Hofe traurig, aber zum Theil entschädigt durch die gute Gesellschaft, die ihm Berwik, Marlborough und der genannte Grammont darboth. Wir verfolgen hier sein interessantes gesellschaftliches Leben in Sceaux nicht weiter, und erwähnen nur,

daß er im 74ten Jahre, im Jahr 1720 in St. Germain starb, und wegen seiner Caustizität im Umgange besonders berühmt war, ob er gleich sonst nichts von der Fröhlichkeit in Gesellschaft besaß, die seine Schriften so sehr auszeichnete.

Zu den Zeiten Ludwig des XIV. schrieb ein Jeder Mémoires, und dieses mag Hamilton veranlaßt haben, die Jugendjahre seines lustigen Schwagers zu verfassen, der, so treflich er auch erzählte, nicht eine Zeile zu schreiben im Stande gewesen ist. In diesen Mémoires kommen allerley Anzüglichkeiten gegen Grammont vor, besonders wird er in demselben der Gaunerey im Spiel beschuldigt, so daß Fontenelle, der, wie man sagt, die Censur des Werkes hatte, dasselbe nicht wollte durchgehen lassen, bis Grammont zu ihm lief, und ihn ausschalt, daß er sich in seine Affairen mische, und sein Leben nicht drucken lassen wollte, da er's billigte; man kann denken, daß Fontenelle sehr leicht nachgab, und den Druck erlaubte. Fontenelle konnte dem Grammont antworten, was einst der Bruder desselben der Mlle de Herault geantwortet hatte, die mehr als kalt die Condolenz-Complimente aufnahm, die er ihr wegen dem Tod ihres Mannes abstattete. Nehmen Sie es so auf, Madame, sagte er ihr, so geht es mir wahrhaftig nicht näher als ihnen selbst: Le prenez-vous par là? ma foi, je ne m'en soucie pas plus que vous. —

Grammont selbst war übrigens ein Mann, der weniger liebte als Vergnügen darin fand, andern ihre Geliebten zu rauben, und über seinen Sieg nachher zu spotten. In diesem Spiel schonte er seinen nächsten Freund nicht. Er war, wie gesagt, ein großer Wizling, und wie Frau von Sevigny behauptet, brachte Niemand ein Bonmot passender an als er. Er war auch ein geübter Höfling, und verstand mit Of-

fenheit und Aufrichtigkeit seine Complimente anzubringen, auch oft mit vieler Naivität. Er lebte übrigens lustig, und glaubte ernstlich nie zu sterben. Wirklich ward er 86 Jahr alt, und hat der Gesellschaft viel Anekdoten hinterlassen. Ninon sagt von ihm, er sey der einzige Alte, der nicht lächerlich wäre, Desperaux erwähnte seiner mit Achtung, und St. Evremont schien ganz vernarrt in ihn zu seyn, und hat ihn viel besungen. Einige Verse von ihm geben vielleicht schon einen Begriff von dem mitgetheilten Charakter des Helden. St. Evremont sagte nehmlich,

er sey insolent en prospérité
fort courtois en nécessité
l'ame en fortune libérale
aux créanciers pas trop loyale.

Uebermüthig im Glük, sehr artig wenn es ihm fehlt, sehr freygebig wenn er Geld hat, und nicht sehr gewissenhaft mit Gläubigern.

Im übrigen fand man nichts ähnlicher als den Grafen Grammont und den Marschall Richelieu. Beyde waren von hoher Geburt, und verbrachten ihre Jugend im Taumel einer minderjährigen Regierung, wo nur Intrigue und Vergnügen herrschten. Beyde revoltirten gegen die provisorische Regierung und deren Minister, die Cardinäle waren. Beyde hatten Grazie des Geistes und des Körpers und die Sicherheit im Tone, die diese Eigenschaften geltend macht; sie lernten in dieser Zeit Laster kennen, die sie Zeitlebens, selbst im Alter, ohne lächerlich zu seyn, behielten, und sie zum Muster aller Höflinge machten. Grammont war Nebenbuhler der Maitresse Ludwig des XIV. Richelieu nahm dem Regenten seine Maitressen weg, und ließ sich von den Maitressen Ludwig des XV. seine geleisteten Dienste vergüten. Beyde waren von ihrem Herrn sehr geliebt, und brachten im Kriege die ange-

nehme Mischung von Lebhaftigkeit und kaltem Blute mit, so wie auch die Geistesgegenwart und den schnellen Takt, der mehr Glück bringt als langes Nachdenken und alte Erfahrung. Beyde wurden mit Gewalt verheurathet; beyde waren flatterhaft und treulos in der Liebe; beyde waren leichte Erzähler, liebenswürdige Plauderer und unfähig auch die kleinste Sache niederzuschreiben. Beyde waren endlich die Götzen irgend eines Schriftstellers. Richelieu, wie Chamfort behauptet, war der beste Schüler und Nachahmer des Grammont oder wenigstens seines treflichen Biographen des Hamilton, der ihn so reizend schilderte.

Die Mémoires des Grammont sind, wie gesagt, das Muster-Werk ihres Verfassers und in diesen zeichnet sich wiederum die Stelle aus, wo die Campagne von Turin und das darauf folgende Winterquartier in Turin beschrieben wird. Die vorzügliche Laune dieser Episode veranlaßt Matta, der in der Geschichte verwebt ist. Matta verdankte nichts dem Studium, er hatte aber Natürlichkeit, Geist, Freymüthigkeit und nicht die mindeste Prätention. Er war gewissermaßen von Grammont abhängig und Anbeter desselben, und das gieng so weit, daß er selbst in ein Frauenzimmer verliebt seyn mußte, weil Grammont es so wollte. Das einige, was er nicht zu begreifen vermochte, war der Umstand, daß man dem Mann den Hof machen müsse, wenn man der Frau gefallen will, und was ihm am meisten in einem thörigten und pedantischen Mann auffiel, war der Gedanke, daß er sich mehr um den Vorfahren seiner Gemahlin, als um den wirklichen Vater seiner Abkömmlinge bekümmerte. Die Naivität, die Lustigkeit und die launigen Einfälle des Matta hatten Glück gemacht und Mdme de Caylus citirt einige derselben in ihren Mémoires. Die Frau des Marschall Albret z. E. die sonst voller Verdienst und Tu-

genden war, hatte den kleinen Fehler, den Wein zu sehr zu lieben. Eines Tages sah sie sich im Spiegel und bemerkte, daß sie eine rothe Nase hatte. Wo Teufel habe ich die rothe Nase her, rief sie aus? — Vom Schenktisch, antwortete Matta. — Dieselbe Dame verlohr zu gleicher Zeit ihren Vater und ihren Bruder, und war deßhalb sehr betrübt. Sie wollte durchaus keine Nahrung zu sich nehmen. Haben Sie denn wirklich beschlossen, sagte ihr Matta mit rührender Miene, nie mehr in ihrem Leben Nahrung zu sich zu nehmen? — Wenn dem so ist, Madame, so haben Sie vollkommen recht. Wenn Sie aber die Absicht haben sollten, noch einmal etwas zu essen, so glauben Sie mir nur auf mein Wort, daß es eben so gut wäre, Sie fiengen gleich an. (Avez-vous résolu Madame, lui dit Matta, de ne manger de votre vie? — S'il est ainsi, vous avez raison, mais si vous avez à manger un jour, croyez moi, il vaut autant manger tout à l'heure). Dieses überzeugte die gute Frau so sehr, daß sie sich sogleich eine Hammels-Keule bringen ließ. — Bey einer sehr großen Winter-Kälte bemerkte jemand, daß Matta sehr leicht gekleidet war, aber was machen Sie denn, sagte er ihm in so leichter Kleidung? was ich mache? antwortete er — ich friere. (Comment faitez-vous, pour être si légerement vetû? comment je fais? je gèle. —)

Eine andere Person, die in den Mémoires des Grammont glänzt, ist der Graf Rochester, bekanntlich der wizigste und liederlichste Engländer, den die Geschichte aufzuweisen hat, der 5 Jahre lang nie nüchtern war, aber sich in seiner Jugend sehr durch militairischen Muth ausgezeichnet hat. Zulezt endigte er damit, daß er die Apologie der Feigheit machte. Er sagte gewöhnlich, den Menschen fehle oft nichts als etwas Muth, um feige zu seyn. — Wir glauben aber

schon genug von diesen Mémoires gesagt zu haben, um diejenigen, die sie noch nicht kennen, nach dieselben lüstern zu machen. Die Ausgabe enthält noch die kleinen Mährchen von Hamilton, die minder glüklich sind, wiewohl immer viel trefliches enthalten, nebst prosaischen und poetischen Briefen, so wie auch Chansons, die sich durch ungemeine Lebhaftigkeit und Natürlichkeit auszeichnen, und den Character des Augenblicks an sich tragen, in welchem sie wirklich aus dem Stegreif gedichtet sind. Vielleicht finden wir Veranlassung dem Leser noch andre Pröbchen aus diesem schönen Werke mitzutheilen.

Ueber Delille's Uebersezung Miltons.

(Aus einem Briefe von C. F. Cramer an seinen Bruder.)

Milton, endlich auf eine seiner werthe Weise in französisches Gewand gebildet, von seinem alten Collegen im Saitenspiele und Blindheit, von Delille, dem Darsteller Virgils, ist denn nun endlich, im Verlag meiner Nachbarn Giguet und Michaud, erschienen, und beschäftigt die Theilnahme der unbefangenen Leser, welche bloß Vergnügen suchen; so wie er schon in vollem Maase, in allen unsern Journalen und Journälchen die Federn der seinem Verfasser wohl und übelwollenden Kritiker übt. Ich will mich in die Zahl dieser leztern nicht stellen: eine Beurtheilung, die über das Ganze ins Detail gienge, erlaubt weder die Absicht der Blätter, in die ich dieses Fragment meines Briefes an dich einschicke, noch meine durch viele andre sehr heterogene Arbeiten izt zerstükelte Zeit. Ich will dir also nur ganz einfach erzählen, daß ich denn doch zu den Neugierigen gehört habe, die mit Heißhunger eilten, sich an dieser neuen, reifen und gewich-

tigen Erscheinung auf dem französischen Pindus fragmentarisch wenigstens zu weiden; und, wo nicht sie zu verzehren, dennoch zu kosten. Das Resultat dieses Kostens für mich, muß ich Dir gleichfalls sagen, ist das sehr reine und unvermischte Vergnügen gewesen, was das Anschauen eines grossen Dichters gewährt, der einer andern Nation, in einer äusserst gefeilten und würdigen Darstellung, von einem Manne, dem man nicht ohne die schreyendste Ungerechtigkeit das Lob eines der größesten und behendesten Verskünstler absprechen kann, wiedergegeben und vor ihr in dem zierlichsten, reinsten und anständigsten Gewande vorgeführt wird.

Es werden meiner Erinnerung immer ein Paar sehr liebe Stunden bleiben, die, wo ich mich mit Milton Delille oder, (wenn du lieber es willst) Delille-Milton beschäftigte. Ich war früh morgens zu meinem lieben Fauriel hingegangen, mit ihm, dem trefflichen Uebersetzer Gerstenbergs, und einem der hellsten, sprachenkundigsten, mit Allem was Geistesblüthe von Dichtkunst unter alten und neuen Nationen heißt, vertrautesten Männern, so mir je hier in Paris aufgestossen sind, den vierten und schwersten Act seines auf Frankreichs Grund verpflanzten Ugolino durchzugehen; dieses Drama's, das, (mir immer ein Jupiter unter den Trauerspielen, a Jove principium!) den Anfang des nouveau Théâtre Etranger ausmachen soll; wovon ich in Gemeinschaft mit ihm, Mercier, Blanvillain ꝛc. nächstens den ersten Theil herauszugeben gedenke.

Auf Fauriels immer mit solchen Geistesblüthen reichlich garnirtem Camingesims, fand ich, unter Bänden von Thucydides, Dante, Voltaire, Racine, Solis Geschichte der Eroberung von Mexico, (denn in welchen Sprachen nascht mir der Näscher nicht?) auch

einen Theil dieses Paradieses liegen; ich griff hastig zu allererst nach dem Gesange, in dem das verlohrne beschrieben ist; und von dem ich mir gleich einbildete, (was ich auch fand,) daß sich vom Sänger der Georgiques und der Gärten etwas vorzügliches erwarten liesse.

Nachdem wir uns beyde mit Unterhaltung und Critik unseres „vierten Actes" gelabt, und er sich hingesezt hatte, an seiner Portraite davon noch einige Pinselstriche hinzuzuthun; las ich unterdeß die Uebersezung des vierten Gesanges durch. Es sind mehrere Editionen davon zugleich, wohlfeile und theurere mit allem möglichen typographischen Luxus erschienen; bey leztern ist das englische Original gegenüberstehend (pages en regard) mit abgedruckt; ich genoß also des Vergnügens der Vergleichung dabey, die in vielem Betracht auch wirklich Delille keineswegs zu scheuen braucht.

Um gleich ganz gerecht zu seyn, muß man sich einen doppelten Gesichtspunkt festsetzen, aus dem jede Uebersetzung eines Dichters durch einen Dichter zu beurtheilen ist. Man muß sich sagen, daß es eine zwiefache Art giebt, mit der dabey zu Werke gegangen werden kann; die ein Uebersezer, der weiß, was er thut und warum er es thut, (mich Klopstocks Ausdruck „Gelehrtenrepublik" zu bedienen) bey sich vorher bestimmt hat; und nach deren Willkühr und Vorausbestimmung also sein Werk gerichtet werden muß.

Die eine dieser Arten, der erste dieser Gesichtspunkte ist die, ist der, durch dessen Beobachtung und Festhaltung sich Voß unter uns ein so unsterbliches und allgemein anerkanntes Lob errungen hat; und worin er unter keiner Nation je seines Gleichen fand. Dieß ist der Gesichtspunkt der höchsten Treue,

der vollkommensten Wiedergabe; die (sich so genau an das Original anschliessend, wie das nasse Gewand an ein Mädchen, das aus dem Bade steigt,) es lebendig, weder mit Druckerschwärze, (wie der Kupferstich) noch mit Wasser-Pastel-oder Oelfarbe (wie die Portraitirung) abbildet, sondern es als reiner Crystallspiegel, mit allen seinen angebohrnen Schönheiten, aber auch Unvollkommenheiten, Flecken und Muttermälern wiederstrahlt.

Wenn in einem Originale, zu den andern Tugenden der Poesie, sich auch die höchste Vollkommenheit und Correktheit der Diktion, und alle Schönheit und Macht der Rhythmik gesellt; so ist diese Art des Verfahrens beym Uebersetzen vielleicht allen andern vorzuziehen; aber sie ist, in ihrem Ideale sich gedacht, so schwer, daß sie beynah unerreichbar wird, und daß, wenn sie ja erreicht werden soll, durchaus eine Sprache, wie die Sprachen des Nordens, und zwar die cultivirteste unter ihnen, die deutsche! ihr Organ, ihr Werkzeug seyn muß; kurz, eine: die mit siegendem Wetteifer, wohl gar übertreffendem! den Hexameter Homers, den Hexameter Virgils, die Alexandriner Racinens, die Jambe des Sophocles, die Hexenscenen Shakespears, die Launen des Hudibras und Tristram, so wie die gefälligsten vier oder sechssylbigen Liederchen eines Bernard wiedergeben kann: (Ich rühme mir — mein Dörfchen hier!) Ohne solche Waffe handhabst du die Keule des Herkules vergebens; und schnellst Amors Pfeilchen nicht ab! —

Die andre Art, die untreue! rühmt des edelsten der Güter der Menschheit, der Freyheit, sich; und alsdann muß man eingestehen, hat sie ein ganz ungebundenes, und durch fast gar keine Gränzen ein-

zuschliessendes Feld. Alsdann, mit grosser Selbstständigkeit und Kekheit, fragt sie sich nicht in ihrer Arbeit: Was hat mein Autor gegeben für diejenigen, für die er schrieb, und denen er zu gefallen oder sie zu entzücken bemüht war? sondern: was muß ich, einen ganz andern Kreis von Lesern, ein ganz andres Urbild von Schönheit mir denkend, denenjenigen, für die ich schreibe, für die ich ihn wiedergeben will, für ihre Begriffe, ihre Gefühle, ihre Vorstellung von Schiklichkeit, Beschränkung, Ausdehnung, Convenienz u. s. w. ihm lassen, ihm geben, ihm nehmen? damit er seiner Absicht und Wirkung, der des Gefallens und des Entzückens nicht verfehle. Habe ich mir einmal den Casum in terminis so gesezt, so erhebe ich mich zum Despoten meines Originals; ich schneide ab, ich seze hinzu; ich ändre nach Belieben; ich verhäßliche nicht, aber ich verschönere wohl, wie und wo es mir behagt; und wenn ich denn am Ende nur ein Werk hervorgebracht habe, das von Leben und Kraft und Zierde für meine Landesleute voll ist; in denen nichts Rauhes, Unbehülfliches, Ungeglättetes sie stört; so ist mein Tagewerk vollbracht, und ich habe mir mit Recht einen Dichterlorbeerkranz verdient!"

Jene Art des Uebersezens von ältern und neuern Dichtern, ist die in Deutschland jezt üblichste, beliebteste; und Voß, vor allen Andern, hat sie mit vorherschendem Scepter jezt beynah als die Einzige festgesezt. Es mangelt indeß noch nicht an Freygeistern unter uns; Wielands Uebersezungen des Horaz in Jamben, die man ungern vernichtet sähe, wenn auch Vossens in Hexametern einst die Palme davon trägt, legt Zeugniß für meine Behauptung ab. —

Aber, an den Ufern der Themse und der Seine war von jeher, und wird wohl auf immer die zweyte

Art von Uebersetzung die willkommenste seyn. Dem Engelländer und Gallier, der, mit dem italienischen Sprichworte zu reden, *) im Nachbilden lieber der Kopf .. wärs selbst an einer Katze, als der Schwanz an einem Löwen seyn will, wird daher ein modernisirter Homer wie Popens; ein modernisirter Virgil wie Delillens, der seyn, den Er sich wünscht, der am unmittelbarsten sich seinen Beyfall erwirbt; indeß die entgegengesetzte Art, mehr oder weniger, als Pedanterey ihm erscheint. Der Gallier vollends, dessen sehr bestimmtes Hinstreben nach Grazie und Schicklichkeit, ihn stets dominirt; der immer den Geschmack noch über den Genius und den Putz über Natürlichkeit setzt, wird nun und in alle Ewigkeit nicht zugeben, daß man den Ajax mit einem Esel vergleiche, der aus einem Distelfelde weicht; oder beym Herabkommen Satans auf die Erde dem Leser erzähle: daß die Düfte des Paradieses dem Höllenhelden baß behagten, als einst der Geruch verbrannter Fischleber dem durch den jungen Tobias aus dem Hause seines alten und blinden Vaters unter Anleitung eines Engels, vertriebnem Asmodi. Wer solche Schönheiten lesen will, wird er sagen, verfüge sich zu Gails und Boisgermains Originalen mit Interlinealversion; aber er bewirthe damit nicht unsre feinen Pariserinnen und Pariser, in ihren vergoldeten Salons! Jenes sey höchstens für das College de France erlaubt, wenn Villoison darin Vorlesungen hält.

Sieyes sagte einmal sehr kräftig und bestimmt zu mir: „Man übersezt ja nicht für die, aus deren Sprache man dollmetscht, sondern für die, in deren Sprache man übersezt."

Indem ich an diese Worte und meine obige Auseinandersetzung der Gesichtspunkte denke, zittre ich nun freylich, z. E. für die Wirkung, die, auf die Salons, der Schreckensaugenblick im französischen Ugolino thun wird:

*) E meglio essere il capo d'un gotto che la coda d'un leone.

wo Anselmo, zum Wolfe geworden, einen Biß in den Busen von Gianetta's Leichnam . . . . „Quelle horreur!" wird man zurückschaudern! und die Leser Horazens unter den Zuhörern, uns an die Verse erinnern:

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus!

Solch Tragisches verdaut nur der stärkere Magen des Nordländers — wir Vandalen! — Indeß ist hier der Würfel geworfen — und Ugolino mußte entweder bleiben, was er ist, oder gar nicht übersezt werden. —

Um aber auf Delilles Milton zurückzukommen, so wirst du nun leicht sehen, was, nach jener Entwickelung des doppelten Gesichtspunktes, mein Urtheil über ihn seyn wird. Dieß nämlich: daß, was man auch von Untreue, Zusatz, Weglassung, von, nicht sowohl: unter dem Originale seyn, als: von Anders als das Original seyn, mit einer sehr leichten Critik, ihm vorwerfen, vorklauben und vordemonstriren kann; dennoch diese Darstellung eines der fünf oder sechs Hauptwerke, die die Kräfte des menschlichen Geschlechts, in der epischen Dichtung, während des Laufes mehrerer Jahrtausende hervorzubringen vermocht haben, durch einen Verskünstler von einem solchen Geschmacke, einer solchen Gewalt über seine Sprache, einer solchen Fülle des Ausdruckes, einem so lebhaften Gefühle für metrische Wirkung und nachahmende Harmonie, *) als er schon in Uebersetzung der Aeneide und der Bücher vom Landbaue bewiesen hat, in alle Wege ein Werk sey, das ihm vor seiner Nation die höchste Ehre bringt, und das Geschrey der ganzen elenden Clique widerlegt, die in dem Jahrhunderte des Verstandes und der Philosophie, stets über Entartung klagen, und es unter das abergläubische, fanatische, aber ihnen allein dichtrische goldene

*) Baggesen zeigte mir noch vor ein Paar Tagen zwey Verse in ihm, die den bekannten Virgilischen: Ter sunt conati imponere etc. nicht viel nachgeben
. . . ces Titans dont l'audace entasse
Ossa sur Pelion, Olympe sur Ossa!

Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten herabzuwürdigen bemüht sind, den

. . . uns sein Jahrhundert mit aufbewahrt!

Wenn Delille mit jenem goldnen Zeitalter, wie er nur allzusehr thut, auch die politischen Grundsätze theilt; so geht diß den Critiker des Dichters nichts an; ist dieser billig, so wird er sich vielleicht sogar sagen: Ohne solches Theilen, ohne solche Anhänglichkeit an ein altes System, was „vergangen und wieder neu worden ist," wäre Delille nicht nach Engelland emigrirt, hätte er sich nicht mit Miltons Geiste geschwängert, und wir besässen vielleicht eine der Arbeiten weniger, die den Nationalschatz vergrössern, und länger dauern werden als alle vorübergehenden Schattengestalten der Politik, oder die Verläumdungen eines Geoffroy! —

Um dir von dem, was ich gesagt habe, den Glauben in die Hand zu geben; will ich aus obigem IVten Gesange, (da die Uebersetzung wahrscheinlich noch in Weniger Händen in Deutschland seyn wird,) ein paar Stellen um so viel lieber hersetzen, da sie sowohl von jenem Geben als Nehmen Beyspiele enthalten; und die berühmte Stelle von der Fischleber darin ausgelassen ist, die ein Dichter, wie Klopstok, Er! der das höchste Urtheil und den feinsten Geschmack mit dem grössesten Genius verband, sich niemals erlaubt haben würde. —

Die erste beschreibt die Annäherung Satans zum Paradiese: —

Satan vient: plus ses pas approchent du bocage,
Et plus l'air devient pur et brille sans nuage:
Air suave, air divin, et dont l'heureux pouvoir
Peut calmer tous les maux, tous, hors le désespoir!
Le printems tout entier autour de lui respire:
Dans les champs, sur les eaux, folâtre le Zephyre;
Sa molle haleine exhale un air dèlicieux;
Du doux bruit de son vol il anime ces lieux,
Parcourt les fruits nouveaux, baise les fleurs nouvelles,

De leur ambre en passant il embaume ses ailes,
Et court aux antres verts apprendre en murmurant,
Sur quels bords il cueillit ce tribut odorant.
Ainsi, lorsqu'un nocher qui, côtoyant l'Afrique,
Laisse bien loin de lui les tours de Mozambique,
De la rive où le nord regarde l'orient,
Arrivent les parfums de ce climat riant,
Où l'Arabe moissonne et l'encens et la myrrhe;
Tout d'un coup, enchanté du baume qu'il respire,
Et de la voile oisive oubliant le secours,
Il s'arrête, il se plait à ralentir son cours;
Parfumé de l'encens que le rivage envoie,
Le vieil Océan même en a souri de joie;
Et bien loin de ces bords les heureux matelots
Hument l'air embaumé qui les suit sur les flots:
Tel jouissoit Satan; tel marchant en silence;
Il admire ces lieux qu'afflige sa présence;
Pensif et solitaire il arrive à pas lents;
Pour chercher un passage il s'égare longtemps;
Sous la voûte du bois les buissons qui s'enlacent
De leurs tissus épais l'arrêtent, l'embarrassent,
Et dérobent aux yeux, en creusant leurs rameaux,
Les vestiges de l'homme, et ceux des animaux.

Zur Vergleichung, besonders in Absicht auf oberwähnte Auslassung, lese man dieses schöne, bey den Liebhabern Miltons berühmte Gleichniß, nebst seinem Schlusse, im Originale hier.

As when to them, who sail
Beyand the Cape of Hope, and now are post
Mozambic, off at sea north-east winds blow
Sabean odours from the spicy shore,
Of Araby the blest; with such delay
Well pleas'd, they slack their course and many a league
Cheerd with the gratefull smell, old Ocean smiles;
So entertain'd those odorous sweets the Fiend,
Who came their bane, though with them better pleas'd

Than Asmodëus with the fishy fume
That drove him, tho' enamour'd from the ſpouse
Of Tobit's ſon, and with a vengeance ſent
From Media post to Egypt, there fast bound.

Und jezt die weitere himmliſche Beſchreibung des Paradieſes, an der höchſtens der ſtrenge Kunſtrichter eine zu groſſe Exuberanz von geographiſcher und mythologiſcher Gelehrſamkeit ausſetzen könnte:

Satan contemple au loin ce ſol délicieux;
Et ſon oeil ſur la terre a cru revoir les cieux.
Riche de fruits, de fleurs, de ruisseaux, de verdure,
Dans une étroite enceinte il contient la nature;
C'est le jardin de Dieu, c'est son plus doux séjour,
L'objet de ſes bienfaits, l'objet de ſon amour!
D'Auran, dont il bordoit la plaine orientale,
Dieu même l'étendit jusqu'à la tour royale,
Que les fiers Seleucus bâtirent autrefois.
Là ſes mains ont planté des arbres de ſon choix;

(Delille ſchneidet von der geographiſchen Gelehrſamkeit hier ab:

Or where the ſons of Eden long befare
Dwelt in Telassar...)

De la terre encor vierge innocentes prémices,
L'oeil, le goût, l'odorat, en faisoient leur délices.
Plus fleuri, plus riant, et plus ſuperbe encor,
L'arbre heureux de la vie y porte des fruits d'or.

(Das ſchöne Beywort: vegetable gold wird weiterhin noch vorkommen.)

Source de nos malheurs, près de l'arbre de vie,
L'arbre de la ſcience a trouvé ſa patrie.
Arbre funeste, hélas! par lui l'ange infernal
De la source du bien fit eclore le mal.
Du côté du midi ſur la brillante arène
Un fleuve en cent détours s'égaye dans la plaine,
Rencontre une montagne, et ſans ſe détourner
Ses ondes dans ſes flancs courent s'emprisonner:

Pour dominer au loin cette riche campagne
L'Eternel de ses mains posa cette montagne;
Lui même la plaça sur ses rapides eaux.
Là, du sol altéré mille secrets vaisseaux
(Ainsi Dieu l'ordonna,) boivent par chaque veine
L'eau qui monte et s'élève en immense fontaine,
Et s'épanche en ruisseaux dans ce riant jardin;
Tous vont se réunir dans un vaste bassin,
Et, se félicitant de l'art qui les rassemble,
En bruyante cascade ils retombent ensemble;
Puis, fier et triomphant de reparoître au jour,
Le fleuve libre enfin, les rappelle à son tour.

(Milton erzählt hier simpler; aber Delille durch seine félicitant &c. — sein: les rappelle personificirt, indem er dem Flusse Handlung beylegt, mehr; und trägt höhere Farbe, grösseren Pomp des Ausdruks auf.)

Tous alors, reprenant leur course vagabonde,
Partagent de nouveau le tribut de leur onde.
Parcourent cent pays, cent royaumes divers,
Dont l'inutile nom est banni de mes vers.

(Im Englischen:)

Where of here needs no account.

Dieser Vers kömmt mir ganz unbeschreiblich prosaisch und platt vor. Klopstock pflegte aus der Zahl der höchstprosaischen Verse, davon er sich eine Sammlung aus verschiedenen deutschen Dichtern gemacht hatte, mit grossem Wohlgefallen immer einen Alexandriner als den musterhaftesten an Lächerlichkeit, aus Trillers Prinzenraube anzuführen, der folgendermassen lautete:

Wovon mit Mehrerem die Anmerkung zu lesen! und dann folgte wirklich die weitere Ausführung unter dem Texte. — Dieser miltonische Vers, däucht mich (pace magnae umbrae dixerim!) in der That nicht viel besser, als der trillersche. Delille hat ihn gleichwohl durch das: est banni noch zu veredeln gewußt.)

Mais si l'art en pouvoit retracer la peinture,

J'aimerois mieux conter, comment cette onde pure
Verse en flots azurés, en nappes de ſaphir,
Mille brillants ruisseaux que ride le zéphyr,
Qui tous, ſe défiant dans leur course rivale,
Baignent les ſables d'or, la perle orientale,
Et fuyant, s'égarant, et revenant encor,
Roulent de leur nectar le liquide trésor;
Sous la voûte des bois, dans la plaine brillante,
Visitent chaque arbuste, abreuvent chaque plante,
Désaltèrent ces fleurs, les délices des yeux.
Ces fleurs dignes d'Eden, ces fleurs dignes des cieux; —
Aux froids compartimens, aux formes régulières,
L'art n'assujettit point leurs tribus prisonnières;
La nature, au hasard, d'une prodigue main,
De la terre émaillée en a paré le ſein:
L'une s'épanouit aux doux feux de l'aurore,
Des flammes du midi cette autre se colore;
Et, fière d'étaler ſon calice vermeil,
S'ouvre amoureusement aux rayons du ſoleil.

(Dieſe vier und folgende Verſe ſind unſtreitig noch viel reicher und ſchöner, als die des Originals:
Both where the morning ſun firſt warmly ſmote
The open field, and where tho unpierc'd shade
Imbrown'd the noon-tide fowrs...)

D'autres, aux bois touffus, au ſein des forêts ſombres
D'ont les épais rameaux rembrunissent les ombres,
Aiment à confier leurs modeſtes attraits
Source de voluptés et bientôt de regrets.
Tel étoit ce jardin riant et magnifique;
Simple et majestueux, élégant et rustique.

(Sehr beſtimmte Entgegenſtellungen! Milton hat blos: a rural ſeat of various view. Delille giebt den poetiſchen Commentar des Beyworts: various.)

Là brillent ſuspendus ces globes précieux
Dont le ſuc plaît au goût et la couleur aux yeux:

Ces fruits d'or végétal, ces pommes délectables,
Ont dans ces lieux divins réalisé les fables.
Ailleurs, mille arbrisseaux distillent en pleurant,
La myrrhe précieuse et le baume odorant.
L'oeil voit de frais gazons, de riantes prairies,
D'heureux troupeaux tondant les pelouses fleuries,
Des palmiers, ombrageant de modestes coteaux,
Des vallons émaillés: de limpides ruisseaux
Nourrissent ces trésors de leurs eaux cristallines,
Et parmi tant de fleurs la rose est sans épines.
Plus loin, des antres verts, ignorés du soleil,
Par leur douce fraîcheur invitent le sommeil,
Sur eux rampe le lierre, ou montant avec grâce,
De ses bras tortueux la vigne les embrasse,
Et le long de leur voûte élève dans les airs,
Et ses grappes de pourpre et ses feuillages verts.
Parmi ce luxe agreste, en chutes argentines,
Plus d'un ruisseau descend du sommet des collines,
Puis au sein d'un beau lac, dont les bords festonnés
De myrthes sont couverts et de fleurs couronnés,
Va finir ses erreurs, et de ses eaux brillantes
Déploye en frais miroir les nappes transparentes.
L'eau mollement frémit, l'oiseau chante, les vents
Emportent les parfums des feuillages mouvans;
Et l'air à ces doux bruits, concerts de la nature,
Des bois harmonieux accorde le murmure.
La fable auroit cru voir les Grâces, les Saisons,
S'entrelaçant en choeur, bondir sur les gazons,
Les fouler en cadence, et Pan même à leur tête,
D'un printemps éternel y couronner la fête.
Non, du fertile Enna les paysages frais,
Ces beaux lieux où jadis la fille de Cérès
Cueilloit en paix des fleurs bien mains brillantes qu' elle,
Quand Pluton l'enleva dans la nuit éternelle,
Et que sa mère en pleurs parcourut l'univers,
N'étoient pas si féconds, si rians et si verts.

Au bosquet de Daphné que vient baigner l'Oronte,
Aux eaux de Castalie, Eden auroit fait honte.
Ces bocages heureux qu' arrose le Triton,
Ces coteaux fortunés où Jupiter, dit-on,
Cacha Bacchus enfant et la chèvre Amathée
N'avoient rien de si beau dans leur île enchantée.
Enfin ce mont brûlant, où l'on dit, qu'autrefois
Se jouoient sur les fleurs les enfans de ses rois,
Où le Nil prend son cours, où de ses rocs d'albâtre
Le voyageur parcourt le long amphithéâtre,
Sur qui du premier homme on plaça le jardin,
N'offroient rien de pareil au véritable Eden.

In der Vergleichung des Endes dieser Stelle mit dem Originale, wird man sehen, wie viel noch Delille, (ob er gleich noch viel zu viel behalten) von dem luxurirenden Reichthume Miltons, der hier zu einem wahren Büsching wird, abgeschnitten hat; und zugleich dieser ganze Auszug, mit den hinzugefügten Anmerkungen, dir beweisen, was ich von dem Geschmacke, dem Urtheile, und der Wahl gesagt habe, womit diese trefliche Uebersetzung ausgestattet worden ist. — Wir haben in dieser ganzen Stelle nicht wenige Verse des Originals verloren, die man gern missen mag, aber viele andre wieder dafür erhalten, die man sicher ihrem Verfasser Dank wissen muß.

Esmenards Gedicht: die Schiffahrt betitelt.

Delilles Uebersetzung des verlornen Paradieses ist die allgemeine Lecture gegen das Ende des Jahres gewesen. Zu Anfang des Jahres beschäftigte man sich viel mit dem Gedichte, la Navigation, von M. Esmenard. (2 Vol. 8. prix 9 Fr. & 11 Fr. par la poste.) Man wirft ihm vor, daß der Gegenstand für eine Epopée zu wenig Handlung darbiete, und daß zu viel beschreibende Poesie ermüde; indessen scheint doch nur Eine Stimme über den poetischen Werth und die Ausführung unter den Kritikern statt zu finden, und alle

Journale sind von trefflichen Stellen, die aus dem Gedichte gezogen sind, voll. Folgendes ist ungefähr der Plan des Ganzen.

Der Stamm eines morschen Baumes wird von dem Winde auf die Fluthen geworfen, ein Liebender wagt sich hinauf, und erfindet Ruder, und Amor leitet ihn auf eine Insel, die eine Erdrevolution kürzlich vom festen Lande gerissen hat, und wo die Geliebte schmachtet. — Die Vereinigung bringt Kinder, und die erzeugten Kinder vervollkommnen in der Zukunft die Kunst, die ihnen ihr Daseyn verschafte; die Aegypter lernen sie von ihnen, und entdecken die Wissenschaft, sich der Sterne zu bedienen, um sich zu leiten. Dedale erfindet die Segel, und die Menschen vereinigen sich mit dem Aeolus, um Neptun zu besiegen; alle Theile der Welt kommen sich nahe, und das Menschengeschlecht wird Eine Familie! — Die Schiffskunst erhebt nachher Carthago, und Neptuns Dreyzack wird zuerst der Zepter der Welt. Rom bricht und erobert ihn, läßt aber nach der Schlacht bey Actium die Schiffahrt sinken, und vergraben bleibt sie nun mit den andern Künsten eine Zeitlang unter den Ruinen des Capitols. — Zehen Jahrhunderte nachher erweckte sie das Zeitalter Leo des X. wieder, und Venedig giebt durch diese Schiffskunst der Welt Gesetze; Vasco di Gama entdeckt die Grenzen der alten Welt, und Columbus die Ufer einer neuen. Der Dichter begleitet den Gama, und nimmt im Nahmen der Musen Besitz von der alten indischen Welt. Diese Eroberung ist die einzige, die in Ewigkeit dauert. — Bis jezt hatte die Schiffahrt nur Länder entdeckt, sie wollte durch grösseres Wunder auch welche schaffen, und Holland trat aus dem Meere hervor, und verbreitete sich ohne Boden von Spitzbergen nach den Molukken, und nährte, mehr als einmal, ohne Erndte die ganze Welt. Holland erweckt England und Frankreich, und bildete das Triumvirat, welches der Krieg bald zu zerstören sucht. Der Handel unterliegt, aber die Schiffskunst gewinnt selbst durch diesen Krieg. Ruiter und Monk, Duquesne und Tourville erfinden die Schiffstactic; die nordi-

schen Völker suchen an der Beherrschung des Meeres Theil zu nehmen, und Peter der Grosse braucht diese schöne Kunst, um sein Land zu civilisiren und aufzuklären. Nun erreicht sie ihre gröste Höhe, und ein Wallis und Bougainville, ein Cook und Lapeyrouse zeigen, wohin das Genie und der Muth endlich gelangt.

Das Gedicht von der Schiffskunst ist, wie man sieht, eine Art von Epopee, wovon die Kunst selbst der Held ist, und wie die Aeneide mit der Eroberung von Italien endigt, endigt dieses mit der eroberten Entdeckung der ganzen Welt.

Im ersten Gesang zeichnet sich das Gemählde von Egypten aus. Im 2ten die Beschreibung von Carthago, in dem 3ten die Schlacht bey Actium und das Bild der Hungersnoth; in dem 4ten die Entdeckung von America, in dem 5ten das Gemählde von Indien. Der 6te Gesang wird überhaupt für den trefflichsten von allen gehalten; der lezte spricht von Lapeyrouse, und den glücklichen Würkungen des 18ten Brumaire, der dem Dichter schon im 5ten Gesang zu Prophezeyhungen die Veranlassung gab! —

Ueber das Studium der orientalischen Litteratur in Paris.

Zweyter Brief.

Sylvestre de Sacy und Volney.

Erlauben Sie mir, Ihnen mit wenigen Zügen die Arbeiten der Orientalisten von Paris zu schildern; die Notiz über die indischen Arbeiten habe ich voran und einzeln gegeben, weil ich gern die Sprache und das Land von dem, was wir so im gelehrten Leben Orient nennen, absondere, wer könnte auch nur die Sprachen zwischen dem Ganges und Indus und ihre nächsten Schwestern ostwärts mit denen ursprünglich um's Mittelmeer unter einen gemeinschaftlichen so unbestimmten Namen vereinigen? Und nennen wir Orientalisten im engeren Sinne die Kenner der arabischen Dialecte, welchen Namen könnte ich Ihnen eher, als den des ehrwürdigen

Sylvestre de Sacy nennen? Sein gründliches, ernstes Streben und seine feste, ungetheilte Richtung auf das Studium des einen Zweiges der unendlichen Sprachen, den er aber doch mit classischer Universalität bildet, ist ganz einzig unter den jetzigen Franzosen, und zeichnet sich sogleich auf dem matten Grunde flacher Linguistik groß und bedeutend. Von ihm dürfen wir jetzt eine arabische Chrestomathie erwarten, die gewiß sogleich ohne Zweifel den ersten Platz in ihrer Gattung einnehmen wird. Denken Sie bey dem Worte arabische Chrestomathie an das, was bey uns denselben Namen führt, entweder längstbekannte zum Eckel wiederholte Fragmente — Lokmanns Fabeln und Stücke aus dem Koran müssen beständig den Zug der alltäglichen Stücken anführen — oder unreine Texte ohne Erklärung und Commentirung, die ein müßiger Gelehrter in der traurigen Stagnation orientalischer Lehrstunden aus der nächsten Universitätsbibliothek, wie er sie findet, und wie sie ihm zur Hand kommen, abdrucken läßt: nein der herrliche Name des Sammlers und die herrliche Sammlung in seiner Nähe dürfen Sie ganz etwas anderes erwarten lassen. So viel ich weiß, ist das Werk ganz seiner Vollendung nahe, und wird schon gedruckt. Es ist wohl nicht leicht eine bedeutende Handschrift der Nationalbibliothek, die dem Verfasser nicht einiges zu seiner trefflichen Auswahl gegeben hätte, die reiche und schöne Sammlung aller magischen Werke moderner Araber wohl ausgenommen, die vielleicht das Vollständigste auf dieser großen Bibliothek ist, und von der ich Ihnen wohl bald mehr erzähle. Sogar poetische Stücke werden aufgenommen werden, und ich mache Ihnen schon im Voraus auf einige Elegien des vortrefflichen Ebul Faredhi, den Sie schon aus Ihrem Jones kennen, der ihn so richtig und schön den Ovid des Orients genannt hat, Hoffnung. Indessen nähert sich auch das große Werk über Aegypten, von dem Ihnen selbst die öffentlichen Blätter schon erzählt haben, seiner Vollendung; ich nenne es Ihnen hier an dieser Stelle, weil es, obgleich es meist nur antiquarische Darstellungen

Die Statistik des Herrn Donant.

Eine Theorie der Statistik muß in gegenwärtigem Augenblick vielen Succeß in Frankreich haben, da seit drei, vier Jahren dies aus Deutschland gekommene Studium von den Franzosen sehr goutirt worden ist, und die Regierung es sogar in alle Zweige der Verwaltung eingeführt hat. Obgleich diese Wissenschaft von vielen alten Starrköpfen als unnütz ausgeschrieen worden ist, und die eigensinnigen französischen Grammatiker dem, wie sie sagten, barbarischen Worte Statistik einen offnen Vertilgungskrieg erklärt haben; so mußte die Sache dennoch durch ihre innere Wichtigkeit durchgehn, und man hört nun überall, ja sogar in Damenzirkeln, von Statistique sprechen. Aufgenommen haben also die Franzosen diesen wichtigen Theil der Staatswissenschaft, aber sie haben den Begriff desselben nicht richtig aufgefaßt; es ist nach ihnen eine vage, alles umgreifende, im Erzählungston abzufassende Beschreibung des Staates, ein Gemisch von physischer Geographie, Naturgeschichte, Arzneikunde, Polizei und Finanzwissenschaft ohne bestimmte Gränzen, ohne innern Zusammenhang und allgemeine Resultate. Sehr oft sieht man in den Partiellstatistiken der Departementer die Herzählung der regierenden Krankheiten und die verschiedenen Heilmittel, welche sie heben sollen, oder die Liste aller im Lande lebenden vierfüssigen Thiere, Vögel, Fische und Amphibien mit der belehrenden Beschreibung ihrer Gestalt, ihrer Lebensart, ihres Charakters, ihrer Sitten (moeurs, wie man's in Frankreich heißt), der Art, wie man sie fängt, und was noch allenfalls sich über jedes sagen läßt, so daß, wenn in irgend einem Departemente der Löwe einheimisch wäre, gewiß die Geschichte des Androclus in die Statistik mit eingerückt würde.

Sollen also die Franzosen durch die Weitschweifigkeit eines solchen Planes nicht wieder von dem Studium der Statistik abgeschreckt werden, wie es ihnen schon einmal geschah, als unter Ludwig dem XIIIten der politische Schriftsteller, Peter D'avity, eine statistische Beschreibung der wichtigsten Staa-

ten in sechs Folianten herausgab, so muß ihnen gezeigt werden, was eigentlich Statistik, welches ihre Grenzen, ihr Verhältniß zu den verwandten Disziplinen, und besonders, welches ihr Zweck und die aus ihr zu ziehenden Resultate seyen. Sie müssen wissen, was eigentlich statistisch-wichtige Sachen seyen, welches die Art der Zusammenstellung in ein Ganzes, und die Art der Bearbeitung der einzelnen Theile sey. Wer soll ihnen aber eine solche gründliche Theorie hinstellen? da sie nur von einem Manne entworfen werden kann, welcher frühe in diesem Fach zu arbeiten anfieng, und durch langes Studium und Nachdenken diese auf Erfahrungsdata sich gründende Wissenschaft sich völlig zu eigen gemacht hat.

Unterdessen hat vor einigen Tagen ein gewisser Herr Donnant, Sekretär und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, eine Théorie élémentaire de la statistique herausgegeben, von welcher wir etwas näher sprechen wollen.

Der Autor, welcher den Deutschen in manchen Stücken Gerechtigkeit widerfahren läßt, und in gegenwärtigem Augenblicke mit der Uebersetzung von Schlözers Grundsätzen der Statistik sich abgiebt, hat in seinem sechs Bogen starken Traktat den Umfang und die Regeln der statistischen Länderbeschreibungen festzusetzen gesucht. Es ist gewiß schon verdienstvoll, diesem Studium das erste Monument dieser Art in einem fremden Lande gestiftet, und mit besonderer Rücksicht auf die Deutschen eine Arbeit unternommen zu haben, welche mit mancherley Schwierigkeiten verknüpft, den Angriffen mehrerer Partheien ausgesetzt seyn würde. In dieser Hinsicht verdient Hr. Donnant alles Lob, und auch was die Arbeit selbst anbetrifft, wird man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, indem er über verschiedene Gegenstände den wahren Gesichtspunkt aufgestellt hat. Allein auf der andern Seite ist es nicht minder wahr, daß sein Buch sehr unvollkommen ist, angefüllt mit mancherley Irrthümern und historischen Unrichtigkeiten, und besonders in Rücksicht planmäßiger Ordnung sehr mangelhaft.

Seine Einleitung beginnt mit der Umschreibung des Be-

griffs Statistik, welche in Achenwalls Handbuch vorkömmt, und spricht von den Vortheilen dieses Studiums und von seiner historischen Entwickelung. Hierauf wird die Ursache angegeben, warum auf deutschen Universitäten Statistik gewöhnlich von den Professoren der Politik und der neuern Geschichte vorgetragen wird. Bei Anführung der mit der Statistik verwandten Wissenschaften vergißt der Verfasser die Staatswirthschaft und die Geographie.

Am Anfang der Theorie der Statistik selbst, spricht er von den Feinden derselben, welche er unter zwei Rubriken bringt; 1. träge, unwissende Menschen, welche dieses Studium zu mühsam finden, und es mit der ihnen gleichfalls unbekannten Geographie verwechseln; 2. Geographen und Publizisten, die ersten, weil sie ihr Gebiet nicht wollen geschmälert wissen, die andern, weil die Statistik ihren metaphysischen Deklamationen und politischen Abstraktionen und neuen Organisationsplanen Abbruch zufüge. Hierauf zeigt Hr. Donnant, daß die Alten die Statistik nicht gekannt haben, und diesem Mangel sey es zuzuschreiben, daß die griechischen Geschichtschreiber die Zahl der persischen Heere so sehr vergrössert haben, und daß Livius an die Blut-Schwefel-Kieselregen glaubte, von welchen er so viel Erhebens macht. Als ob die Statistik sich mit dergleichen physischen Phänomenen beschäftigte! In demselben Sinn behauptet er, die Römer hätten die Zahl der Ringe der bei Cannae gefallenen Ritter besser gekannt, als das Quantum des Getraides, welches zum Lebensunterhalt der Bevölkerung ihrer Hauptstadt erforderlich war.

Indem er von der politischen Arithmetik spricht, führt er mehrere Schriftsteller an, und läßt noch viel mehr aus. Hierauf handelt er von der Entstehung der Statistik in Deutschland. Er leitet sie hauptsächlich von dem Zeitalter des grossen Friedrichs her, dessen Beispiel von mehrern Fürsten befolgt wurde, so daß diese Wissenschaft sich schnell im Norden Europa's und in England ausbreitete. Einige Publizisten hätten zu dieser Zeit die Idee gehabt, die ein-

zelnen statistischen Notizen in ein Ganzes zu vereinigen, und der erste derselben sey gewesen Herrmann Conring (Sic!) welcher am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu Helmstädt anfieng, darüber Collegia zu lesen. Nachher seyen gekommen Bose, Beckmann und Achenwall.

Die Etymologie des Worts Statistik, die Grenzen zwischen ihr und der Erdbeschreibung, die Ursachen, warum die Regierungen die Statistik beschützen, und die Quellen des Nationalwohlstandes beschäftigen hierauf den Verfasser. Die Statistik, welche er als: Wissenschaft von den physischen, moralischen und politischen Kräften eines Staates definirt, theilt er ein in 1. politische oder analytische Statistik, unter welcher er die Statistik eines ganzen Welttheils versteht. 2. Spezial- oder Particular-Statistik, die von einem jeden besondern Lande handele. 3. Innere Statistik, welche ein Land theilweise beschreibe. Die Unrichtigkeit dieser Eintheilung ist augenscheinlich. Es gibt nur eine General- und eine Spezial-Statistik, die erste beschäftigt sich mit einem ganzen Staat überhaupt, die andere mit einem Theile insbesondere. Die Benennung analytischer oder politischer Statistik ist ein Pleonasmus, indem jede mögliche Statistik analytisch ihrer Natur nach, und politisch ihrer Beziehung nach seyn muß. Auch verwirrt sich der Verfasser, wenn er zeigen will, was zu der ersten und zweiten Klasse gehört, und die Anzahl der Materien, welche er in die beiden lezten Klassen aufgenommen wissen will, ist offenbar zu groß, und führt auf Weitschweifigkeiten und vermuthliche Angaben, welche der Statistik alles Interesse benehmen würden. Die Spezial-Statistik soll unter andern angeben die Summe der rohen und bearbeiteten Produkte, den Zustand des innern Handels und des Interlopehandels; (was versteht er hierunter? irrt er sich vielleicht, denn wie kann man den Ertrag des Schleichhandels berechnen und angeben?) den Ertrag der Fischerei, die Summe der durch die Banken in Cirkulation gesezten Papiergelder, den Kredit jedes Handelsplatzes auf die wichtigsten andern Handels-

städte, den Belauf des aus allen öffentlichen Gewerben hervorgehenden Gewinnstes.

In das politische Gemälde eines Reichs will er aufgenommen wissen, den jeweiligen Zustand der Festungen, die Form des Generalstabs der Armee, die Beschreibung des Zustandes der General- und Spezial-Polizei, die Zahl und die Form der gelehrten Gesellschaften, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Klassen der Nation, ihre Kleidertrachten, die Krankheiten, welchen jede unterworfen ist, und die Heilmittel dagegen. Die innere Statistik soll nach dem Verfasser vollends alles enthalten, was in einem Distrikte sich befindet, alles haarklein und ohne Auswahl. Unter sechszehn Rubriken soll dieß Inventarium alles, was in die Sinne fällt und nicht fällt, enthalten; auf einer Seite die Masse des Regenwassers, welches jährlich vom Himmel fällt, die Ankunft und Abreise der Zugvögel, die Brüthe-Zeit der Vögel und die Laichzeit der Fische, die Beschreibung aller Erziehungsanstalten nebst der Angabe der Lehrer und Schülerzahl und des Kostpreises, die Summe, auf welche sich die jährliche Verköstigung jedes Individuums im Staate belauft, den Preiß der tables d'hôtes, den Preiß des Schneider- Schusterlohns u. s. w. Auf der andern Seite will der neugierige Gesezgeber der Statistik unter anderm wissen, wie hoch sich der Gewinn der Handelshäuser, Manufakturen und Handwerker aller Art beläuft, ob die Sittlichkeit zu- oder abnimmt, wie viel dem Landmann jährlich an reinem Ertrag seiner Länder zum Aufsummen übrig bleibt, wie viel Geflügel im Lande ist, und wie viel Eyer gelegt werden.

Sehr seltsam, und gewissermassen spaßhaft ist es, daß Hr. Donnant bei allem dem den Deutschen vorwirft, daß sie in der Statistik zu sehr auf Kleinigkeiten schauen, diese Wissenschaft blos zu arithmetischen Angaben herabsetzen, und sie also troken und langweilig machen, da man doch in Frankreich alle Fächer, bei denen man des Nachdenkens überhoben sey, nicht liebe. Was

soll man hierbei von der Vergleichungsfähigkeit oder der Unpartheilichkeit des Verfassers denken.

Zulezt spricht er wiederum von den Vortheilen der Statistik, und behauptet, daß, wenn man dieselbe früher in Frankreich studirt hätte, die Revolution nicht vorgefallen wäre. Den Schluß macht ein ganz unvollständiges Verzeichniß der besten Statistiker. Unter vielen ausgezeichneten Männern scheint der Verfasser auch Grellmann gar nicht zu kennen. Die Namen sind, wie natürlich, waker verunstaltet.

Der Styl ist klar und fliessend, aber ohne Originalität, so wie das Werk selbst eigentlich nur flüchtige Kompilation ist. Indeß ist es immer ein Schritt vorwärts, und wird der Verfasser näher mit den deutschen Schriften bekannt, so wird er seine Arbeit sichtlich verbessern und umändern können, und schon durch die Ueberzeugung gewinnen, daß man in Deutschland auch ein wenig das Nachdenken liebe, und ohne durch die Greuel einer Revolution gewizigt worden zu seyn, seit langem her sich planmäßiger und durchdachter Staatsverbesserungen befleißige. A.

Bericht, welcher der ersten Klasse des Instituts den 12 Frimaire des Jahrs 13 über die hydrostatische Lampe des Hrn. Girard abgestattet worden ist.

Es ist nicht über 20 Jahre, daß man dem Docht der Lampe eine runde Form gegeben hat, um der Luft in dem leeren Raume, den sie in der Mitte läßt, einen Zug zu verschaffen, und die vollständige Verzehrung des Oels zu bewirken, welches ehmals zum Theil im Rauch aufgieng. Seit dieser glücklichen Erfindung, wofür man besonders Hrn. Argand aus Genf seine Hochachtung zollen muß, und der Herr Lange die Einbiegung des Rohrs des Schornsteins hinzugefügt hat, hat man diese Lampe verschiedentlich zu vervollkommnen gesucht. Man kann nicht anstehen, den Ver-

besserungen, die Hr. Girard hinzugefügt hat, einen ausgezeichneten Rang zu geben.

Es ist bekannt, daß die wesentliche Bedingung, um ein lebhaftes und stets gleiches Licht zu haben, darin besteht, daß man das Oel stets mit dem Rande des Dochtträgers in gleicher Höhe erhalte; denn das Oel, was blos durch Ansaugen des Dochts in die Höhe gezogen wird, kann das, was schnell verzehrt wird, nicht gleich ersetzen. Man erlangt dieses leicht, wenn man über dieses niveau des Lichts einen Behälter anbringt, der beständig das Brennmaterial in gleicher Höhe verschaft.

Aber, wenn diese Einrichtung auch dann Vortheile gewährt, wenn man nur einer fixen Lampe nöthig hat, die das Licht nur auf eine Seite wirft, so muß man doch eingestehen, daß dieser Einrichtung sehr schwer eine angenehme Form zu geben ist, und daß eine solche Lampe, ausserdem, daß der Oelbehälter derselben Schatten wirft, sehr unbequem zu transportiren ist. Sie hat auch die große Unbequemlichkeit, daß das Oel stets, wenn frische Luft hinzutritt, durch die erhöhte Temperatur sich ausdehnt und überläuft. —

Man mußte demnach ein schickliches Mittel finden, den Oelbehälter wegzuschaffen, und es auf eine andre Weise zu ersetzen. Dieses haben Verschiedene auf eine mehr oder minder glückliche Weise zu thun gesucht. Die Art, wie die Herren Girard das Problem aufgelößt haben, ist unstreitig die sinnreichste von Allen. Sie glaubten, daß, wenn sie die schöne Wirkung der mechanischen Lampe der Hrn. Carcel und Carreau hervorzubringen vermöchten, indem sie dabey die Druckpumpe, die innerlich durch eine Springfeder in Bewegung gesetzt wird, unterdrükten, so würden sie nicht nur die Einrichtung weniger kostbar machen, sondern auch zu gleicher Zeit die Vortheile erhalten können, das Oel stets im Gleichgewicht mit dem Docht zu bekommen, ohne es darum, wie dies bei der Carcel und Carreauschen Lampe geschieht, stets überlaufen zu machen.

Um diese beständig gleiche Höhe des Oels und des Dochts zu erhalten, haben sie 2 Säulen dieser Flüssigkeit in gleicher Höhe erdacht, wovon die eine sich im Docht erhebt, während die andre in den Fuß der Lampe hinein geht. Um nun das in die Höhe Steigen der einen ununterbrochen mit dem Niederfallen der andern übereinstimmend zu machen, bedienten sie sich des Druks der Luft im Innern des Geräths, und dieses hat ihnen wie natürlich die Idee eingeflößt, ihrer Einrichtung den Namen hydrostatische Lampe zu geben.

Das Prinzip dieser Einrichtung ist, wie die Herren Girard dieses angeben, dasselbe, welches das Instrument veranlaßte, das in den physikalischen Kabinetten unter dem Namen Heronsbrunnen bekannt ist, in welchen man das Wasser über seine Fläche springen macht, ohne eine andre Kraft zu haben, als die, welche durch die Schwere eines Theils dieser Flüssigkeit selbst hervorgebracht wird. Es war bey der Aufgabe nicht genug, daß die Einrichtung den Vortheil eines frey aber still stehenden Lichtes gewährte, es mußte sich auch bequem von einem Orte zum andern bringen lassen, und im Stande seyn, Händen anvertraut zu werden, welche die Prinzipien der Einrichtung nicht kennen.

Dies waren demnach die Schwierigkeiten, welche man zu überwinden hatte. Die Mittel, wodurch die Hrn. Girard ihnen abhelfen, sind so sinnreich als einfach in ihrer Wirkung, und verschaffen ihnen wirklich ein Recht auf den Namen Erfinder. Sie haben nächstdem Eleganz der Formen, so wie Verzierung durch Farben und Firniß mit ihrer Erfindung zu verbinden gewußt.

Die ganze Lampe stellt eine Vase vor, die auf einer Säule ruht. Aus der Mitte dieser Vase erhebt sich ein Dochtträger, nach Argandscher Art, das heißt: mit einem Luftzug in der Mitte und einer Triebschraube, um den Docht zu erhöhen, und wieder herab zu bewegen. Auch ist der Schornstein, der eingebogen ist, nach Art des Herrn Lange angebracht. Im Innern findet man 3 Behälter übereinan-

der, die durch Röhren auf solche Weise in Verbindung sind, daß die Flüssigkeit, die sich in den obern Becken befindet, indem sie nach dem untern abfliessen will, die Luft, die das leztere enthält, hinausdrängt, um sie in den andern Kasten zu treiben, woraus sie wiederum ihrerseits das Oel durch den Druck auf die Oberfläche herausdrängt.

Man bemerkt leicht, daß das Oel hier die Stelle des Wassers des Heronsbrunnen einnimmt, und begreift alle die Schwierigkeiten, die dieses mechanische Spiel in dem Innern einer Lampe darbieten muste. Es ist nicht ein mehr oder minder erhöhter Strahl, der einige Augenblicke dauern soll, und der von dem Caliber der Verbindungsröhre abhängt, der zu erlangen ist; sondern ein beständiger, in gegebener gleicher Höhe, wirkender Druck, der stets nach der Quantität der Flüssigkeit, die zu ersetzen ist, sich richtet, und den man erhalten muß. Die Verhältnisse der Behälter mußten so verbunden seyn, daß sie das Licht mehrere Stunden hinter einander stets gleich nährten, ohne von Neuem gefüllt werden zu dürfen. Das Gefäß ist zu dem Ende horizontal in 2 Räume getheilt. Eine Oefnung, die im obern Deckel des 1ten Raumes angebracht ist, dient, um das Oel einzugiessen. Ist es zu einer gewissen Höhe gelangt, so fließt es durch ein Seitenloch in den untern Behälter. Dieses Oel ist bestimmt, die Luft, die im Untersatz befindlich ist, zusammenzudrücken. Das Oel erhebt sich hierauf in den obern Behälter durch eine krumme Röhre, die nahe am Boden eines 3ten obersten Behälters sich endigt.

Alles ist im Gleichgewicht, so lange, als die Oelsäule in dem Docht durch seine Schwere eine Kraft bewirkt, welche der der zusammengedrückten Luft gleich ist. Vermindert sich diese Schwere durch die Verbrennung des Oels, so ist es sogleich durch den Druck der Luft in dem Untersatz ersetzt.

Ehe man aber diese Maschine wirken sieht, so ist man zu fragen berechtigt, wie man den ersten Augenblick dieses Gleichgewicht hervorbringen kann? Denn da die mittlere

Kammer durch ein äusserlich verlängertes Rohr die Luft empfangen muß, die das Oel, welches abfließt, zu ersetzen bestimmt ist, so ist die Verbindung zwischen diesem Behälter und dem untern offen geblieben und die ganze im erstern enthaltne Flüssigkeit würde sogleich in den 2ten fliessen, und die Luft zugleich verdrängen, die wir als stets einem langsamen und beständigen Drucke ausgesezt, angenommen haben.

Das Mittel, welches die Hrn. Girard angewendet haben, um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, ist nicht das minder sinnreiche der Erfindung. Die untere Oefnung der Röhre, die mit dem Raum, in welchem der Druck geschehen muß, in Verbindung ist, ist durch einen Stöpsel (obturateur) verschlossen, den eine Drahtfeder verstopft, die auf dem Boden des Untersatzes (Soccle) sich befindet, während daß man das Oel in die Lampe gießt. Ist diese voll, so wird der Stöpsel durch eine Stange, die lang genug ist, in die Höhe gehoben, und die Verbindung hergestellt.

Indem man dem Genie der Künstler Hochachtung zollt, so könnte man ihnen vorwerfen, daß sie solche nur für sich erfunden haben. Denn alle Maschinen, die zum häuslichen Gebrauch bestimmt sind, verfehlen ihren Zweck, wenn die Art sie zu behandlen, mehr als gewöhnliche Geschiklichkeit bedarf.

Die Lampe des Herrn Girard, deren innere Struktur das Resultat so vieler Verbindungen ist, erfordert doch keine besondere Geschiklichkeit im gewöhnlichen Gebrauch, es wäre denn die, das Oel herauszuschaffen, welches der Untersatz oder der untere Raum statt der Luft erhalten hat, während die Lampe angezündet war. Man könnte fürchten, daß der Propfen, der diesen Ausgang verschließt, und stets im Oel sich badet, leicht aufgienge, und so das Oel in dem Behälter auslaufen ließ, der unten am Untersatz die Säulenplatte (Piedestal) bildet, und so auf das Meubel, worauf die Lampe steht, sich ergöse. Diese Furcht ist wirklich durch die Erfahrung gerechtfertigt worden, aber sie ist leicht zu benehmen, wenn man am Propf einen Knopf anbringt,

der bestimmt ist, in eine Bajonetförmige Höhlung zu passen, und der spiralförmig geschnitten ist, um die Verschliessung genau zu bewirken. Man kann auch den Propf mit einer schraubförmigen Calotte (Schraubkopf) versehen, der ohne Reibung sich befestigen läßt, und einen solchen haben die Erfinder an ihren lezten Lampen wirklich angebracht.

Die Commission glaubt nach diesen Untersuchungen, daß die hydrostatische Lampe des Hrn. Girard den Beifall der Klasse verdient.

Unterzeichnet.

Oekonomie.

Die neuesten Versuche in Frankreich das Waizenkorn zu pflanzen.

Seit einigen Jahren sind in Frankreich mehrere Versuche gemacht worden, die Methode, das Korn zu pflanzen, auch hier einzuführen, und hiedurch einen Vortheil zu gewinnen, der in dem englischen Landbau von so grosser Bedeutung seyn soll. Der gewöhnlichen Meinung zu Folge besteht der Hauptvortheil dieser Methode in der Ersparniß eines grossen Theils des Saamenkornes; indem ein mit Korn bepflanztes Stük Land wenigstens viermal weniger Körner verlangt als ein gleich grosser Antheil von Erde, auf welchem das Korn auf die gewöhnliche Weise ausgestreuet wird. Bis jezt sind diese Versuche blos mit dem Waizenkorn vorgenommen worden, und dieses wurde also gepflanzt, daß immer zwey Körner in ein und dasselbe Loch geworfen wurden, während daß jedes Loch von dem andern auf 3 1/2 Zoll weit entfernt war. Der ehemalige Herzog von Liancourt, ein sehr thätiger Oekonom, und der Banquier Delassert, der ebenfalls auf die Verbesserung seiner Güter ernstlich bedacht ist, haben beide auf ihren Gütern bis jezt die größten Versuche in dieser Art gemacht und sind von dem Vorzuge dieser Methode, in dem was die Ersparniß des Saatkornes und selbst in dem was die Schwere und Grösse

der Körner betrift, vollkommen überzeugt; allein der Kosten-Aufwand für die Tagewerke, die zur Bepflanzung eines Ackers erfordert werden, überwiegt beinahe alle Vortheile, und aus diesem Grunde kann diese Methode unmöglich im Grossen ausgeführt werden, bis daß eine Maschine erfunden seyn wird, welche die Arbeit der Pflanzer und der säenden Personen mit Schnelligkeit und mit Präcision verrichtet.

Die interessantesten Nachrichten, die bis jezt über diese Kornpflanzungsversuche geliefert worden waren, sind die von Tessier gewesen, dem berühmten Herausgeber der Annales de l'Agriculture françoise. Zu Folge eines Auftrages von dem ehemaligen Minister des Innern, Chaptal, wurden in den Nationaldomainen von Rambouillet grosse Versuche mit dem gepflanzten Korn unter seiner Aufsicht angestellt und aus diesen Versuchen haben sich zwey Jahre hintereinander, nämlich 1803 und 1804 folgende auch für Deutschlands Oekonomen nicht ganz unwichtige Resultate ergeben.

Erstens. Der Hauptgewinn bey dem Pflanzen des Waizenkorns besteht vorzüglich in dem Ersparen eines beträchtlichen Antheils des zur Aussaat bestimmten Kornes.

Zweitens. Ein gleich grosses Stük Land mit Korn bepflanzt, verlangt nur den vierten Theil des Saamens, welcher zur Besämung auf die gewöhnliche Weise erforderlich ist.

Drittens. Von vier Theilen des Saamens werden folglich drei Theile erspart.

Viertens. Das gepflanzte Korn reift langsamer und ist dem Rost mehr ausgesezt.

Fünftens. Das gepflanzte Korn giebt eben so viele Körner als das auf die gewöhnliche Weise ausgesäte Korn auf einem gleich grossen Stüke Land.

Sechstens. Die Körner des gepflanzten Kornes sind grösser und schwerer.

Siebentens. Das gepflanzte Korn giebt um den sechsten Theil weniger Stroh.

Achtens. Das Stroh des gepflanzten Korns ist länger

härter und unbrauchbarer als das andere Stroh, besonders wenn man sich desselben zum Futter für das Vieh bedienen wollte.

Neuntens. Innerhalb der Zwischenräume der Löcher wächst, besonders in nassen Jahren, vieles Unkraut, welches gejätet werden muß und folglich einen besondern Aufwand verlangt.

Zehntens. Das Tagelohn nimmt, blos in den Jahren, wo das Korn in mittelmässigen Preissen steht, allen Gewinn rein weg, und bey niedrigen Kornpreissen verursacht diese Kornpflanzungs-Methode, aus diesem Grunde, einen offenbaren Nachtheil.

Eilftens. Um einen Hektare mit Korn zu bepflanzen, kostete das Tagelohn 28 Franken 51 Centimen, und um denselben zu besäen, auf die gewöhnliche Weise, betrugen die Arbeitskosten nicht mehr als 9 Franken.

Zwölftens. Zur Bepflanzung eines Hektare bedurfte man nur für 13 Franken 43 Centimen Körner.

Dreizehentens. Zur Besäung eines Hektare hatte man für 46 Franken 75 Centimen Körner nöthig.

Vierzehentens. Der Gewinn von einem Hektare, der mit Korn bepflanzt war, belief sich auf 795 Franken.

Fünfzehentens. Der Gewinn von einem blos besäeten Hektare betrug 792 Franken.

Sechszehentens. Der ganze Profit, den man aus dem Hektare zog, welcher das gepflanzte Korn trug, vor dem Hektare mit gesäeten Körnern, belief sich also auf 14 Franken und gegen 82 Centimen.

Siebzehentens. Dieses war blos in besonders gutem Lande und in einem Jahre der Fall, in welchem der Preis des Waizenkornes beträchtlich hoch stand.

Man bediente sich in Rambouillet der Pflanzgabel, welche auf den Gütern des Herrn von Liancourt gebräuchlich ist. Diese Pflanzgabel ist von Eisen. Der Stiel hat 3 Fuß Höhe, ist vollkommen gerade, und theilt sich an seinem Ende in zwei ebenfalls sehr gerade zugespizte Zinken ab, die

2 1/2 Zoll weit von einander stehen und deren jeder fast einen Zoll im Durchmesser hat. Jeder Mann, der die Löcher macht, trägt zwei von diesen Pflanzgabeln (plantoir) in seinen beiden Händen, und macht rükwärts gehend mit ihnen die Löcher: zwei bis drei Personen folgen ihm, deren jede 1 — 2 Körner in jedes Loch ausstreut. Der Verfasser dieses Aufsatzes sah hölzerne Pflanzgabeln, deren jede 6 Zinken hatte: und durch diese wurde die Arbeit bey weitem mehr beschleuniget.

Preisaufgaben von der Gesellschaft des Akerbaues im Departement de l'Aix.

Die Gesellschaft sezt für den 15ten Thermidor des Jahrs 13 eine goldene Medaille von 300 Franken auf die beste Beantwortung der Frage aus: „Welches ist das einfachste und sicherste Mittel um die Faßdauben zu erkennen, welche dem Wein einen Faßgeschmack mittheilen; und, welche Verfahrungsart ist die beste um dem Wein den Faßgeschmak wegzunehmen, den er auf den Tonnen erhalten hat?"

Für das Jahr 14 sezt sie einen Preis von 600 Franken am Werth auf die Beantwortung folgender Frage aus: „Durch welche Mittel kann man von den Fichten der ehemaligen Provinz Guienne ein eben so vollkommenes Harz oder Pech ziehen als dasjenige ist, welches man aus den nördlichen Ländern, besonders aus Schweden erhält?"

Die Preisschriften müssen frankirt an den Sekretaire der Akademie rue St. Dominique Nro. 1. zu Bourdeaux adressirt werden.

Die Hörnerlose Rindvieh-Raçe von Rambouillet.

Die besten und prüfendsten Agronomen Frankreichs kommen alle darinnen überein, daß diese in Europa bis jezt wenig bekannte Kuh- und Ochsenraçe, welche keine Hörner hat, vor allen übrigen Raçen einen entschiedenen Vorrang behauptet. Ehemals befand sich diese Raçe in der Menagerie von Versailles: allein nachdem diese gänzlich zerstöhrt

war, so wurde dieselbe nach Rambouillet gebracht, wo sie 8 Jahre hindurch mit der größten Aufmerksamkeit geprüft worden ist. Gegenwärtig beeifert sich jeder Gutsbesitzer in der Gegend von Paris wenigstens von dieser Raçe einige Individuen auf seinen Hof zu bekommen. Drei Jahre hindurch hat die Regierung schon junge Stüke aus ihren Nationaldomainen verkaufen lassen, und dieses ohngefähr zu folgenden Preissen: —

Ein Kalb von zwei Monaten für 191 Franken.
Ein Kalb von 10 Monaten für 405 Franken.
Ein männliches Stük von 13 Monaten für 450 Franken.
Ein weibliches Stük von 17 Monaten für 462 Franken.
Eine Kuh von 3 Jahren für 592 Franken.
Eine Kuh von 4 Jahren für 620 Franken.
Ein Stier von 3 Jahren für 600 Franken.

Nicht alle Individuen von dieser Kuh-Raçe sind durchgängig ohne Hörner; diejenigen, welche deren haben, haben sie ganz klein und tragen sie blos in der Haut. Die gewöhnliche Höhe dieser Thiere beträgt 1 Metre 41 Centimetres. Ihre Länge nimmt 2 Metres 57 Centimetres ein. Ihr größter Vorzug vor den schon bekannten Raçen besteht darinnen, daß sie viele und sehr gute Milch geben, und dann auch, daß sie sich sehr leicht behandeln lassen. Die Stärke der Heerde von dieser Raçe zu Rambouillet bestehet aus sechs Stieren und aus 20 Kühen.

Ueber das Vacciniren der Schaafe als Gegenmittel gegen die natürlichen Schaafpoken, von Terier.

Vor einigen Monaten wurde von dem D. Terier, Oberchirurg an der Schule der Truppen zu Pferde und Mitgliede der Ackerbau-Gesellschaft im Seine und Oise-Departement, in einer der Sitzungen dieser Gesellschaft ein Aufsatz abgelesen, der für jeden Oekonomen von grosser Wichtigkeit seyn muß. In demselben suchte sein Verfasser, Herr Terier, darzuthun, daß man die Vaccine sogar an den Schaafen mit dem größten Erfolge gegen die natürlichen

Pocken dieser Thiere (claveau) anwenden könne. Der folgende Auszug aus seinem Aufsatze wird über die von diesem thätigen Manne gemachten Erfahrungen die beste Auskunft geben können.

„Es war im Anfange des Nivose (im Jahre 9) als ich von Hrn Destournelles, Pächter von Orsigny, mir die Erlaubniß erbat, mit seinen Schaafen einige Versuche machen zu dürfen, welche die Vaccine beträfen. Er erlaubte mir dieses mit der grösten Bereitwilligkeit und suchte mir auch sonst noch in vielen anderen Stücken allen möglichen Vorschub dazu zu leisten. Am 12ten desselben Monates gieng ich mit dem D. Med. Hr. Balzac, Herrn Valois und der jüngsten Tochter des leztern, welche die Kuhpocken-Materie hergeben mußte, abermals zu ihm. Ich vaccinirte ein Schaaf, einen Hammel und ein Lamm. Ich machte an jedem derselben drei kleine Wunden in der Achselgegend, und in der Schaamseite, da, wo keine Wolle war; ich imbibirte zu mehreren Malen meine Lanzette mit der Kuhpocken-Materie und ich senkte sie dann mehrere Male in die Wunde, weil die Wolle oder vielmehr die wollige Haut jedesmal die Materie abstreifte in dem Maaße, als die Lanzette in die Wunde eindrang. Von dem dritten Tage an entwikelten sich die Blasen auf dem Schaafe und auf dem Schöpse, an den Orten, wo die Wunde gemacht worden war, und sie wuchsen so schnell, daß am siebenten Tage sie die Grösse von der Spitze eines kleinen Fingers erhalten hatten, daß der Hof um die Blase herum sehr deutlich zu sehen war, und daß das Abtroknen am zehnten Tage anfieng, und daß die Rinde nur erst am zwanzigsten Tage abfiel. Das Lamm hatte die Vaccine nicht angenommen: ich wiederholte die Operation an ihm, und demohngeachtet bekam es die Vaccine nicht."

„Während dieser Zeit machte ich mit drey Schaafen abermals drey Versuche und von einem derselben nahm ich die Blattern-Materie, um damit das Kind eines Invaliden zu vacciniren. Dieses bekam von 8 Wunden drey Blasen,

welche den wahren Charakter der Vaccine hatten, allein weit kleiner waren, und einen Hof von sehr geringer Ausdehnung bekamen. Die von dem Schaafe genommene Blattern-Materie war weniger durchsichtig, von einer gelben Farbe und einer nicht so gommeusen Consistenz, wie die gewöhnliche Vaccine. Ein anderes Kind, das mit dieser Schaafvaccine geimpft werden sollte, nahm diese Vaccine nicht an. Einige Zeit darauf inoculirte ich mit dem berühmten Desoteux 20 Kinder, die vorher von uns vaccinirt worden waren, und mit ihnen inokulirte ich auch das mit Schaafblattern vaccinirte Kind, und weder dieses noch die andern zwanzig Kinder bekamen die inokulirten Blattern. — Die drey vaccinirten Schaafe von dem Gute zu Orsigny wurden drey Monate darauf in eine Heerde gebracht, welche die Schaafblattern hatte. Der Schöps und das Schaaf blieben lange Zeit unter dieser Heerde, ohne von dieser Krankheit angegriffen zu werden, sie haben dieselbe auch nie bekommen, während daß das Lamm, welches die Vaccine nicht angenommen hatte, davon starb. Zwei Monate nachher, als ich meine eigenen Schaafe vaccinirt hatte, impfte ich ihnen, zur Gegenprobe, die natürlichen Schaafblattern ein. Dieses Einimpfen wurde von mir an mehreren Stellen vorgenommen; allein nie haben diese Schaafe diese Krankheit bekommen."

Aus diesem und mehreren ähnlichen Versuchen zieht Herr Terier den Schluß, daß die Vaccine, an den Schaafen vorgenommen, diese Gattung von Hausthieren gegen die Schaafblattern gänzlich sicher stelle. Er hat diese Versuche gegenwärtig, mit mehreren erfahrnen Oekonomen und Thierärzten, schon drey Jahre hindurch angestellt und sie immer bewährt gefunden.

Verbrauch der Hüner-Eier zu Bourdeaux, um den Wein aufzuklären.

In einem der letzten Numern der Annales de l'agriculture françoise von Tessier wurde eine Abhandlung von Par-

mentier geliefert, welche die Eier unserer Hausvögel zum Gegenstande hat. Sie ist mit eben so viel Gründlichkeit als Ausführlichkeit geschrieben und gänzlich auf eigene Erfahrung gegründet. Der Chemiker sowohl als wie die Hausfrau werden sie nicht aus den Händen legen, ohne durch sie viele von ihren eigenen Erfahrungen bestätigt und übrigens gewiß noch viele neue Bemerkungen in ihr angetroffen zu haben. Wer z. B. noch nicht wußte, daß die Hüner-Eier nicht blos in der Küche, sondern überhaupt auch bey der Fabrikation von mehreren unsrer geistigen Getränke, besonders aber bey der Zubereitung des Weins, eine grosse Rolle spielen, der erfährt hier die überraschende Nachricht, daß derselben in Bordeaux jährlich zu diesem Behufe 14,222,256 verbraucht werden. Herr Parmentier berechnet dieses auf folgende Weise.

Die Douanen von Bordeaux geben an, daß die Ausfuhr des Weines aus Bordeaux im Jahre 1790 gegen 80,000 Tonnen stark war, und daß die Consumtion in der Stadt selbst eben so stark war. Die Tonne enthält vier Barriquen, jede Barrique von 250 Pinten. Zu jeder Barrique braucht man ein Duzend Eier. Dies macht für die ganze Tonne 48 Eier: allein da dann und wann einige verlohren gehen, so kann man immer auf jede Tonne 50 Eier rechnen. Also jährlich befinden sich (in der mittlern Angabe) 160,000 Tonnen eingeführter Wein in Bordeaux. Der dritte Theil von dieser Tonnen-Anzahl wird nicht aufgeklärt, weil er vom Fasse weg getrunken wird; es bleiben also 106,667 Tonnen. Die zwei Drittheile werden zweymal geklärt: folglich verlangt jede Tonne 10 Eier, und dieses giebt dann für die ganze Summe 10,666,700 Eier. Hierzu rechne man endlich noch 3,555,556 Eier für den dritten Theil dieser ebengenannten zwey Drittheile, der im dritten oder vierten Jahre geklärt wird, und so hat man denn endlich die ungeheure Anzahl von 14,222,256, welche der Bachus von Bordeaux alljährlich in seinen grossen Schlauch begräbt.

Es wäre in der That interessant genug zu wissen, wie

gros die Summe aller Hünereier seyn möge, welche in dem grossen Weinlande der Gallier auf diese Weise jährlich ihre Existenz verliehren. Was für eine ungeheure grosse Nation von gallis und gallinis, wie viele Millionen von Hähnen und Hennen mögen hierzu wohl nicht gehören?

Um denjenigen von unsern Lesern, welche dieser Gegenstand besonders interessiren durfte, eine Idee von der Abhandlung des Hrn Parmentier zu geben, so setzen wir hier blos noch die Rubriken hin, in die er seine Abhandlung eingetheilt hat. Zuerst spricht er von den physischen oder chemischen Eigenschaften der Eier; dann folgen die Untersuchungen über den Einfluß auf die Grösse der Eier; über die Wissenschaft, frische Eier von alten u. s. w. zu unterscheiden: über die Mittel, die Hüner viele Eier legen zu lassen: über die klaren Eier: über das Aufbewahren der Eier: über den Handel und den Transport der Eier: über die Eier als ein Nahrungsmittel betrachtet.

Neues Mittel, um alle Arten von Gemüß-oder Pflanzen-Saamen, der versendet wird oder lange in Kästen steht, unbeschädigt zu erhalten.

Dieses ebenfalls von Parmentier bekannt gemachte Mittel besteht darinnen, daß man getroknete Weinbeere, in höchst geringer Anzahl, mit dem Saamen zusammenpakt, oder auch, in Ermangelung derselben, kleine Stükchen Zukker zu dem Saamen legt. Dieses Mittel soll fast überall gute Dienste thun!

Nachrichten, Anekdoten und Gedanken. Litterarische Gegenstände.

Von den Lettres de quelques Portugais, Allemands et Polonais à Mr. de Voltaire 3 Vol. 12. (prix 7 Fr.) ist bey Mequignon jeune place de Sorbonne eine neue Auflage erschienen, die, wie natürlich, da sie Voltaire angreift, im Journale des Débats sehr herausgestrichen wird. Die Histoire

sacrée du l'ancien et du nouveau Testament von Bassinet ornée des Cartes, Portraits, Dessins d'après les chefs d'oeuvres des plus grands maîtres scheint schnellen Fortgang zu haben, denn kürzlich ist die 21 bis 25. Lieferung herausgekommen. Jede Lieferung kostet 2 1/2 Franken.

Herr Binet, Professeur du Lycée Bonaparte, hat die Werke des Virgils von neuem in Prosa übersetzt. Seine Uebersezung scheint die ältere bereits existirende des Abbé des Fontaines, nicht nur an Treue, sondern auch an Eleganz zu übertreffen.

Almanach littéraire, ou Etrennes d'Apollon 1 Vol. 18me avec figures et musique, prix 2 Fr. à la libraire oeconomique rue de la Harpe Nro. III. Dieser Almanach kommt regelmässig bereits seit 20 Jahren heraus, und ist eine der besten Compilationen der ephemeren Gedichte. Da er zugleich die Namen der beliebtesten Dichter des Tages enthält, so wollen wir sie zufolge der Kritik eines der gültigsten Kunstrichter angeben. Ausser den Auszügen aus Delilles verlornem Paradies, Esmenards Gedicht von der Navigation, und Stellen aus dem Achille de Sciros, enthält er noch schöne Verse von Deguerle, Pujoult, Arnault, Legouvé, Millerope, Guichard, Philippon de la Madelaine, Dieulafoi, Dupuy, Bourguignon u. s. w.

Der Pabst hat auch neulich die National-Bibliothek besucht. Herr von Pradt, einer der grösten Bücherkenner von Paris, zeigte ihm: die erste ohne Datum gedrukte Bibel.

Die Bibel von 1462.

Die ersten Ausgaben von Cäsar, Virgil, Apulejus, vom Aulus Gellius, die in Rom 1469 herausgekommen sind.

Den Sallust, das erste in Paris 1471 erschienene Werk, den ersten Homer von Florenz 1486 auf Pergament und andere kirchliche Bücher.

Die Herrn, Langles Dutheil und Dacier zeigten eine Copie einer chinesischen Inscription vom Pater Ricci, welche beweist, daß das Christenthum im 7ten Jahrhundert in China eingeführt worden ist. Ein hebräischer Pentateuch vom 8ten

oder 9ten Jahrhundert. Ein Alcoran in Koptischen Charakteren, der dem Calif Haroun Raschid, Zeitgenossen Karl des Großen, gehört hat.

Ein Gedicht, welches vom lezten Chinesischen Kaiser im Manchou Tartaren-Sprache verfertigt worden ist.

Die Polizey muß endlich auf die vielen unanständigen und boshaften Anekdoten, die seit einiger Zeit im Publiko ausgestreut waren, aufmerksam geworden seyn. Ein Chanson gegen die Calembourgs im Journal de Paris schien dieses anzukündigen.

Ein Dichter, der den Kaiser in jüngern Jahren, da er noch einfacher Artillerie-Offizier war, zu kennen das Glük hatte, mußte ihm in jener Zeit einige Stellen aus dem Ossian übersetzen; denn der Ossian gehörte zu seinen Lieblings-Dichtungen. Bekanntlich ist auch noch jezt das Grosse und Colossale dasjenige, was sein Gemüth am meisten zu reitzen scheint.

Die längst bekannte Frage, „ob der Mensch moralisch geboren, oder in der Gesellschaft moralisch gebildet wird"? ist zu oft verhandelt worden, als daß sie noch zu vielen Erörterungen Veranlassung geben sollte. Die meisten Menschen erkennen in ihren Verhältnissen mit ihren einzelnen Nachbarn in der Gesellschaft allerdings die Nothwendigkeit einer moralischen Verfassung; dagegen erkennen sie auch die Nothwendigkeit einer von aller Moral abhängenden Politik, oder doch nur (insofern sie zu einzelnen Zwecken dient), nothwendigere Verbindung der Moral und Politik, wenn von Staaten die Rede ist; als gestünden sie, daß bey vereinigten Kräften ihrer moralischen Natur nicht zu trauen ist.

Die kirchliche Verfassung kostet Frankreich jezt ohngefähr

zwanzig Millionen im Jahr, obgleich nur sechs auf das Budget gebracht worden sind. Den Rest bezahlte man mit den Einkünften der Krone u. s. w. Mehr als 24,000 Seelen gehören zur geistlichen Verwaltung, und die Vergebung der Stellen geschiehet jederzeit mit Rücksicht auf den Geist der Departementer, ja des Kirchsprengels selbst, so daß die beeidigten wie die unbeeidigten Priester sich an ihren Stellen befinden. Auch sind sie alle unter Aufsicht, und dienen wiederum ihrerseits zur Festhaltung der Ordnung der Dinge. Was der Kaiser neulich antwortete, ist von tiefem Sinn. „Da, wo die Gesezlichkeit aufhört, fängt das Gewissen an" und da, wo das Gewissen aufhört, könnte man hinzufügen, muß die Polizey anfangen. Erstere schlichtet den offenen Kampf; die Geistlichkeit und die Polizey endlich den geheimen. Auch scheint das Ministerium des Gottesdienstes (Ministère du Culte) mit der Polizey in ziemlich genauer Verbindung zu seyn, so wie es überhaupt stets mehr oder weniger in alle Zweige der Administration eingreift. Man rechnet, (wie ein Mann, der es wissen kann, neulich versicherte), daß fast drey Viertheile der Einwohner Frankreichs an religiösen Grundsäzen hängen, und also, so zu sagen, der religiösen Polizey-Verwaltung fähig sind. Man sieht demnach, von welcher hohen Politik es war, den Kaiserlichen Thron auf den Altar zu bauen.

Der Pabst, sagt man, erhält sechs Millionen von der Regierung zur Bestreitung der Reise-Kosten.

Das Nationalinstitut hat dem Kaiser 3 Bände der jüngst erschienenen Mémoires überbracht, und zugleich die Mitglieder vorgestellt, die im lezten Jahre neu aufgenommen worden sind, um die durch Tod abgegangenen zu ersetzen. Diesen Gebrauch beobachteten auch ehemals die Akademien gegen den König. Zu den Neuaufgenommenen gehört der würdige Burkard, Quatremere de Quincy, Millin, Duraut,

de Lamalle, welcher leztere unter Andern dem Kaiser eine neue Uebersetzung des Tacitus überreichte, die sehr wohl gerathen seyn soll. Nie hat der Kaiser das Institut mit mehr Wohlwollen aufgenommen, nie unterhielt er sich länger und offener mit den Mitgliedern desselben. Die Zeitungen haben der merkwürdigen Worte erwähnt, die er in förmlicher Rede an sie richtete. Er sagte unter andern, wenn er auch nicht seiner Neigung für die Wissenschaften Gehör gebe, so würde er es doch schon der Politik der Regierungen und dem Interesse angemessen halten, einem Corps seine Achtung zu zollen, das die Geschichte des Tages der Nachwelt zu überbringen hat. Bey Gelegenheit des Empfangs der Mémoires, fragte er den Buchdrucker, der sie verlegt, wie er hieße, und als er seinen Namen hörte, erinnerte er sich, daß er vor kurzem faillirt habe, welches damals zu Diskussionen über die Geseze gegen Banqueroutiers im Staatsrath die Veranlassung gab, weil mit ihm eine Menge andrer Buchhändler faillirt hatten. Der Kaiser sagte ihm das mit einiger Härte, und meinte, ein ehemaliger Verleger und Drucker des Corps Législatif hätte mit Ordnung in den Geschäften dahin nicht kommen müssen. Bey der Annahme der Uebersetzung des Tacitus, sagte er nach abgestattetem Danke dem Uebersetzer, daß Tacitus sein Lieblingsgeschichtschreiber nicht wäre. Tacitus, sezte er hinzu, ist zwar ein guter aber ein leidenschaftlicher Maler, und führt uns selten auf die wahren Ursachen der Begebenheiten zurük. Er sezte ihm Machiavel entgegen, der das Schiksal besser kannte, und die geheimsten Quellen der Begebenheiten, mit unendlichen Scharfsinn zu entwickeln verstand. Diesen erhob er über alles, statt daß er Tacitus der Einseitigkeit und Partheylichkeit beschuldigte, und seinen Einfluß zu schmälern für nüzlich zu halten schien. Die Imperatoren, meinte er ferner, die er mit so schwarzen Farben malte, wären nicht so schuldig, als er sie machen will. Er führte einige Beweise aus gleichzeitigen Schriftstellern zur Bekräftigung dieser Behauptung an, und fügte unter andern hinzu, daß August den ernstesten Dank des Senats verdiente, da er, indem er die Regierung übernahm, den Staat vor Anarchie bewahrt hat. Der Kaiser wandte sich hierauf an Suard, den Sekretär der 2ten Classe, und meynte, er als ein Mann von reifern Jahren und billiger Urtheilskraft sollte sich damit beschäftigen, die Wahrheit aufzudecken, und die Darstellungsart des Tacitus zu würdigen und zu entkräften. Suard entschuldigte sich mit vieler Bescheidenheit, daß er selbst in dem Vorurtheile der Vorliebe für diesen Schriftsteller aufgewachsen sey, und in seinem Alter so wie mit seinen Fähigkeiten es nicht für rathsam halten könnte, gegen eine solche Autorität aufzutreten. Der Kaiser meinte, daß sogar Ner-

unrecht gewürdigt worden sey, und Tacitus erwähne in einer Stelle selbst, daß er vom Volke bedauert worden wäre, wiewohl ers nicht in dem Bilde, das er von ihm entwarf, anführt. Einer der Anwesenden bemerkte hierauf, der Name Nero sey ein solcher Abscheu geworden, daß derjenige, der die Vertheidigung desselben übernehme, sich nur zu kompromittiren Gefahr liefe. Der Kaiser brach hierauf das Gespräch ab, und wandte sich zu Naigeon, der wegen seiner Philosophie und Irreligiosität verrufen war. „Wie vertragen sie sich mit dem Pabste?" fragte er scherzhaft: Recht gut, Sire! antwortete dieser. Man sage, was man wolle, soll er hierauf gesagt haben, ist es nicht besser mit einem Pabst unmittelbar verhandeln, als sich den langen Berathschlagungen und Diskussionen vieler Cardinäle zu unterwerfen, deren Lebensart, Mangel an Umgang mit Frauenzimmer u. s. w. so ganz andere Wesen aus ihnen macht, und ihre Sinnesart verändert? — Als das Gespräch auch auf Esmenards Gedicht über die Schiffarth geleitet ward, tadelte er den Gegenstand. Er meinte, daß Franzosen wohl andere Gegenstände besingen könnten, als solche, wobey man nur die Feinde zu loben hat. Der Churerzkanzler v. Dalberg ließ sich als Associé des Instituts ebenfalls unter den neu aufgenommenen Mitgliedern vorstellen, und man kann denken, daß diese Feinheit seinerseits nicht übel aufgenommen worden ist, so wie überhaupt nicht leicht jemand allgemeinere Achtung sich erwerben kann als dieser edle Fürst. Diese Unterredungen sind uns von mehrern glaubwürdigen Leuten mitgetheilt, aber wir halten uns darum nicht für berechtigt zu behaupten, daß wir den wahren Ausdruck und den tiefen Sinn des Mannes, von dem Europa so gern alles vernimmt, genau genug erhalten, aufgefaßt, und wiedergegeben haben. Dem Leser bleibt es vorbehalten, zu beurtheilen, was er dem Manne und dem Gegenstande angemessen zu halten hat oder nicht, und wenn wir uns in den Miszellen zu Novellisten dieser Art aufwerfen, so thun wirs mit der Schüchternheit und Ehrfurcht, die die Gedanken grosser und seltner Männer einflössen, und in der Voraussetzung, daß, wenn diese auch angedichtet wären, sie doch in dem Tiegel der alles läuternden und analysirenden Zeitgeschichte als Gegenstand der ferneren Forschung hingelegt und aufbewahrt zu werden verdienen.

Von allen Seiten bestrebt man sich, den Pabst in gebundener und ungebundener Rede zu ehren und zu besingen. Während des ersten Monats seines Aufenthaltes in der Hauptstadt, verging fast kein Tag, an welchem der Statthalter Petri nicht mehrere Deputations-Redner anhören mußte.

Es war ein Eifer, ihm verbindliche Sachen zu sagen, von dem man sich keinen Begriff macht. Das alte Testament, die Schriften Augustins und andrer Kirchenväter wurden wacker durchgeblättert, um — Stellen aufzufinden, welche etwas Zweckmäßiges enthielten, und Pius der VII mußte sich bald mit Aaron, bald mit Samuel, mit Simeon, bald mit dem heiligen Remigius, und wie noch viele andre berühmte Männer der Kirche heissen mögen, vergleichen lassen. Viele dieser Reden wurden in lateinischer Sprache gehalten, und diese setzten den zu einer Antwort verbundenen Pabst oft in eine kleine Verlegenheit, indem die Art, wie die Franzosen das Lateinische aussprechen, den Italienern nicht nur ganz unverständlich, sondern auch unangenehm ist. Oden, Distichen, Lob-Epigramme in Menge wurden ihm präsentirt, und sogar der protestantisch-reformirte Prediger Marron konnte sich nicht enthalten, dem heiligen Vater ein lateinisches Preisgedicht zu überreichen, in welchem das Wort Pius als Wortspiel angebracht ist, ein Schritt, den ihm seine Pfarrkinder nicht ganz gut hiessen. Die Dichter der Provinzen wetteifern mit denen der Hauptstadt. Daß unter diesen zur Ehre des Pontifex unternommenen Rittflügen auf dem Parnaß manche sehr mißglückten, und einige der pegasischen Voltigeurs, statt auf den Gipfel des Berges sich zu schwingen, einer widrigen Schwerkraft folgend in die unten liegenden Sümpfe unter die quikenden Chöre der Frösche gerathen sind, glauben wir unsern Lesern durch die Anführung von zwei gedruckten Gedichten, sattsam darthun zu können.

In dem einen bringt der lautschreiende Poet sein Vivat auf folgende Art:

Vive à jamais le très-saint Père!
Vive Son auguste Légat!
Vive l'Eglise notre mère!
Vive l'immortel Concordat!

Cet acte divin met à l' aise
La Conscience des François
Comme le mémorable an treize
Fixe leur bonheur à jamais.

Vive de Jésus le vicaire
Qui réunissant les partis
Digne des clefs du Grand Saint-Pierre
Leur ouvre à tous le paradis.

Cette saine Philosophie
Dont le Ciel a doué Son Coeur
Par une heureuse sympathie
Dirige aussi notre Empereur.

Avec ses ouailles égarées
Ce vigilant & bon pasteur
De les voir au bercail rentrées
Se réjouit dans le Seigneur.

Sans considérer son grand âge
Ni les rigueurs de la saison
Il part et Se met en voyage
Pour Son cher fils Napoléon.

Wir überheben uns, das Uebrige anzuführen, allein folgendes lateinische Gedicht, worin viel vom Hirten und den wiedergefundenen räudigen Schaafen gesprochen wird, können wir uns nicht enthalten, ganz mitzutheilen.

Pastor ovem amissam dulcissima gaudia quondam
Flebat: ovis subito insanae vertiginis ictu
Deseruit virides herbas ac flumina nota,
Infelix ovis atque lupo data praeda furenti!
Quo vertet gressus tali in discrimine pastor?
Per nemora et montes perque agros et horrida saxa
Quaerit ovem: tristi lassatam errore viarum
Jamjam exhalantem lacero de corpore vitam
Reperit impositamque humeris, ah! reddit ovili.
Sed grave pondus, iter longum, viresque fatiscunt:
Sese addit Pastor, quo non praestantior alter,
Seu medicas adhibere artes, seu scindere ferro
Alternis vicibus nunc fert ovis: sua tecta
Tecta optata diu videt et recreata videndo
Se tradit curis pastorum; vulnera, morbus,
Nunc recto gaudent apti medicaminis usu.
Pastorum peperit concors doctrina salutem.
Languida ovis, claudens jam oculos, jam proxima morti,
Quaesivit coelo lucem, felixque reperta
Pastorum curas grato bene solvit amore
Dum magnos casus cecini sub imagine ficta,
Cynthius esse velim, tenuis ne ad grandia surgam.

Theatergeschichte des Monats Januar.

Am 1 Jan. gab das Théâtre du Vaudeville die erste Reprise der Réunion de famille.

Der Verfaßer dieses niedlichen Stüks ist Radet, ein bekannter Vaudevillendichter. Die Handlung spielt am 1. Jan., ein Umstand, der dem Stücke ein Zeitinteresse giebt, das es an jedem andern als am ersten Tage des Jahrs verlieren würde. Daß diese Reprise nur eine Vorstellung erhielt, ist daher kein Vorwurf für das Stück. — Ein junger, erst seit kurzer Zeit verheiratheter Mann, der bisher im Kreise seiner Familie sein größtes Glück gefunden hatte,

verläßt den Weg der Ordnung, verirrt sich, und geräth in ein Labyrinth von Ausschweifungen, unter denen das Spiel am meisten seine Finanzen zerrüttet hat. Voll tiefer Beschämung über seine Verirrungen wagt er es nicht, im Kreise seiner Verwandten zu erscheinen, selbst an dem Tage nicht, da die Familiensitte seine Erscheinung verlangt, am ersten Tage des Jahrs. In diesem Zustande der Beschämung und in der größten Verlegenheit wegen einer Schuld, welche Folge seines Verlustes im Spiel ist, erhält er von unbekannten Händen drei Neujahrsgeschenke, deren jedes gerade so viel als seine Schuld beträgt. Er bleibt nicht lange in dem Erstaunen, das ihm diese unerwartete dreifache Hülfe verursacht. Seine Gattin, seine Mutter und seine Großmutter hatten seine Verlegenheit erfahren, und jede ihm, ohne daß die eine von der andern wußte, die nöthige Summe geschickt. Und diese Summe, die dem jungen Manne so viele Unruhe machte, war nur eine eingebildete Schuld; denn er hatte sie an seinen Schwiegervater verloren, der, um ihn von seiner Spielsucht zu heilen, einen seiner Freunde gegen ihn hatte spielen lassen. Der Verirrte erfährt den Streich mit froher Dankbarkeit, und wird dadurch auf immer von seiner unglücklichen Leidenschaft entwöhnt. — Die Sprache zarter Empfindung und ein geistvoller Dialog zeichnen dieses Stück vor vielen seiner Gattung vortheilhaft aus.

Am 2 Jan. gab das Théâtre Montansier zum erstenmal la Dansomanie de la rue Quincampoix.

Ballotté, ein ehrlicher Krämer der Strasse Quincampoix, wird im hohen Alter so sehr von der Tanzwuth befallen, daß er seinen Handel vernachläßigt, und sich ganz der Kunst der Vestris und Duport hingiebt. Seine Tochter soll keinen Gatten wählen, der nicht ein guter Tänzer ist. Jeder, der um die Hand des jungen Mädchens wirbt, muß sich einer Probe unterwerfen; ein gewisser Courtaut, Garçon de Boutique, besteht diese am besten, und erhält den Preis, die Hand der Dem. Ballotté. — Ein unbedeutendes Stück, zu dessen Vorstellung sich eine beträchtliche Menge Zuschauer eingefunden hatte, weil man unter der Dansomanie de la rue Quincampoix eine unterhaltende Parodie der bekannten Dansomanie der Oper erwartete, aber man fand sich getäuscht. Einige Scherze in niedrig komischem Geschmack, und vorzüglich einige Ausfälle auf die Engländer retteten das Stück von dem Untergange, der ihm drohte.

Am 4 Jan. erschien auf dem Théâtre de la Porte St. Martin zum erstenmal la Forteresse du Danube, ein Melodrama in fünf Akten von Pixerecourt.

Die Scene des Stücks ist ein Schloß am Ufer der Donau, in dem ein Staatsgefangener, der Ritter Evrard, ver-

wahrt wird. Seine Tochter Celestine in einen Savoyarden verkleidet, findet Mittel, in sein Gefängniß zu dringen und seine Flucht zu begünstigen; indessen der Plan wird vereitelt. Ein zweiter Versuch gelingt; Evrard entkommt, hört aber bald darauf, daß seine Flucht das Leben eines jungen Officiers, der sein Zögling ist, und in dem Schlosse im Augenblicke seiner Rettung kommandirte, bedroht. Die Gefahr, in der das Leben seines jungen Freundes schwebt, bewegt ihn, seinen Zufluchtsort zu entdecken. Er kommt in demselben Augenblicke zurük, als ein Bote des Kaisers mit seinem Freiheitsbriefe erscheint. Er und alle durch seine Flucht Verhafteten erhalten die Freiheit. — Dem Verfasser scheint bei seiner Dichtung Hugo Grotius bekannte Flucht aus der Feste Loewestein vorgeschwebt zu haben, ein Stof, den Kotzebue für das deutsche Theater bearbeitet hat. Es ist dieselbe Handlung, nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht die Gattin, sondern die Tochter die Fesseln lößt. Das Stück wurde übrigens mit Beifall aufgenommen; die Handlung hat Interesse, und unterhält dasselbe bis zur Entwickelung. Was dieses Melodrama vor vielen andern seiner Gattung auszeichnet, ist, daß der Liebe, dieses gewöhnlichen Hebels theatralischer Dichtungen, mit keinem Worte darinn erwähnt wird.

Am 5 Jan. erschien auf dem Théâtre de l'Ambigu-comique zum erstenmal Richardet et Bradamante.

Das Stück ist ein Melodrama, aber ohne Dolche, Gift und Todtenerscheinungen. Der Verfasser hat vielmehr in einer neuen Manier gearbeitet, und zu seinem Gemälde den Pinsel in lachende Farben getaucht. Den Lesern Ariosts ist die niedliche Episode im Orlando furioso, Richardet und Bradamante, bekannt; diese Episode, welche der üppigste Muthwille dem Dichter eingehaucht zu haben scheint, hat der Verfasser jenes Drama's glücklich benutzt, und auf die Bühne verpflanzt, welches um so schwieriger war, da die Dezenz sich der theatralischen Darstellung dieses Süjets zu widersetzen schien. Indessen der Verfasser hat die Schwierigkeiten glücklich überwunden, und ein Stück geliefert, das auch der heftigste Melodramenantagonist mit Vergnügen sehen wird. Das Süjet selbst ist mit einigen Worten dieses: Richardet benutzt die ausserordentliche Aehnlichkeit, welche seine Gestalt mit der seiner Schwester Bradamante hat, um eine Prinzessin zu verführen, welche, getäuscht durch die Mannskleider, welche diese leztere gewöhnlich trug, in sie verliebt ward; aber seine Betrügerei wird entdeckt, und er selbst verhaftet und zum Scheiterhaufen verdammt; seine Schwester und seine Brüder Renaud und Richard retten ihn.

Am 8 Jan. gab das Théâtre françois die erste Reprise der Mère jalouse von Barthe.

Das Stück gehört zu den ältern Werken der französischen dramatischen Schule, und erhielt in den Zeiten seiner ersten Erscheinung sehr vielen Beifall. — Mad. de Melcour hat eine sechszehnjährige Tochter Julie, welche ohne ihr Wissen den jungen Terville liebt. Eifersüchtig auf die aufblühenden Reitze dieser Tochter, welche die Reste ihrer Schönheit gänzlich zu verdunkeln drohen, wünscht sie, dieselbe zu entfernen, und hat daher ihre Hand einem gewissen alten Hrn. Jersac, der zu Bayonne wohnt, versprochen. Dieser Entschluß bringt die Liebenden in Verzweiflung; ihre Bemühungen, ihn zu vereiteln, sind fruchtlos. Indessen erfährt Hr. Jersac, daß seine Braut die Erbschaft einer Tante verlieren wird, wenn sie die Hauptstadt verläßt. Sein Geiz veranlaßt ihn daher, seine Stelle zu Bayonne zu verkaufen und sich nach Paris zu begeben. Aber diese Veränderung seines Aufenthalts lag nicht im Plane der eifersüchtigen Mutter; sie entdeckt den Beweggrund des Schritts, wird dadurch beleidigt, überwindet ihre Eifersucht, giebt ihre Einwilligung zu Juliens Verbindung mit Terville, und verabschiedet den eigennützigen Hrn. Jersac, der sich beschämt entfernt. — Die Zeichnung der Charaktere dieses Stücks ist nicht ganz fehlerfrei; der Hauptcharakter, die eifersüchtige Mutter, ist ganz mißlungen. Der Verfasser hat eine schwere Aufgabe, Eifersucht und mütterliche Liebe in einen Charakter zu verschmelzen, auflösen wollen, aber ein unharmonisches Wesen hervorgebracht, dem das erste Erforderniß, Wahrheit und Natürlichkeit, fehlt. Jersac ist nur roher Entwurf, kein vollendeter Charakter; die beiden Liebenden sind Liebende von gewöhnlichem Schlage, und erwekken sehr wenig Interesse. Die Schauspieler verdienen für ihre Anstrengungen, durch ihr Spiel die vortheilhaften Seiten des Stücks zu heben, und die schwächern zu verbergen, sehr viel Lob. Fast alle Rollen wurden gut gespielt; Mdlle Contat vorzüglich spielte eine originelle, lebhafte Tante vortreflich, und erhielt, beinahe wie immer, wann sie erscheint, den ausgezeichnetsten Beifall.

Am 11 Jan. gab das Théâtre françois die bekannte Tragödie les Horaces von Corneille.

Die Vorstellung eines der besten Werke Corneilles hatte eine zahlreiche Versammlung herbeigelokt, und auch diesesmal wurde der Beifall den diese mehr als hundertjährige Tragödie erhielt, zum Enthusiasmus — Die Dem. Georges und Duchesnois haben ihre Rollen noch nicht gewechselt, d. h., die erste spielt noch immer Kamilla, die zweite Sabina. Das französische Theater besitzt wenig Stüke, in denen diese beiden berühmten tragischen Schauspielerinnen mit gleich glücklichem Erfolge wetteifern könnten. Nur bedauert man, daß Mdlle Georges für die langen Tiraden

ihrer Rolle oft nicht Stimme genug hat. Mdlle Duchesnois gibt allen Empfindungen Sabina's den Anstrich zärtlicher Liebe und scheint dadurch etwas den Charakter dieser Person zu verrücken, indessen sie verstümmelt ihn nicht, und man verzeiht ihr bei den Schönheiten, die sie dieser Rolle abzugewinnen, und in das Auge und Ohr des Zuschauers überzutragen weiß, gern die theatralische Lizenz, mit der sie diese Rolle behandelt. St. Prix weiß ganz den rauhen Charakter des alten Horatius zu fassen, nur verfehlte er in dieser Vorstellung das berühmte: „qu'il mourut, die gefährliche Klippe so vieler Schauspieler, welche diese Rolle versuchten. Talma war diesesmal in der Rolle des jungen Horatius sehr mittelmäßig. Er ist zwar ganz für die römischen Charaktere gemacht, aber er war seines Gedächtnisses zu wenig Meister, um die Rolle mit der Wärme zu spielen, welche sie verlangt, und welche nie erreicht werden kann, wenn der Schauspieler vom Soufleur abhängt.

Am 14 Jan. gab das Théâtre du Vaudeville die erste Vorstellung von Sophie Arnould.

Die in Paris zu ihrer Zeit sehr bekannte Operntänzerin Mdlle Arnould erfuhr, daß ein würdiger Hausvater wegen einer Schuld im Gefängniß schmachte; sie wünscht ihm seine Freiheit zu verschaffen, aber hat die dazu erforderliche Summe nicht. Eine List hilft ihr diese Schwierigkeiten überwinden; sie macht ihren Freunden bekannt, daß sie eine kostbare Kette auszuspielen gesonnen sey, und bietet dazu Loose an. Diese werden bald untergebracht, und die Ziehung geht vor sich. Aber wie erstaunt sind die Interessenten, als kein Gewinn erscheint, sondern jedes Loos eine Niete erhält. Das Räthsel löst sich bald. Eine Seitenthür wird geöfnet, und ein Greis hereingeführt, den Mdlle Arnould ihren Freunden mit den Worten vorstellt: „Ich habe Ihnen eine Kette versprochen; Sie haben diejenige zerbrochen, welche diesen ehrwürdigen Alten im Gefängniß fesselte; mit dem Ertrage Ihrer Einsätze habe ich seine Freiheit erkauft; ich hoffe, daß Sie mit diesem Gewinn zufrieden seyn werden." Die Gesellschaft war es, und legte noch eine Summe zusammen, mit welcher die Tochter des geretteten Greises ausgestattet wurde. — Diese Anekdote ist der Stof des neuen Stücks, dem man nur zu sehr ansieht, daß es weiter nichts, als dialogisirte Anekdote ist. Der Verfasser hat wenig oder ausser einigen Calembourgs vielmehr gar nichts von seiner Dichtung beigemischt. Die Personen, besonders Mdlle Arnould kramen eine Menge Wortspiele und spitziger Antworten aus, die, weil die meisten bekannt sind, mit vieler Kälte aufgenommen wurden. Das Stück wurde übrigens gut gespielt. Der Kern der Schauspieler des Theatre du Vaudeville hatte die Rollen unter sich vertheilt. Aber demungeachtet missfiel die Vorstellung fast allgemein.

Am 23 Jan. erschien auf dem Théâtre de la Gaité zum erstenmal Kokoli à Capra ou la folie chinoise, ein komisches Melodrama.

Das Stück verdient den Beisatz komisch mit Recht. Der Zweck des Verfassers scheint gewesen zu seyn, etwas zu liefern, was die Lachlust der Zuschauer erregen könnte, und diesen Zweck, muß man gestehen, erreicht er vollkommen.— Kokoli hat die Pfote des Lieblingshundes seiner Königin geheilt, und wird dafür zum General befördert. Als solcher gewinnt er eine Schlacht, und schließt den vortheilhaftesten Frieden, ohne je Kriegskunst oder Diplomatik studirt zu haben.— Kiansi, Gouverneur von Capra, bietet ihm die Hand seiner Tochter an; der Vorschlag gefällt ihm, aber er wankt, denn er ist verheirathet. Indessen die schöne Idame erscheint, und Kokolis Wanken wird besiegt. Aber Idame hat andre Liebhaber, welche die Gelegenheit suchen, sich an ihrem neuen Nebenbuhler zu rächen, und sie bald finden. Ein Eilbote erscheint mit der Nachricht, daß ein Schwarm Feinde in das Gebiet der Königin eingefallen ist, und die Stadt bedroht. Kokoli wird wieder General; schon macht er sich marschfertig, als seine beiden Nebenbuhler ihm rathen, sich zu dem Feinde zu begeben, um eine Unterhandlung zu versuchen. Kokoli, der die Schlinge nicht sieht, die ihm gelegt wird, folgt dem Rathe. Aber die Feinde behalten ihn als Geissel, und drohen ihn lebendig zu verbrennen, wenn sie die Schlacht verlieren. Sie verlieren sie, und Kokoli wird schon zum Tode geführt, als Idame an der Spize eines Haufens Krieger erscheint, und ihn befreiet. Er verzeihet seinen Nebenbuhlern den gespielten Streich, und thut selbst zu Gunsten des einen von ihnen auf Idames Besitz Verzicht.

Am 25 Jan. gab das Théâtre françois Mithridate von Racine.

Mithridat erhielt auch an diesem Abende denselben glänzenden Beifall, den Racines Verehrer ihm schon in frühern Vorstellungen zollten. Man schreibt die Art Vorliebe, welche das Publikum des Theatre français für diese Tragödie zu haben scheint, dem Werthe derselben, nächst diesem aber dem vortreflichen Spiele der Dem. Duchesnois zu. Diese Künstlerin hat die Rolle der Monime erhalten, welche vorher das Eigenthum der Mad. Talma war. Man bemerkt mit Vergnügen, daß Dem Duchesnois auch von dieser Rolle, welche die berühmte Clairon für die schwerste der tragischen Bühne erklärte, gänzlich Meisterin ist. Sanftmuth, Bescheidenheit, eine heldenmüthige Tugend, Bereitwilligkeit, die süßeste Neigung des Herzens der Pflicht aufzuopfern, sind die Hauptzüge eines Charakters, den die Künstlerin, ungeachtet er ihr neu ist, mit Wahrheit darzustellen weiß.

Moden, Luxus.

Die Sammthüte im neuesten Geschmack sind ohne Rand. Die Seiten werden in tiefe Falten gelegt, von denen die meisten vorn sich befinden. Die schwarze Farbe ist für diese Hüte sehr beliebt. Bei Parüre werden weisse Federn oder Rosablumen aufgesteckt. — Die beliebtesten Halskrausen für grosse Parüre sind diejenigen, welche dem persischen Kostüme in dem kürzlich auf dem Theatre français gespielten Cyrus nachgeahmt werden. Da jedes neue Kind der Mode benannt werden muß, so hat man auch diesen Halskrausen einen Namen gegeben; sie heissen: des Cyrus. Sie sind steif, und werden durch eingelegten Drath recht aufgehalten. Auf den Schultern bilden sie einen pyramidenförmigen Auswuchs, und haben hinter dem Kopfe einen tiefen Ausschnitt. — Viele Damen gleichen modernen Bacchanten; sie kränzen sich mit Weinlaub, tragen Halsbänder, die in einander geschlungenen Weinranken gleichen, und an ihren Ohren hängen kleine Trauben von Granaten. Den Weinlaubkranz deckt vorn ein Diadem; die Blätter des goldnen Kranzes sind halb polirt und halb matt. Ausser dem Rebenlaube ist das Lorbeerblatt das Modelaub; die Eleganten schmücken Kopf, Arme und den Saum der Robe mit Lorbeerblättern und Früchten. Man nennt diese Mode à la Daphne. — Oliven- und Citronenblätter und Blüthen sind die Artikel, in welchen die Blumenverfertiger am meisten arbeiten. — Die Mode hat zwei neue Farben aufgenommen, saule pleureur für den Sammt und noisette für den Atlas. — Die neuesten Fächer sind sehr klein, und haben pfeilförmig geschnittene Stäbe. — Die jungen Männer tragen sehr viele Redingotes von gelblichem Tuch (drap feuille morte); Redingotes von Kalmus sieht man auch noch, aber weniger, als jene, welche, obgleich nicht so warm, dennoch beliebter sind.

Nicht Neugierige, nicht Kenner, nicht Alterthumsforscher oder Künstler allein besuchen die Antikensäle und die Gemähldegallerie des Museums, um sich des Anblicks schöner Formen oder edler Haltungen zu freuen; auch Damenschneider, Modehändler und vorzüglich Haarkräusler wandeln zwischen den Meisterstücken der Kunst, jene, um den Wurf des antiken Gewandes, diese den Haarschnitt zu studiren. Daher der römische und etruskische Kopfputz der Damen, und die Caracalla und Titus der jungen Pariser. In diesem Augenblicke sind die Beobachtungen eines der ersten Haarkünstler zu Folge die Modeköpfe der Männer à l'Antinous, der Frauen à la Venus sortant du bain. — Das Ameublement eines Hauses wird täglich reicher, eleganter, aber auch kostbarer. Vorzüglich ist der Luxus in Spiegeln sehr groß. Eine petite Maitresse hat einen Wandspiegel in

ihrem Kabinet, zwei bis drei in ihrem Schlafzimmer, und wenigstens vier in ihrem Salon. Auch sogar die Treppenwände werden mit Spiegeln bekleidet. — Viele Damen von sogenanntem guten Ton haben in ihren Salons die Büsten ihrer Gatten und ihrer Kinder, die letzteren oft in einer Gruppe. Gyps ist bis jetzt noch der Stoff, welchen die Mode dem Bildner dieser Gegenstände erlaubt; vielleicht gebietet sie bald ein kostbareres Material. Familienporträts sind auch noch eine schickliche Dekoration, nur müssen sie in Oel und ganze Figuren seyn. — Die farbigen Wachskerzen haben seit einiger Zeit die weissen verdrängt; man hat sie beinahe von allen Farben, indessen sind die rosenfarbnen die beliebtesten. — Die Wagenkasten sind noch immer bombenförmig; für die Zugbäume ist himmelblau, für die Kasten dunkelblau, grün und braun die Modefarbe.

Französische Miscellen

Neunter Band
Drittes Stück.

Mit 1 Kupfer.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Inhalt dieses Stücks.

Ankündigung.

Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, herausgegeben von Marcus und Schelling.

Jeder eben in Bildung begriffenen Wissenschaft, der Medicin also insbesondere, für welche mit regerem Eifer, als jemals, in gegenwärtiger Zeit eine wissenschaftliche Grundlage gesucht wird, ist ein Vereinigungspunkt theoretischer Verhandlungen zu wünschen, wo Gründe und Gegengründe, Beweise und Gegenbeweise, nicht getrennt, sondern neben einander auftreten. Das erste Aufleben jeder zur Wissenschaft emporstrebenden Doctrin äussert sich durch die verschiedenartigsten und in ganz abweichenden Richtungen gehenden Versuche; ja sogar was aus Einem Geist und gleichen Grundsäzen entsprossen seyn will, geht nicht selten durch verfehlte Anwendung nach sehr verschiedenen Seiten auseinander; und dieselbe Idee, an welche das Treffliche, Gedachte sich anschließt, wird in der Zeit

Der 28te Februar
oder
einige vergleichende Bemerkungen über den Monat und die Karnavale.

Dieser kürzeste Monat gehört gewöhnlich und auch dieses mal zu den reichhaltigsten und interessantesten im Jahre. Nicht nur der Politiker, der Gesezgeber, der religiöse Mann und der Gelehrte, sondern auch der gesellschaftliche und der ausgelassene Mensch findet in demselben seine Rechnung; und indem der Held unsrer Scene im militairischen Winterquartier nach Frieden sinnet, und Volk und Heer die schönen Aussichten eines ewigen vorspiegelt; indeß im Staatsrath, im Tribunat, im gesezgebenden Körper Geseze diskutirt; indem endlich der Gelehrte bey seiner Nachtlampe ungelokt von den Reizen einer gleich erquikenden Luft sich bald an die Geistes-Produkte der Vergangenheit bald an das, was seine eigene Einbildungskraft ihn glüklich empfangen und gebähren macht, wendet, lauft der von gesellschaftlichen Trieben durchdrungene Mensch gleichsam wie nach abgeschlossenen Rechnungen des vergangenen Jahrs nach neuen Genüssen und nach neuer Spendung, so wie jener rein gewaschene Büßer nach seinem Ablaß und Versöhnungs-Festen nach neuen Sünden. Es ist der frühe frische Morgen vor dem Sonnenaufgang des Frühlings, wo die Natur mit Stärke und auch mit Ausgelassenheit erwacht, und der Saame bald bey zu starker Aufwallung zu erstarren Gefahr lauft, bald sich durch Lebendigkeit vor dem Winterfrost schüzend um so empfänglicher macht, den Eindrüken der erwachenden Natur nachzugeben, und sich ernstlich zu erwärmen. Gute Sonne des März! schone die zarte Haut der Sprößlinge, die sich in deinen Strahlen weiden werden! — Der Februar war in diesem Jahre äusserst mild, und der glükliche Pariser hat die strenge Kälte, die gewüthet hat, nur aus den nordischen Zeitungs-Blättern kennen lernen. Wird eine künftige rauhe Witterung

diese Begünstigung auch büßen machen? Hierüber vermag kein Kalender, bis auf den neuesten Lamarkischen selbst, uns keine Gewißheit zu verschaffen. Und was kümmert uns auch die Zukunft! Vergessen wir nicht in dieser glänzenden Gegenwart, wo an allen Enden der Stadt Feste mit unerhörter Pracht verkündigt werden, alles was etwa böse Ahnung uns eingeben mag? Scheinen nicht die Künste aus ihren Tempeln in die Häuser des Privat-Mannes gewandert zu seyn? Suchen nicht die eingerichtetsten Schüler der Tanzkunst jede Nacht bey harmonischem Spiel die Fröhlichkeit in den schönsten Bildern darzustellen, und rauben sie nicht der Malerey ihre Zauber, indem sie gleichsam uns eine Gallerie mit der mannigfaltigsten Abwechslung und allen Reizen der Bewegung und Lebensregung geben, die unsern Pigmaleon-Wünschen zuvorkommen? — Das giebt der Blick in den vornehmen und anständigen Häusern, und wie siehts in den Tempeln, im Schauspiel und auf freier Strasse aus? Indeß ein Pabst die Kirchen weiht, und diesmal ohne Lohn den Segen spendet, spielt das Haupttheater der Stadt den ehemaligen Spießbürger als Adelicher, (bourgeois gentilhomme), oder umschaft den eingebildeten Kranken zum eingebildeten Arzt (le malade imaginaire) *) und endlich lauft auf freier Straße der Bediente als Herr, der Wollüstling in geistlicher Ordenskutte, der Verschlagenste als ein einfältiger Pierrot, der Ernsteste wie der buntscheckigste Harlekin; der Geradeste wie ein Polichinell, und endlich sogar der Mann als Kind, oder als Fischweib, oder auch im Reifrok, dafür aber auch andrerseits die abgelebtesten Alten als das schönste Blumenmädchen. So spielt ein jeder gerne etwas anders, als er ist, und die Eigenliebe malt sich in dieser umgekehrten Welt vollkommener, ungefesselt von dem Stande, den der Zufall und die Gesellschaft uns anweiset und auflegt. Was wäre es sonst, was so wohlthuend und so wünschenswerth macht, unter der Maske zu schwizen? — Wie huldigenswerth, wie bezau-

*) Beyde Fastnachtstüke von Moliere.

bernd ist der alles beglückende Monat Februar! — Allein ohne ihn von dieser Seite anzusehen, dürfte es wohl der Untersuchung nicht ganz unwerth scheinen, zu wissen, wodurch sich ein Karneval in Paris von ähnlichen festlichen Karrikaturen dem Wesen nach unterscheidet; und um diesen Unterschied desto richtiger aufzufassen, giebt es zwey treffliche Vergleichungs-Punkte bey den beyden angränzenden Nationen; den Karrikatur-Maler, gen Norden, den Engländer und den Schöpfer der Karnevals-Feste, den italienischen Buffon in Süden. Die Karrikatur-Ausstellung in London ist dem Engländer sein Karneval; ein ungezügelter Freiheitsgeist mag ihn gelehrt haben, das Ausschweifendste der Natur bildlich darzustellen, wiewohl es etwas unbegreifliches haben könnte, daß ihn eben dieser nicht auch im allgemeinen zum bessern Schauspieler, zum bessern Nachahmer der lebendigen Lächerlichkeit gemacht hat. Sollte dies, wie beym Holländer, nicht etwas tiefer im Charakter der Nation seinen Grund haben? Von Natur mit minderer Einbildungskraft und Beweglichkeit (Mobilität) begabt, besteht seine Hauptlächerlichkeit in dem Beharrlichen der Gedanken, der Handlungsweise und des Ausdruks, der nur ein Moment, nur ein todtes Bild, nur eine gezeichnete leblose Karrikatur darbietet; wiewohl mannigfaltig genug in ihrem Wesen und Absicht, wie die Laune sie jedem Einzeln besonders eingiebt. Der faule Spanier soll nur die Grandezza zum Stichblatt wählen, und Männer spazieren da häufig auf Stelzen einher, wie Riesen und Dom-Quixot's; oder auch wie Zwerge, die auf allen vieren kriechen, und ihre grosse ungeheure Schwere nicht zu regieren vermögend sind. *) Anders ist der Italiäner, voll von natürlichen Anlagen und mannigfaltigen Geisteskräften ist seine Seele in ewig starker Regung und Thätigkeit, und seine Leidenschaft gränzt an Tollheit, so wie sein Unverstand die Vorstellung der Buffonerie giebt. Ohne daß man den Charakter der Nation

*) Frauenzimmer sollen sich in Spanien nie verkleiden.

kennt, ist dieses unverständlich, aber dem der mit demselben vertraute wird, gewährt es ein eigenes Interesse zu sehen, wie der beste Verstand den vollkommensten Unsinn erfand, der an Verrüktheit gränzt. Nirgends sieht man den eigentlichen Karneval auch besser als in Italien, und nirgends besser als in Venedig; die Stadt, die gleichsam nur einen Gesellschaftssaal und Spaziergang (den Markus Plaz) hat, wo alles im gemeinschaftlichsten Umgange sich kennt, und eben dadurch bey der augenblicklichen Aufhebung des politischen und gesellschaftlichen Zwanges zu den mannigfaltigsten Possenspielen und Witz die Veranlassung findet. Diese Bouffonerie giebt keinen Gegenstand der Malerey, wohl aber der beschreibenden Dichtung, wie dies ein grosser deutscher Dichter auch wirklich zu demselben zu machen vermochte; das Karrikatur-artige besteht hier in der lebendigen Abwechslung, in den tief spielenden mannigfaltigen Empfindungen und Thätigkeiten des Gemüths und nicht in dem einzelnen Moment. Beydes konnte nur eine Nation hervorbringen, welche alles dies in einer solchen vollen Kraft besizt. Anders ist es mit dem französischen National-Charakter. Ohne kalt und beharrlich zu seyn, ist keine Tiefe, versteht sich im Allgemeinen gesprochen, in dieser Gemüthsart. Alles äußert sich in einer Champagner Berauschung, und die Welt, wie Montaigne sagt, erscheint hier wie eine Schaukel sowie die Beständigkeit selbst nur wie eine schwächer geschwungene Schaukel. Dieser Temperaments-Charakter, oder wie andere wollen, dieser Temperaments-Fehler äusserte sich in Freuden wie im Leiden; vermochte die Rükkehr in den jetzigen alten Stand wie die schnell kommende Schrekens-Zeit hervorzubringen. Das Gefühl wie der Verstand, wie wohl von vieler Schärfe, zeigt sich ohne Beharrlichkeit, und der National-Charakter ist das Bild des Leichtsinns, gebildet durch die Erziehung, die seine Natur ihm schuf, alle Gestalten auf kurze Zeit annehmen zu können. Man sieht wohl, daß dieser Wechsel weder zur eigentlichen gemalten Karrikatur noch zur eigentlichen Bouffonnerie gehört,

wo bald die Einbildungskraft mit dem Verstande, bald der Verstand mit der Einbildungskraft unbeschränkt und beharrlich spielt, und eine der gleichsam entgegen zustellenden Seelenkräfte eine Weile die Oberhand behält. Die kurz abwechselnde Herrschaft giebt nur dagegen die Plaisanterie und den Scherz; daher diejenige, die ehemals einen Karneval in Italien zu sehen Gelegenheit gehabt haben, einen hiesigen nur oberflächlich nicht recht ernst in seiner Art halten mögen. Die Liebes-Intrigue löst sich hier in Gallanterie, die gekränkte Eitelkeit rächt sich, statt durch Satyre, durch Calembourgs. Der Aufwand äussert sich im Flitterstaat; der Stolz in einem augenbliklichen point d'honneur und endlich der Zorn und die Rache selbst in blos heftigem Angriff. Nach noch so bravem Kampf behandelt der Franzose den Ueberwundenen leicht freundlich und friedlich wie seines Gleichen, statt daß der überwindende Engländer, Deutsche und Italiäner ihn vielleicht anhaltender haßt. Auf den Fischmärkten des Pariser Pöbels hat man übrigens oft die Bemerkung gemacht, daß das plauderhafte Volk sich lange zankt und schimpft, ehe es zu dem eigentlichen zum Ziele greifenden Argument mit dem Stocke (wie es Tristram Shandy nennt) kommt; wogegen der Engländer, der Holländer, der Deutsche mit seiner Tracht Schläge, so wie der Italiäner mit seinem Dolche es ausmacht, und die Welthändel schlichtet. Dieser inkonsequente Fischweiber-Zank, wobey ohne Galle geschimpft und gescholten wird, ist auch National-Karrikatur geworden; so wie andrer Seits seit der Revolution die Ziererey eines sich verläugnenden Pöbels im Hofkleid und Reifrock (poissardes de Madame Angot): und die Theater-Könige, die im Kothe einher wandeln, und die auch mit unter in dem dißjährigen Carneval mit achtspännigen Wagen nach Art der Kaiserkrönung mit einer aus Harlekinen gebildeten Krone auf dem Kutschen-Deckel, und einem Gemische von Pagen aller Art umher fuhren. So stellt der Verstand jeder Nation sich selbst gewissermasen am wahrhaftesten in Augenblicken vor, wo sie den Narren an ihrem eigenen Hofe

macht, mit ausgelassenster Fröhlichkeit. Früge man nun, wie wohl der Deutsche seine Karrikatur darstellt, wo selbst die Pedanterie so ungestört einher geht, so möchte Nord-Deutschland vielleicht, weil es so unaufhaltsam an seiner Bildung arbeitet, nur wenig von solcher Selbstkenntniß darbieten, und vielleicht glaubt man daselbst mit unter zu sehr das zu seyn, was man spielt, und allenfalls zum heroischen Zeit-Alter des klassischen Alterthums sich umschaffen zu können. Dagegen hat Süd-Deutschland, in einer gewissen Ansicht genommen, eine National-Maske in seinem Kasperle; das Bild eines Einfaltspinsels, der unbekümmert seinen Genüssen nachhängt, indem es rund um ihn her zu tagen anfängt, und alles nach höherm Licht und Aufklärung strebt. Wäre die hier vorgetragene Hypothese wahr, und die National-Karrikatur wirklich das übertriebene Bild der Selbsterkenntniß, so dürfte man eben dadurch bald die bessere Zukunft ahnen, im Gegensatz von dem, was eine überspannte Einbildungskraft als Symbol der Lächerlichkeit der Nachwelt zum Muster dessen aufstellt, was künftighin zu vermeiden ist.

Die humboldtsche und baudinsche Expedition oder Uebersicht der Arbeiten und Werke, welche man von den Herren Humboldt, Bonpland, Peron und Lesueur zu erwarten hat.

Die Gelehrten, welche den Kapitain Baudin begleiteten, haben die reichste Sammlung aus allen Reichen der Natur-Geschichte, hauptsächlich aus dem Thierreiche, zurückgebracht, und nach dem von den Professoren des Museums darüber abgestatteten Berichte enthalten die von Peron und Lesueur mitgebrachten Sammlungen

	Neue Arten
Säugthiere	32 Stük.
Vögel	144 ——
Zwey- und vierfüßige eyerlegende Thiere	41 ——
Reptilia	26 ——

		Neue Arten
Fische	185	Stück.
Crustacea und Arachniden	134	——
Echinodermen	241	——
Testaceen	640	——
Würmer	28	——
Insekten	880	——
Thierpflanzen	191	——
Total der unbekannten Thierarten	2542.	

Nächst dem haben sie eine grosse Anzahl schon bekannte Thiere zurückgebracht, welche sich nach dem nämlichen Berichte auf 3,822 beläuft. Die Hauptsumme aller mitgebrachten Individuen belauft sich auf 18,414.

Endlich bestehet der zurückgebrachte Schaz noch aus ungefähr 2500 verschiedenen Pflanzen, wovon über die Hälfte nicht bekannt ist. Jezt arbeiten die genannten Reisenden an der Herausgabe ihrer Reisebeschreibung, welche mit Kupfern geziert werden wird. Wir geben hier vorläufig eine Liste ihrer Arbeiten, und der Werke, welche sie herauszugeben gesonnen sind.

1) Eine historische Erzählung ihrer im Laufe des 9ten bis 12ten Jahres auf den Schiffen der Naturalist und der Geograph unternommenen Reisen in 2 Quarto-Bänden mit einem schönen Atlas von Figuren, Kostumen der verschiedenen Völker dieser Länder, Prospekten, einiger schönen Gegenstände der Naturgeschichte u. s. w. Die Herren Peron und Lesueur hoffen mit der Herausgabe dieses Werkes schon im nächsten Frühling den Anfang machen zu können.

2) Eine General-Zoographie von Australasien, und der Meere, welche es umgeben.

Dieses Werk, welches über 2000 ganz unbekannte Thiergattungen, und fast eben so viel andere sehr seltene Gegenstände enthalten soll, wird Heftweise, und zwar im nämlichen Zeitpunkte herauskommen, wie das erstere. Es darf jedoch nicht als eine trockene und langweilige Nomenklatur angesehen werden; denn da die Herrn Peron und Lesueur ganzer vier Jahre Zeit genug hatten, die

Sitten und Oekonomie der Thiere, welche sie bekannt machen, genau zu beobachten, so wird ihr Werk in dieser Rücksicht schon einen doppelt schätzbaren Vortheil gewähren.] Alle Beschreibungen und Zeichnungen sind von den Verfassern selbst nach den lebenden Thieren geworden.

3) Eine vergleichende Geschichte der Wilden des Van-Diemens Landes mit denen von Neu-Holland und der grossen Insel Timor. Ein Band mit schönen Figuren.

In diesem Werke wird Herr Peron von den schätzbaren Manuscripten Gebrauch machen, welche ihm über die Wilden in Neu-Holland von Madame Patterson (Wittwe des berühmten Reisenden gleiches Namens,) wie auch von Herrn Basse, einem sehr verdienstvollen Arzte, eingehändigt worden sind; dem nämlichen, der die Meeres-Enge entdeckte, welche Neu-Holland von Van-Diemens Land trennt.

4) Meteorologische Bemerkungen, welche während der Entdeckungs-Reise in beyden Australien von Herrn Peron gesammelt worden sind.

Die wiederholten Beobachtungen des Verfassers auf einem so grossen, sowohl wegen der Länge als Breite über die eine oder die andere Hemisphäre merkwürdigen Schauplatze bieten in jeder Rücksicht die vollkommenste Folge dar, die je über die Witterungslehre angestellt worden sind. Sie wurden ununterbrochen viermal des Tages fortgesetzt, nämlich um 6 Uhr des Morgens, zu Mittag, um 6 Uhr des Abends, und um Mitternacht. Der Verfasser beobachtete den Barometer, das Thermometer, und das Hygrometer. Diese Beobachtungen über die Atmosphäre sind mit denen über die Temperatur des Meeres auf seiner Oberfläche zu gleicher Zeit unternommen und ununterbrochen in den nämlichen Stunden wiederholt worden.

Das übereinstimmende Verhältniß der Abweichungen des Barometers mit denen des Hygrometers scheint eines der schätzbarsten Resultate dieser schönen Reihe von Bemerkungen auszumachen. Herr Peron wird seine eigenen Arbeiten

mit denen des Herrn Lislet-Geoffroy, Ingenieur-Kapitain auf der Isle de France, und ehemaliger Korrespondent der Akademie der Wissenschaften, (welche eine zwanzigjährige Folge von meteorologische Beobachtungen auf dem nordwestlichen Fort der Isle de France sind,) wie auch mit denen des Herrn Monneron, (Handelsmann dieser Kolonie) verbinden. Dieser Letztere wiederholte die nämlichen Beobachtungen ganzer sieben Jahre im Innern der Insel. Das Ganze wird einen Band in 8vo ausmachen.

Bailly, welcher sich auf dieser Reise in Verbindung mit seinem auf der Reise verstorbenen Freunde Depuche mit der Mineralogie beschäftigte, hat aus diesen Ländern einige Mineralien zurückgebracht, und Bory de St. Vincent, ein Mitgefährte dieser Reisegesellschaft, gieng auf den Inseln Bourbon und Isle de France aus Land, und hat von diesen Inseln viele Pflanzen und Mineralien mitgebracht. Er hat eine sehr interessante Beschreibung seiner Reise herausgegeben.

Zum Gegensatz und zur Vergleichung mit der erwähnten, mit so vielem Aufwande von den Franzosen ausgerüsteten Expedition, deren Ehre freylich durch die Bemühungen des Herrn Peron auf eine überaus rühmliche Weise gerettet wird, sind wir so glüklich, das Verzeichniß der Werke unsers unermüdeten, in so mannigfaltiger Hinsicht ausserordentlichen und berühmten deutschen Reisenden mittheilen zu können, dessen Namen Jedermann leicht erräth.

Humboldt nämlich, der, von Bonpland begleitet, Europa im July 1799 verlies, und auf eigene Kosten eine der größten Reisen vollbracht hat, welche je eine Privatperson zu unternehmen wagte, hat einen Theil des spanischen Amerika, Peru und Mexiko durchwandert, und den Chimborazo 3030 Toisen hoch, (folglich die höchste Stufe, auf der man je auf unserem Weltballe gekommen ist) glücklich erstiegen. Die reichen Sammlungen dieses Reisenden enthalten Produkte aus allen drey Reichen; nämlich:

a) Eine grosse Menge Mineralien, besonders vulkanische Substanzen; schöne Stücke reicher Silberminen dieser Länder.

b) Ungefähr 6000 Pflanzen, worunter sich 15—1800 uns noch ganz unbekannte befinden.

c) Eine grosse Anzahl Insekten und Muscheln, verschiedene Vögel, und Säugthiere.

An der afrikanischen Küste verloren die Reisenden durch Schiffbruch einen ihrer Reisegefährten mit einer reichen Sammlung Insekten des Oronoko- und Negro-Flusses, (Rio negro;) wie auch ein Drittheil der Pflanzen, welche sie an den Ufern des letzten Flusses gesammelt hatten.

d) Antiquitäten von Mexiko, welche für die Geschichte dieses Landes sehr wichtig sind.

Jetzt arbeiten sie an ihren Memoires mit dem nämlichen Eifer, den sie bey ihrer Reise an den Tag gelegt haben. Hier folgt die Notiz der Werke, die sie herausgeben werden und wovon bereits ein Theil geendigt ist; nämlich:

1) Astronomische Beobachtungen, die Hr. von H. während der ganzen tropischen Reise angestellt hat, und welche die astronomische Lage von 300 Standpunkten enthalten, die durch Monds-Distanzen, durch die Beobachtungen der Trabanten des Jupiters und der Finsternisse, und die Chronometer bestimmt worden sind. Das Bureau des longitudes zu Paris hat alle diese Berechnungen verifiziren lassen. Ferner fünfhundert mit Barometern gemessene Höhen, die Prony nach der Formel des Laplace hat berechnen lassen, indem er die von Ramond gegebene Coefficienten dazu angewendet hat. Nächstdem:
   Beobachtungen der stündlichen Abweichungen des Barometers.

2) Einen Band über den Magnetismus von Humbold und Biot. Er enthält Bemerkungen über die Intensität der magnetischen Kräfte, oder die Inklination und ihre Gesetze; über die Veränderungen der Deklination.

3) Eine kurze Beschreibung der Reisen der Herren v. Humbold und Bonpland; in einem Bande, welcher eine Uebersicht aller ihrer Wanderungen und der verschiedenen Memoires enthält, die im französischen National-Institut bey ihrer Zurückkunft vorgelesen worden sind.

4) Versuch über die Geographie der Pflanzen, oder physische Uebersicht der Aequatorial-Regionen. Dieses Werk enthält:

a) die Höhen, auf welchen die verschiedenen Gewächse vorkommen.

b) Diejenigen, auf welchen verschiedene Thiere leben.

c) Phänomene der Temperatur auf verschiedenen Höhen.

d) Die Gränzen, wo der Schnee nicht schmilzt.

e) Der Druk der Luft auf das Barometer in verschiedenen Höhen.

f) Der Grad, in welchem das Wasser in verschiedenen Höhen anfängt zu kochen.

g) Die Horizontal-Refraktionen des Sonnenlichts in verschiedenen Höhen.

h) Die Phänomene der Elektricität und

i) die Kultur des Erdreichs in verschiedenen Höhen.

Dieses Werk, das schon im Druk ist, wird einen Folio-Band ausmachen.

5) Geologischer und physischer Atlas, welcher die Profile der Cordeliere, der Anden und von Mexiko enthält. Ein Band in Folio.

6) Eine geographische auf Humbolds astronomische Beobachtungen gegründete Karte, welche den Lauf der Flüsse Magdalena, Oronoko, Cassiquiara und vom Königreiche Mexiko bezeichnet.

7) Versuch einer geologischen Päsigraphie; oder eine Bezeichnung, welche die Natur und Schichtung der Schachte durch sehr einfache Linien angiebt.

8) Statistik vom Königreiche Neu-Spanien; seine Größe, Bevölkerung und seine Finanzen.

9) Reise nach dem Wendezirkel, oder in den Jahren 1799 bis 1804 angestellte Beobachtungen im atlantischen Ocean, im Innern des neuen festen Landes und im Südmeer; über die physische Lage des Landes, seine Geologie, die Sitten der Einwohner, ihre Kenntnisse und Moral; Alterthümer u. s. w.

10) Dekade der Aequinoctial-[illegible]nzen; in Folio. Das erste

Heft wird, von Turpin gezeichnet, und von Sellier gestochen, in Kurzem herauskommen.

11) Nova genera et species plantarum; ohne Kupfer. In diesem Werke werden die Herrn Humbold und Bonpland eine diagnostische Notiz von 6000 Pflanzen ertheilen, welche sie mitgebracht haben.

12) Zoologische und anatomische Fragmente über die Zunge der Affen und Vögel; über die Anatomie des Krokodils; über neue Fisch- und Affen-Arten.

Die Manuscripte 3, 4, 5, 6, 7 und 8 sind beynahe geendigt, und bedürfen nur noch einiger geringen Verbesserungen. Die Manuscripte der andern Memoires sind schon aus Vorsicht von unserm ausserordentlichen mit erbauner Uninteressirtheit blos für die Wissenschaften lebenden Manne so weit ausgearbeitet, daß sie das Publikum hätte benutzen können, wenn auch ein den Gedanken widriges Schicksal anders über sein Leben entschieden hätte.

Humboldt hat bereits mit Biot dem Nationalinstitut verschiedene Memoires über die magnetische Kraft vorgelesen, so wie mit Gay-Lussac über die chemische Analyse der Luft; nächstdem über die Larynx der Affen, Vögel und Krokodile; über die elektrischen Gymnote, über die Gränzen des Schnees in den verschiedenen Klimas. Ueber eine Affen- und einige Fisch-Species u. s. w.

Bonpland las daselbst ein Memoire über den Wachspalmbaum vor. Vauquelin hat dieses Wachs analysirt.

Indem wir diese Notiz aus der sehr interessanten im Anfange jedes Jahres im Journal de Physique befindlichen Uebersicht der Arbeiten des vergangenen Jahres entlehnen, wozu Herr von Humboldt diese Materialien lieferte, erfahren wir, daß nächstens ein genauerer Prospectus bey dem Herrn Schöll und Levrault erscheint, der jedoch im Wesentlichen wenig Verschiedenes enthalten kann. Hr. von Humboldt selbst ist auf seiner Abreise nach Italien begriffen.

Manuscripte des Herrn Necker, herausgegeben von seiner Tochter, der Frau von Stael.

Eine Schrift der Frau von Stael und der Neckerschen Familie ist ein Zankapfel unter den Pariser Journalisten, und diejenigen, die das Journal früher lesen, als unsre Miscellen, werden bereits einige Ausfälle gegen dieses vor wenigen Tagen erschienene Buch, das demnach nur halb gelesen ist, kennen. Wir selbst befinden uns in dem Falle, nur etwas aus dem Werke erwähnen zu können, das hundert und einige fünfzig Seiten über das Privatleben des Hrn. Necker von seiner Tochter, und in andern vierhundert und einige fünfzig Seiten kleine Aufsätze, rhapsodische Gedanken, und einen kleinen Roman, der die unglücklichen Folgen eines einzigen Fehlers betitelt ist, enthalten. Frau von Stael nimmt sich vor, einst das öffentliche Leben ihres zärtlich geliebten Vaters zu beschreiben; hier im Privatleben erzählt sie blos von seinem Innern. Im 15ten Jahr kam Necker arm nach Paris, und widmete sich mit sehr mäßigem Vermögen dem Kaufmannsstande. Er verheurathete sich im 35sten, und hatte bis dahin blos der Arbeit nachgehangen. Sein Talent zeigte sich zuerst in den Sitzungen der indischen Compagnie durch einige Reden, und bald nach seiner Verheurathung ward er Genfer Minister in Paris; allein er nahm nie Zahlung dafür; auch späterhin als französischer Finanz- und Staatsminister wollte er keine annehmen. Er widmete sich ganz den öffentlichen Geschäften, und ließ selbst die Verwaltung seines erworbenen Vermögens seiner Frau über. Er war von der strengsten Ehrlichkeit und der tiefsten Empfindung. Als Mirabeau ihn einst bat, ihm die Ministerstelle zu verschaffen, antwortete ihm Necker, daß er zu viel Verstand habe, um nicht einst die Nothwendigkeit der Moral einzusehen; aber so wie er sich bis jetzt gezeigt hat, könne er nicht mit ihm dienen. Mirabeau hatte darum nicht minder Hochachtung für ihn, und ließ sich seine Büste für sein Landhaus verfertigen. Necker verbrachte sein Leben in Geschäften und im Wohlthun. Einige Libellisten hatten Necker

angegriffen, er hat sie nie zu verfolgen gesucht, aber die Kränkung, die ihm dieses verursachte, machte, daß er die Ministerstelle niederlegte. Man bot ihm die Finanzministerstelle in Neapel, Pohlen, Rußland u. s. w. an, allein er liebte Frankreich zu sehr, und schlug alles aus. Er schrieb alsdenn in seiner Retraite das Werk über die Finanzen, welches das Glük mehrerer Buchhändler gemacht hat, und durch hunderttausend Exemplare vervielfältigt wurde. Wir brauchen den meisten unsrer Leser sein ferneres Leben und Schriften kaum zu berühren; es ist zu unmittelbar mit der Geschichte der Revolution verwebt, die jedermann verfolgt hat. Fr. von Stael Schilderung des Privatlebens dieses ausserordentlichen Mannes schien uns überhaupt, so viel wir beym Durchblättern urtheilen konnten, nicht viel von dem Interesse seines Privatlebens einzuflössen, wenn es ihr auch so scheinen mag, die sie ihn zärtlich liebte, und zärtlich von ihm geliebt ward. Wer so viel fürs Allgemeine zu thun hat, hat für die Häuslichkeit, die ihrer beschränkten, aber eigenen Entwickelung bedarf, wenig Zeit. Aber eine so ausserordentliche Frau, wie Madame Stael, kann nichts schreiben, was nicht Fülle und Kraft der Seele auf jedem Blatte verriethe, und das Gemüth des Lesers durch seine Ausserordentlichkeit fesselte. Die abgebrochenen Gedanken sind größtentheils am Ende seines Lebens abgefaßt, und der Roman ward auf Veranlassung der Aufforderung der Tochter bey Gelegenheit der Delphine, eine Schilderung des ehelichen Lebens im hohen Alter zu geben, abgefaßt, und scheint von den Lesern am meisten ausgezeichnet zu werden. Von den Gedanken wollen wir einiges anführen.

Der Wille. Bonaparte.

Was besonders den ersten Consul (1803) auszeichnet, ist die Festigkeit und das Entscheidende oder die Entscheidung in seinem Charakter; es ist ein treflicher Wille, der alles faßt, alles anordnet, alles befestigt, und sich zur schicklichen Zeit auszubreiten und einzuhalten versteht. Dieser Wille, wie ich ihn mahle, ist die erste Eigenschaft,

um als Oberhaupt einen grossen Staat zu regieren. Am Ende sieht man solch einen Willen wie einen Befehl der Natur an, und aller Widerstand hört auf. Nur in den Stellen vom 2ten Rang ist der Wille eingeschränkt, denn da ist allerley Schonung nöthig, und ein Theil unseres Vermögens ist auf dieselbe zu verwenden.

Die Druckerey.

Herr! Gebt uns das Geld wieder, das man Euch für die Entdeckung der Buchdruckerey gegeben hat. Seht nur, welchen Gebrauch man von Eurer sinnreichen Idee macht; zuweilen ist sie ein Mittel zum Aufruhr und zur Gährung; zuweilen zum Vortheil der Privilegien, die die Autorität sich vorbehalten hat, ein Gehülfe des Despotismus und ein Gehülfe der Heucheley.

Schmarozer-Worte.

Man könnte sich eine Idee vom Hauptcharakter eines Menschen machen, wenn man nur die Worte bemerkt, die ihm gewöhnlich entfahren. Freygesagt ist ein Wort, das oft von verstellten Personen gebraucht wird, sans façon von pretentionsvollen Menschen. Der Heuchler sagt alle Augenblick, man kann mir glauben. Der bedenkliche Mensch, laß uns gerade heraussagen. Der zu pünktliche: was liegt daran; ich habe einen langstieligen Erzähler gekannt, der sich und andern seinen Fehler verbergen wollte, und bey der ersten Phrase mit dem Worte endlich anfieng.

Auch die gemeinen Leute haben solche Schmarozerworte, aber bey diesen ist es nur Folge der Gewohnheit; sie hält so sehr darauf, daß, wenn sie selbst durch Interesse veranlaßt würden, sie zu verbergen, sie es nicht vermögend wären. Dieses wäre ein sichereres Signalement, um Leute aufzufinden, als die Gesichtszüge.

Der Langweilige.

Was macht Alcidon? Er hat die Bemerkung gemacht, daß troz der Grazie, der er sich befleißigt, er doch langweilig wird; seitdem stellt er sich am Kamin im grossen Zirkel,

reckt die Beine von einander, gähnt mit grossem Lärmen, und thut alles, um sich den Ruf zu verschaffen, daß er ein Mann wäre, der von Genüssen übersatt (blaisé) ist.

Der Patriotismus.

Der Patriotismus wird nur ein Wort im Dictionnaire in einem zu grossen Lande, man muß eine Art von Schranken haben, um seine Individualität zu fühlen, und sich mit Andern zu vergleichen. Der Ocean ist der erste Erhalter des Patriotismus in England. Die Amerikaner haben im Föderations-Gouvernement das Mittel gefunden, um Vaterlandsliebe in einem ungeheuer grossen Lande zu erhalten. Sie sind klein als Staat, klein in dem täglichen Interesse geblieben, und ihre politische Vereinigung ist nur ein Traum, ein Mittel zu ihrer Vertheidigung. Eine andre Vaterlandsliebe entsteht gewissermassen aus dem geistigen Leben eines Staats, der in derselben Bedeutung wie das geistige Leben eines Individuums zu nehmen ist. Man besteht nur einzeln oder insgesamt als etwas Selbstständiges, wenn man es durch Gedanken, Wahl und Willen ist. Wo der Bürger vom politischen Interesse ausgeschlossen ist, da ist Vaterlandsliebe nur ein eitler Name. Glaubt ihr etwas von der Liebe zu empfinden, weil ihr euer Land, dessen Vorzüge ihr einsieht, liebet? Alles dieses sagt sich, und denkt sich doch nur kalt. Ich habe in der Nähe die Engländer gesehen, sie denken 20mal im Tage daran, daß sie Engländer sind; ich weiß aber nicht, ob der grosse Erdstrich der alten Germanier je im Leben träumen läßt, daß man Deutscher ist.

Der Familiengeist.

Kleine Föderationen in der Mitte einer allgemeinen Association, das stellt uns allenthalben die moralische und physische Welt vor. Das ist das grosse System der Natur. Der Seegel der unendlichen Ordnung. Der Familiengeist ist demnach eine Hauptidee.

Das Man.

Man tadelt Sie, man klagt Sie an, man erwartet

diese Rechtfertigung, dieses Opfer von Ihnen, man sagt von Ihnen, endlich man wird sagen. Wer ist denn der König Man, der so oft proklamirt wird? das ist ein König ohne Aufzug und ohne Pomp, ohne sichtbaren Thron, und dennoch gehorcht jeder seiner Stimme, und zittert. Dieser König ist auch noch darin eigen, daß er Herr in kleinen wie in grossen Dingen ist. Man spricht nicht mehr von Politik, von Gouvernement, von gesellschaftlichem Interesse; und von diesem Augenblick vermeidet jeder diese Unterhaltung. Man trägt nicht mehr Federn auf dem Kopfe, und sogleich werfen die Weiber von einem Ende von Europa bis zum andern die Federn weg. O du mächtiger König Man! Wie angenehm ist es, dich zu neken, aber um dieses zu dürfen, muß man in der Einsamkeit leben. O du mächtiger König Man, halte ununterbrochen deine Sitzung in Frankreich; denn da wirst du immer die Miliz zu rekrutiren finden, die deine Stärke macht, nämlich die unendliche Legion der Nachäffer.

Schüchternheit.

Die schüchternen Leute verlieren den Kopf, wo sie zur Schau stehen, und die Worte erstarren ihnen im Munde. Einer von den Gründen, warum die Weiber leichter sprechen, rührt vielleicht von der Gewohnheit her, schon früh in die Gesellschaft Händearbeit mitzubringen, woraus eine Art von Sicherheit bey ihnen entsteht, und wodurch sie sich weniger auf der Szene zu finden glauben.

Der Despot.

Der Despot kann die öffentliche Meinung nicht kennen, denn man wagt es nicht, ihm die mindeste unangenehme Wahrheit mitzutheilen. Er scheint stets wie der Groß-Mogul seinen Whist-Gefährten zu sagen: Trumpfe Coeur oder ich schneide dir den Kopf ab.

Die Mode.

Die Mode ist eine sonderbare Autorität. Ihre Befehle werden ohne Trompetenschall verbreitet, und doch von

der ganzen Welt gehört und befolgt. Es ist ein König ohne Garde, ohne Thron und ohne Schloß; und dennoch eine sichtbare Macht, weil sie durch den Glauben herrscht, und den Unglaubigen durch das fürchterlichste Urtheil in der Gesellschaft, durch die Lächerlichkeit züchtigt: und bizarr genug ist es, daß ihr gehorcht wird, ob sie gleich eine Herrscherin ist, die Meinungen und Geschmack in jedem Augenblick ändert, und nachsidem ununschränkt allgemein respektirt wird, ob es gleich zum guten Ton gehört, über sie zu spotten.

Die Genfer.

Die Genfer sind weniger oberflächlich wie die Franzosen, und dennoch fühle ich mich wenig angetrieben, mit ihnen zu sprechen; denn kaum bemerkt man den Eindruk, den man auf sie macht. Ich sagte vor kurzer Zeit von ihnen, sie raisonniren besser wie die Franzosen, aber die Franzosen raisonniren mehr.

Sonderbar genug ist es, daß troz der Eroberung und des Verschmelzens der kleinen Nation in die grosse, in die gröseste (grandissime) man doch immer fortfährt, zu sagen: die Genfer und die Franzosen: das wird sich geben; allein in dem Widerstand liegt eine Art von Ehre, und eine edle Rückerinnerung dessen was man war. Als indessen Genf durch Ueberfall genommen ward, sprach man von der ausserordentlichen Freude, Franzose geworden zu seyn. Das war die Zeitungs-Sprache. Was die Zeitungen doch für herrliche Materialien zur Geschichte darbieten!

Ueber das Benehmen anderer mit uns.

Worte beleidigen mehr als Handlungen; Ton mehr als Worte. Air mehr als Ton. Ich erkläre mir folgendermasen diesen Unterschied. Je mehr der Ausdruck des Gefühls, den man hat, ruhig und gesezt ist, je mehr scheint er blos Gewohnheit zu seyn.

Die Ehre der Welt abgerechnet, so verzeiht ihr mehr euren Untergebenen eine aufrührische Handlung, als einen zu grossen Wohlstand.

Die Reue.

Unglücklich der, der die Reue nicht findet. Es ist, als wenn ein ehernes Thor vor ihm verschlossen ist, indem er ein geliebtes Bild finden will.

Familiarität.

Es giebt Menschen, die sagen, unser Montesquieu, und unser Paskal. Ich liebe diese Familiarität mit solchen Männern nicht.

Die Einbildungskraft.

Der elektrische Strahl will einen Leiter haben. Die

ätherische Flamme der Einbildungskraft will ebenfalls einen.

Die Revolution.

Die Revolution hat in Frankreich die Summe des Verstandes (esprit) vermehrt. Eine grössere Anzahl hat ein wenig desselben.

Das Parterre.

Das Parterre besteht zum öftern aus Menschen, von welchen jeder insbesondere nicht eine eigene Meinung zu haben sich getrauen würde; zusammen vereinigt werden sie muthig, und urtheilen zuweilen mit der vollkommensten Schärfe.

Diese besondere Gedanken enthalten noch manche, die von Menschenkenntniß, grosser Empfindsamkeit und Religiosität, in einem gewissen Sinne genommen, zeugen. Wir haben oft schon die Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt, daß man in verschiedenen Jahren und in verschiedener Stimmung etwas anders aus solchen Sammlungen zu wählen pflegt, und wir wissen nicht, ob wir in unserer flüchtigen Wahl auch glüklich genug gewesen sind, um unsere Leser zu befriedigen. Herr Suard hat neulich im Publicisten dem Herrn Necker ein sehr ehrenvolles Denkmal gestiftet. Herr Suard hatte nämlich durch eine willkührliche und Kabinets-Ordre eine Pension verloren. Den Tag darauf wurde er zu einem Notar gerufen, der ihm meldete, daß ein Unbekannter ihm eine jährliche Rente festgesezt habe. Von Dankbarkeit durchdrungen, wollte er jedoch von keinem Unbekannten etwas annehmen, und erfuhr, daß Herr Necker dieser Unbekannte sey. Wenn ich und andere nicht mehr Wohlthaten von ihm angenommen haben, sezte er hinzu, so lag es nicht an Hrn. Neckers Güte und Wohlthätigkeit, die er in so hohem Grade besaß, und die überhaupt in dieser verehrungswürdigen Familie heimisch ist. Herr Necker sagt in einer Note von seiner Familie, daß sie das eigene habe, sich wechselseitig zu loben, und freylich ist das eigen, sezt Frau v. Stael hinzu, wir lieben uns, wir fühlen das Bedürfniß es zu sagen, und der Haufe drängt sich nicht auf dem Wege, den wir uns vorgezeichnet haben, und den die Nachwelt nur beurtheilen kann. Wir verachten die Angriffe unserer Feinde, aber wir bedienen uns unsers Talents, um uns ihnen entgegen zu setzen. Wir haben ein festes Gefühl der Erhebung und des Stolzes, von welchen ich der unglükliche aber treue Inhaber bleibe. An einer andern Stelle sagt sie: Möchten sie das Grab meines Vaters schonen, und sich an mich halten; ich lebe noch, mögen sie ihre Angriffe auf mich richten! Von diesen ähnlichen tiefen Empfindungs-Aeusserungen, die fast an Leidenschaft gränzen, ist der Aufsatz der Frau von Stael

voll. Von Frankreich sagt sie: „seit lange werden in unserem Lande die Menschen und die Sachen nicht mehr um ihrer selbst willen studirt. Man sucht nicht, was sie sind, sondern was man von ihnen sagen kann, und stets muß man sich diesem schreibseligen Volke, welches sich noch fröhlich glaubt, mit Ernst vorstellen, denn seine Fröhlichkeit ist blos eine beleidigende Waffe, und nicht mehr ein Spiel der Einbildungskraft.

Tarare der Vielfraß.

Tarare war bey Lyon gebohren. Sobald er die Kinderjahre zurückgelegt hatte, verließ er flüchtig das väterliche Haus, bettelte, und stahl auch mitunter auf der Landstrasse, bis er im 16ten Jahre seines Alters nach Paris kam, und theils Gaukler-Künste in dem damals bekannten Theater des Gilles erlernte, theils sich auf offenem Boulevard in der Freßkunst sehen ließ. In einem Augenblicke verzehrte er ganze Körbe Äpfel, und am Ende selbst Steine und zusammen gerollte Lumpen, die ihm das Publikum zuwarf. Die Indigestion, an welcher er daher oft litt, brachte ihn nach dem Hotel-Dieu, allein sobald ihm wieder wohl war, fieng er sein Handwerk aufs neue an, und wollte sogar einst die Uhr und Berlocke des Wundarztes des Saales (Herr Giraud) verschlingen, wenn man ihn nicht noch zur rechten Zeit zurück gehalten hätte. Zu Anfang des Krieges gieng er in ein Bataillon, und kam endlich, im größten Elend versunken, ins Feld-Spital zu Sulz, wo er von dem Chef desselben (Herr Courville), welcher ihn ehemals im Hotel-Dieu gesehen hatte, erkannt wurde. Man hielt ihn da als eine Seltenheit, wiewohl in sehr unzufriedener Laune; denn ob man ihm gleich eine vierfache Portion Essen von den Ueberbleibseln der andern Kranken bereitete, so schlich er sich doch überdem heimlich in die Apotheke oder in das Apparates-Zimmer hinein, und fraß selbst die Pflaster, und alles, was ihm in die Hände fiel. Er verschlang sogar das Eckelhafteste, und kein Hund oder Katze war vor ihm sicher: Nattern und Schlangen waren für ihn Leckerbissen, und einst verschlukte er einen Aal mit einem Male, indem er blos den noch lebendigen Kopf mit seinen Zähnen zerbiß. Herr Courville ließ ihn ein grosses Lanzettenfutteral verschlingen, in welches er ein weisses Blatt Papier gelegt hatte, und den andern Tag brachte es ihm Tarare wohlgewaschen zurück, ohne daß das Papier feucht oder versehrt gewesen wäre. Der General Beauharnois, der von diesem Umstande unterrichtet worden war, befahl ihm hierauf, in demselben Futteral auf ähnliche Weise einen Brief einem französischen Obristen, den die Preussen bey Landau gefangen genommen hatten, zu überbringen, der sich jezt in Neustadt befinden müßte. Tarare gieng des Nachts mit der Botschaft im Magen ab, wird

von den preussischen Vorposten durchsucht, zweymal geprügelt, und wie ein Spion gehalten. Er befand sich in der sonderbaren Lage, daß das Etui von ihm gehen sollte, welches er, ohne daß es die Schildwache bemerkte, auffangen, und wieder verschlingen mußte, um dem Strange zu entgehen. Tarare vollführte dieses mit vieler Geschiklichkeit, und wurde, nach einer neuen Tracht Schläge, ins französische Lager zuruck gesandt. Seine erschrekliche Gefräßigkeit, der Umstand, daß er selbst das Blut der Kranken, unmittelbar nachdem es gelassen war, und noch viel ärgere Dinge verschlang, machte, daß man ihn im Jahr 2 der Republik fortjagte. Im Jahr VI fand ihn Herr Percy im Spital zu Versailles in einer Abzehrung, die ihn nach einigen Monaten tödtete. Da er vor seinem Tode versichert hatte, daß eine vor zwey Jahren von ihm verschlungene silberne Gabel die Ursache seiner Krankheit sey, so entschloß sich Herr Tessier (General-Chirurgus des Spitals) den Körper, troz des unerträglichen Gestankes, den solcher verbreitete, zu öffnen. Er fand die Eingeweide verfault, im Eiter schwimmend und verwirrt unter einander, ohne Spur eines fremden Körpers. Die Leber war ungeheuer groß und faul; die Gallenblase ebenfalls sehr groß; der Magen mit eiternden Stellen, die fast die ganze Region des Unterleibes bedekten, besäet. Der faule Körper verhinderte, die Untersuchung weiter zu verfolgen. Tarare mochte, als er starb, etwa 26 J. alt seyn. Er war von mittlerer Statur; sein Körper schwach, sein Gesicht Pokennarbig, sein Blick war schüchtern, sein Haupthaar blond, und seine Backen hatten lange Furchen, auch fehlte ihm kein einziger Zahn. Seine Kinnladen bildeten, wenn er das Maul auffsperrte, eine Oeffnung von ungeheurer Grösse. In diesem Zustande, und wann sein Kopf hinterwärts gebeugt war, bildete der Rachen mit dem Schlunde fast eine gerade Linie. Stets war er im Schweiß, und sein Mund rauchend. Seine Excretionen aller Art waren kopiös, und von unerträglich üblem Geruche. Hatte er wenig gegessen, so konnte er die Haut seines Bauches fast um den ganzen Körper herum schlägen. Fastend war er matt, niedergeschlagen, und aller Gedanken unfähig. Das Essen in hinlänglicher Menge machte ihn lebhaft und leicht, überließ er sich aber ohne Gränzen seiner Gefrässigkeit, so wurde er stumpf, und verdauete in einem abgesonderten Winkel im viehischen Schlafe. Herr Percy hat noch verschiedene ähnliche Fälle aus verschiedenen medizinischen Schriftstellern gesammelt; aber der hier mitgetheilte ist so unübertreflich in jeder Art, daß wir dem Leser kein vollkommneres Beyspiel einer weitgetriebenen Freßkunst zu geben im Stande sind, wiewohl ein grösseres Detail hierüber nur Eckel erregend wäre, und die schuldigen Grenzen des Anstands überschreiten würde.

Fr.

Ueber Frauen mit vielen Brüsten.

Die Familie Bilfinger, die unter andern einen berühmten Philosophen unter sich zählte, hatte die eigne Mißgestalt, 6 Finger an Händen und 6 Zähen an den Füßen zu haben, und wie wir uns gehört zu haben erinnern, hielten die Eltern dieses für einen solchen Uebelstand, daß sie den überflüßigen 6ten stets in der Kindheit durch einen Chirurgus abschneiden ließen, wogegen der Philosoph in der Familie mächtiglich protestirt haben soll, indem er einen solchen Pleonasmus für eine Gabe Gottes, und für eine besondere Begünstigung hielt, welche die Natur seiner Familie habe zukommen lassen. Von der Anne von Boley, eine der schönsten Frauen in England und Frankreich, und geliebte Frau Heinrich des VIIIten, sagte man, daß sie ebenfalls mehr Finger, als natürlich ist, besessen, und lange ihrem Gemahl verborgen habe. Allein was wird man sagen, wenn man erfährt, daß sie außer jenem Fingerüberfluß auch noch 3 Brüste gehabt haben soll! Und doch heißt es, daß eben dieser Uebelstandes war, der ihr endlich den Widerwillen und Haß des Königs, und ihr ganzes Unglük zuzog. — Es scheint übrigens, daß dieser Ueberfluß ehemals in Griechenland und Rom häufiger bemerkt worden ist, als jezt, welches vielleicht der Anbetung der Diana und der Isis zuzuschreiben ist, der sich die Schwangern weihten; doch hat man dieselben Fälle ebenfalls in den Antillen unter den Negern angetroffen, und auch unter uns ist es nicht ganz unerhört. Ehemals glaubte man, daß die Zahl der Brüste bey Thieren mit der Zahl der Kinder, die sie gebären, in einer Art von Verhältniß wäre, und eine junge Schöne zu Basel soll einst einen alten Arzt, Socinus, und zu mehrerer Gewißheit die Fakultät zu Tübingen consultirt haben, um zu wissen, ob sie mit 4 Brüsten bey ihrer Verheurathung nicht auch 4 Kinder auf einmal zur Welt bringen würde. Es versteht sich, oder die künftige Erfahrung entschied es vielmehr, daß dieser Segen an Nahrungsquellen für Kinder sie doch nicht fruchtbarer machte. Herr Percy, ein ehemaliger Chef der Militairspitäler und Professor der medizinischen Schule in Paris, aus dessen Abhandlung (die vor wenigen Tagen nur in einem medizinischen Journale über diesen Gegenstand erschienen ist) wir das meiste des hier Mitgetheilten entlehnen, glaubte übrigens einer der schönsten Frauen in Trier, einer Madame Witus, die viele schöne Kinder besizt, nicht zu mißfallen, wenn er der französischen Welt verkündet, daß sie etwas von dieser Dianengestalt besizt, und, es versteht sich mit Einwilligung ihres Mannes und Accoucheurs, ihm zu entschleiern die Güte gehabt hat; wir glauben demnach ebenfalls nicht gegen die Discretion zu sündigen, wenn wir das Daseyn einer solchen Göttin in unserer so ungriechischen und in einiger Hinsicht so unheroischen Welt hier verkünden. — Im

übrigen giebt es für Anbeter und Liebhaber solcher Schönen mehrere andre Beyspiele dieser Art, und Hr. Percy führt mancherley Fälle von drey Busen an, die im Triangel sassen, andre Beyspiele von 4 Brüsten in 2 parallelen Reihen, andre wiederum, die perpendicular in einer Reihe gewachsen waren, und andre, die 30 Pfund wogen, und in Tragebändern gehalten werden mußten. Nächstdem wird der Fall einer Frau im Dictionnaire philosophique unter dem Artikel Monstre angeführt, die nächst einem Ueberfluß an Brüsten von verschiedener Größe auch noch einen würklichen Kuhschwanz zu besitzen das Gluk hatte, den sie in Paris im Faubourg St. Germain für ungeheures Geld sehen ließ. Und hierin soll sie, wie Hr. Percy ferner behauptet, einem Völkerstamm in Borneo ähnlich gewesen seyn, welcher in der schönen Stufenreihe der Natur den Uebergang von dem götterähnlichen Menschen zu der verkleideten Jo andeutet. Endlich wird auch der wirklichen Busen der Männer erwähnt. Was aber Hr. Percy mit dieser pikanten Einleitung eigentlich beabsichtet, nach der sich, wie man wähnen sollte, nichts, die Einbildungskraft mehr beschäftigendes, sagen liesse, ist der Fall einer Marketenderin aus der Walachei, die im Jahre 8 zu Cremsmunster in Oestreich von dem rechten Flügel der französischen Armee gefangen wurde, nachdem sie erst 20 Tage vorher niedergekommen war; diese unglükliche Frau unterlag den Fatiguen und der strengen Kälte, (denn der Boden war mit 3 Fuß hohem Schnee bedekt) und wurde aus Mitleid aufgenommen. Allein da es im Lager nichts zu erwärmen gab, so mußte (der Leser verzeihe hier das Unangenehme und Ekelhafte, das die Noth und doch auch das wahre Mitleid ersinnen mochte) so mußte man sie, um sie zu erwärmen, in einem Stalle in Pferdemist legen, wo die Unglükliche den folgenden Tag unterlag. — Als man die Leiche entkleidete, fand man das ausserordentliche Beyspiel von 5 Brüsten, von welchen 4 von gewöhnlicher Größe in zwey Reihen gewachsen waren, und die 5te etwa 5 Zoll über dem Nabel in der Größe des Busens einer aufkeimenden Jugend unten in der Mitte erschien. Der Nabel war nächstdem so stark hervortretend, daß nichts auffallender war, als diese sonderbare Gestalt. Die 4 obern Brüste gaben Milch, und es war den Anatomen wichtig, die Lage der Milchgefäße zu untersuchen. Hier verlassen wir aber unsern Leser, den wir vielleicht schon zu viel von ärztlichen Geheimnissen haben bliken lassen, indem wir ihn doch zur Rechtfertigung ahnen lassen zu müssen glauben, daß solche Curiositäten in der Absicht auch mit Ernst untersucht zu werden verdienen, um über die Natur der Busen mehr Aufklärung zu verschaffen, und dadurch der natürlichsten Gestalt die Schönheit zu erhalten oder verschaffen zu lernen, die etwa die mediceische Venus uns darbietet, und so mächtiglich ziert. —

Fr.

Condorcets sämmtliche Werke.

Wenn es unter irgend einer Nation einen Mann gegeben hat, der an Geist, an erhabenem Wohlwollen, das die ganze Menschheit und ihre Fortschritte in ihrer Verklärung umfaßt, der an tiefem und reinem praktisch nüzlichem Denken — ach! und auch an Schiksal mit Sokrates verglichen werden kann, so ist dies unstreitig der Weise Frankreichs, dessen sämmtliche Werke hier angekündigt, und in Guinguenés vortrefflicher Zergliederung aufgezählt werden sollen. Wie Sokrates „zog er die Philosophie vom Himmel" oder, wie man besonders in Vergleichung auf Deutschlands Metaphysik sagen kann, aus den Abgründen der unnützen, spizfindigen Unverständlichkeit, „auf die Erde"; wie Sokrates lebte er ein schuldloses Leben in unermüdeter Beschäftigung mit dem Heile, dem gegenwärtigen und zukünftigen, der Welt; wie Sokrates ward er von den schändlichen Anyten und Meliten der neuern Zeiten den Giftbecher zu leeren gezwungen. Der Unterschied indeß ist zwischen ihnen, daß Condorcet nicht blos durch seine Schüler, sondern unmittelbar durch sich selbst, diese seine gesammelten Schriften, ewig wie der Athenienser, im Angedenken der bessern Nachwelt leben wird.

Es ist — und dies Einzige, daß er hierüber geschwiegen hat, seze ich an Guinguenés Bericht aus, es ist deutscher Männer Verdienst, diesem erhabenen Manne ein solches redendes Denkmal gestiftet, und diese Sammlung veranstaltet zu haben. Condorcet war, nur das Gute zu thun besorgt, es nie daran gelegen, die unendlich mannigfaltigen Eksteine seines Ruhms zu Einem großen Gebäude zusammen zu fügen. Nur nach seinem Tode dachte die Gattin desselben — eine der ersten weiblichen Zierden Frankreichs an Geist, Kenntnissen, Verstand, Herz, republikanischer Gesinnung; die würdigste Gefährtin des Lebens des Unsterblichen einst, die (mich des höchst wahren Ausdruckes eines ihrer Landsleute zu bedienen) „die Fackel der Philosophie, in der sie selbst als Schriftstellerin nicht unwirksam gewesen ist, mit dem Zepter der Schönheit verbindete — nebst ihren Freunden Cabanis, Garat u. s. w., darauf, seine in vielen Bänden und Bändchen, fliegenden Blättern und Manuscripten, zerstreuten Schriften in Einem Körper zusammen zu fassen. Aber das damals durch die Stürme der Revolution erschöpfte Frankreich war in seinen Litteratur-Beförderern zu arm, zu kalt, als daß sich die merkantilischen Kosten in einer so theuern Unternehmung hätten auftreiben lassen können. Ein deutscher, vermögender Bürger einer der kleinen Republiken unseres Vaterlandes, der edle Sieveking aus Hamburg, dem seine Stadt noch lange als einem ihrer aufgeklärtesten Patrioten nachweinen wird, mußte, nach Paris vor sechs Jahren in öffentlichen Geschäften derselben geführt, herkommen und erfahren, welch ein Schaz,

ohne Hofnung, wer weiß auf wie lange? ans Tageslicht gefördert werden zu können, in den Händen von Condorcets Wittwe schlief. Aechtester Freund jedes Guten, brachte er ihn mit einem Edelmuthe, der nur bisweilen Privatmänner beseelt, und den Fürsten selten kennen, an sich, und gab den grösten Theil der erforderlichen Kosten dazu her, die sich über 70,000 Liv. belaufen, wovon die Hälfte beynah als aufgeopfert betrachtet werden kann. Es wurde, da Friedrich Vieweg, den Deutschland zu seinen gebildetsten und lieberalsten Buchhändlern zählt, sich kurz nach Sieveking gleichfalls in Paris befand, mein glükliches Loos, von jenem meinem Freunde den Auftrag zu erhalten, durch Vieweg die Herausgabe dieser Schriften zu veranstalten, sie unter Aufsicht und Zurathebeziehung jener Freunde Condorcets zu ordnen, ihren Druk zu besorgen, und darüber zu wachen. So wurde unter allen den Schwierigkeiten, die sich während einer oft unterbrochenen Arbeit daran erhoben, und die nur durch fast unendliche Correspondenz, unverdrossensten Aufwand an Zeit, mannigfaltige Verhandlungen, Verwendungen aller Art meinerseits, durch hartnäckiges Ausharren des Verlegers bey den ungünstigsten merkantilischen Aspekten; endlich durch die Großmuth der Wittwe Sievekings, die jene Aufopferung ihres Gatten vollendete, überwunden werden konnten, diese Sammlung zulezt zu Stande gebracht, und Frankreich, so wie das übrige Europa, das wahre Vaterland Condorcets! in den Totalbesiz dieses Schazes gesezt der in ein und zwanzig Bänden mit einer seiner würdigen typographischen Sorgfalt und Zierlichkeit gedrukt jezt erscheint, und ein zurechtweisender Pharos für alle künftige Zeiten werden wird. Dies ist, da man Verdienste, wie Sievekings und Viewegs um dies Werk, nicht unter den Scheffel des Stillschweigens begraben muß, die kurzgefaßte litterarisch-merkantilische Geschichte der Herausgabe dieses Werks; und ich erinnere nur noch, daß zu jenem sich das Verdienst der Freunde Condorcets gesellt, welche durch Revision, kritische Verbesserungen und Anordnung, oft mühsame Zusammensuchung und Stellung zerstreuter Artikel, Berichtigung an Daten, Entzifferung unleserlicher Stellen der Handschriften des Verfassers u. s. w. diesen gesammelten Werken ein Urtheil und einen uneigennützigen Fleiß gewidmet haben, der nur von Zeitgenossen des Philosophen sich erwarten ließ, die das ganze Gefühl seines hohen Werthes durchdrang. Ich nenne hier Garat, der die Herausgabe der Skizze von den Fortschritten rc., Gallois, der die von Turgots Leben, Barbier (Bibliothekar des Kaisers, und einer der gelehrtesten Bücherkenner Frankreichs), der die lexikalische Zusammenstellung der zerstreuten Anmerkungen zu Voltaires Schriften; Dyanière, der die beyden Theile über die Provinzial-Versammlungen; La Romiguiere

der aufs unermüdeteste die Correktur vieler der politischen Schriften der Sammlung besorgt, und unter seine Aufsicht genommen hat; endlich Dumas, dem wir die Herbeyschaffung eines wichtigen Artikels verdanken, welcher sich in dem ganzen französischen Buchhandel und den Bibliotheken der Broschüren-Sammler unsichtbar gemacht hatte. — Von hier an will ich selbst abtreten, weil ich fühle, daß nie von diesen Werken eine körnigtere, gedrängtere, nichts Wesentliches auslassende, mit gefühltester Ehrerbietung vor ihrem Gegenstande erfülltere, und von jedem Aftergeist eitler Kritteley gereinigtere Rechenschaft aufgestellt werden kann, als diejenige, die Guinguené (einst in den ersten Jahren des Direktoriums Vorsteher des öffentlichen Unterrichts, nachher Tribun, ein Mann, dessen wahrhaftig condorcetscher Geist ihn vor allen andern seines Vaterlandes zu solch einem Auszuge berief) in dreyen Stücken der Revue philosophique geliefert hat, (bis auf wenige in Häckchen gefaßte Einschaltungen und Zusätze) blos ihn reden lassen. —

„Das achtzehnte Jahrhundert beschließt durch diese wichtige Sammlung die Rechenschaft, die es der Nachwelt von seinen Arbeiten von dem schuldig war, was in ihm in Frankreich für die Ehre der Nation, und die Fortschritte des menschlichen Geistes geschehen ist. Beym Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts muß uns der seltsame Ton wohl auffallen, den dieses sich über jenes herausnehmen will. Es verkennt jene Arbeiten, und würdigt sie herab. Unsere Nachkommen werden, wenn es einst dem zwanzigsten Platz macht, sehen, ob das neunzehnte eine gleiche Rechenschaft wird ablegen können. Voltaire, Montesquieu, J. J. Rousseau, Helvetius, Condillac, Mably, Thomas, Diderot, d'Alembert und Condorcet bilden, (hier nicht von den eigentlich so genannten und den schönen Wissenschaften zu reden,) eine kleine Bibliothek von ein drey- bis vierhundert Bänden, wie keine Nation eine vorgebracht hat, noch (man dürfte es fast sagen,) jemals hervorbringen wird".

Diese grossen Männer haben Feinde und Afterredner gehabt; sehr erbitterte und sehr mächtige befanden sich darunter. Was ist aus diesen ihren Feinden geworden? In welcher Achtung stehen ihre Namen und ihre Werke? Wenn man, nicht blos in Frankreich, sondern im ganzen Europa, lernen will, was im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts Gesundes und Starkes an Vernunft, Erhabenes an Beredsamkeit, Witziges und Geistvolles, Glänzendes endlich und Gründliches erschienen ist, wessen Schriften liest man? Die dieser berühmte Schriftsteller oder die ihrer Feinde?

Die ersten haben Schüler hinterlassen, welche, freylich nicht mit gleichen Schritten, noch mit einem eben so grossen Glanze, aber mit gleichem Eifer und Muthe, eben dieselbe Bahn verfolgen. Die Letztern haben auch eine Schule hervorgebracht; sie verhält sich aber zu ihnen eben so, wie die

philosophische sich zu ihren grossen Vorstehern; so daß, Alles zusammen genommen, die Resultate, wenn das anfangende Jahrhundert einst seine Endschaft erreicht haben wird, zuletzt ungefähr von beyden Seiten sich gleich seyn werden. Schon jetzt kann man voraus sehen, daß die Namen der Freunde der Vernunft, und die ihrer Gegenfüßler, sich einst in demselben Verhältnisse zu erwartender Achtung befinden werden. [Man erinnere sich hier: daß der Verfasser dieser Rechenschaft, einer der muthigsten Feinde des neuern Frerons, Geoffroy's und Consorten, vor einigen Jahren die vortrefliche Recension von Chateaubriands Geist des Christenthums geschrieben hat.]

„Condorcet, der Letzte dieses glorreichen Namens, verband mit einem hervorragend richtigen und eben so lebhaften als ausgebreiteten Geiste, eine grosse Mannigfaltigkeit von Kenntnissen. Er war Mathematiker, Philosoph; liebte die schönen Wissenschaften; war Publicist, Oekonomist (in dem Sinne dieses Wortes, in sofern es eine Wissenschaft, und nicht eine Sekte bezeichnet,) und was ihn noch besonders hervorhebt, ist das: daß dieser so seltene Verein von Mitteln durch ihn beständig auf einen einzigen Zweck, die Verbesserung des Schicksales des menschlichen Geschlechts durch den Fortgang der Wissenschaften, hinstrebte. Selbst die Mathematik, die Leidenschaft seiner frühern Jahre, in der er sich bereits im ein und zwanzigsten einen Namen erworben, wurde für ihn bald nichts anders, als eines der Werkzeuge, deren er sich bediente, seinen grossen Zweck zu erreichen; der einzige Gebrauch, den er damals von der Rechnungswissenschaft machte, war der, durch die handgreiflichen, aus ihr entlehnten, Beweise die Gewißheit der moralischen und politischen Wissenschaften zu erklären. So entstand sein Versuch über die Anwendung der Analyse auf die Wahrscheinlichkeit der durch Mehrheit der Stimmen entstehenden Entscheidungen; so seine Anfangs-Gründe der Wahrscheinlichkeits-Rechnung u. s. w."

Die Herausgeber der condorcetschen Werke haben diese beyden, von denen letzteres jezo besonders gedruckt, bey Royer, (Buchhändler in der Straße Thionville an der Ecke der von Lody) erschienen ist, eben so wenig als dasjenige über die Integral-Rechnung, durch die er seine ersten Schritte in der Bahn der Wissenschaften auszeichnete, bekannt gemacht. Nur diejenigen seiner Geistesprodukte haben sie in diese Sammlung aufgenommen, die für den Fassungskreis des grössern Theils der Leser, wenigstens derer sind, welche, schon unterrichtet, noch mehr sich zu unterrichten wünschen. [Es ist geschehen, weil die zur Mathematik und Algeber gehörenden Werke Condorcets künftig noch eine vierte Abtheilung seiner sämmtlichen Werke ausmachen sollen; die

aber dann nur erst erscheinen kann, wenn durch den Abgang jener ersten jetzt herausgegebenen der Verleger sich fur seine grossen daran gewandten Kosten, in Etwas entschädigt haben wird.]

Die akademischen Lobreden Condorcets machen den Anfang dieser Sammlung aus, und füllen die ersten vier Bände derselben. Der geistreiche Fontenelle war unter uns der Schöpfer dieser Gattung, seine Lobreden geben Muster ab, die Niemand unter seinen Zeitgenossen in der Akademie der Wissenschaften wurde haben erreichen können, und die blos ein ihm gleiches Talent noch zu ubertreffen vermochte, das sich durch die schnellen Fortschritte der Wissenschaften, so wie der Denk- und Schreibfreyheit, die, während der dreyßig, zwischen Fontenelle und Condorcets Sekretariat verflossenen, Jahre gemacht worden sind, *) unterstützt sah.

Fontenelle, indem er ein Gemählde der Arbeiten jedes von ihm gelobten Gelehrten entwarf, hatte sich den doppelten Zweck vorgesetzt, den Zustand darzustellen, in welchem jeder von ihnen seine Wissenschaft gefunden, so wie den Punkt festzusetzen, auf welchen er sie gebracht. In dieser Arbeit streute er, mit einer geschickten Vorsicht, Wahrheiten aus, die, bis dahin unter einem politischen und religiösen Schleyer verborgen, nur eben noch aufzukeimen anfiengen, und die man blos als einen geheimen Schatz einiger Weisen betrachten muß, den sie, weder ohne Gefahr für das Volk, noch besonders für sich, den grossen Haufen hätten aufschliessen können.

Der Zeitpunkt, in dem Condorcet seine Lobreden zu schreiben anfieng, erlaubte ihm nicht nur, diese Wahrheiten in ihrer ganzen Evidenz, und mit aller der Stärke zu zeigen, deren sie fähig waren, sondern auch noch andere hinzuzufügen, in welche der glückliche Fortschritt der Zeiten Blicke hatte thun lassen, und deren Masse täglich zunahm. Sie schränkten sich nicht mehr blos darauf ein, spekulative Wahrheiten zu seyn; sondern die Erörterungen der Philosophen fiengen schon an, auch Gegenstände zu umfassen, welche auf das Interesse der in Gesellschaft vereinigten Menschen eine viel nähere Beziehung haben. Man wandte die Philosophie, eben sowohl als die strengen Wissenschaften an; und diese Philosophie bediente sich sogar der strengen Wissenschaften selbst, die wahren Grundsätze der politischen Haushaltungskunst und der Staatsverwaltung zu beweisen.

*) Mairan verwaltete die Sekretariats-Geschäffte bey der Akademie von 1740 an bis 1743. Grandjean de Fouchy folgte ihm darin bis 1773. Dieser wählte damals Condorcet, ihm in seinen Arbeiten zu helfen. Drey Jahre nachher machte er sich ganz davon los, und Condorcet nahm seine Stelle ein.

Die Akademie der Wissenschaften zählte zu ihren Ehren-Mitgliedern Männer, die in angesehenen öffentlichen Aemtern standen. Minister sogar ehrgeitzten nach diesem Titel. Die auf die verstorbenen, unter ihnen zu haltenden Lobreden führten natürlicher Weise Betrachtungen über die Verrichtungen der Aemter, denen sie vorgestanden, und die öffentlichen Handlungen, durch die diese Männer sich ausgezeichnet hatten, herbey. Aber zu Fontenelles Zeiten herrschte über diese Materien noch zu wenig Aufklärung, und noch weniger war es erlaubt, darüber zu reden. Ueberall droheten dem Lob-Redner verborgene Klippen bey seinem Geschäfft.

Fontenelle vermied diese Klippen sorgfältig, und der Augenschein lehrt, wie sehr, wenn man nur einige kleine Züge etwa ausnimmt, die er sich ganz versteckt gegen das Thun und Lassen der Grossen, und den Hof erlaubte, wie sehr er sich hütete, diese Materien zu berühren. In der einzigen Lobrede auf Hrn. d'Argenson wagte er es zu untersuchen, nicht zwar, was es eigentlich mit dem Amte eines Polizei-Lieutenants für eine Bewandniß habe; nicht, welches Gute, so wie welches Böse er stiften könnte, sondern höchstens ein schönes Gemählde der mannigfaltigen und verschiedenen Amtsverrichtungen desselben zu entwerfen. Aber dem Leser überließ er es, ausfindig zu machen, was für Uebel aus dem, durch die, diesem Amte eigenthümlichen, Mittel hervorgebrachten Gutem selbst entspringen konnten.

Man vergleiche mit dieser nicht unverdient gepriesenen Arbeit Fontenelles dasjenige, was Condorcet oftmals bey ähnlichen Gelegenheiten in Behandlung seiner Materien gethan hat, und die unendlichen hierbey in der Denkfreyheit gemachten Fortschritte werden uns auffallend sichtbar werden. Indem wir dieses sagen, wollen wir uns nicht blos auf einzelne Stücke, die aus diesen Lobreden angeführt werden könnten, beziehen, (als in der auf Trudaine in 2 Bd. auf das über die allgemeinen Verpachtungen, und die indirekten Auflagen, über den Handel, über die Verproviantirung, über die Manufakturen und Künste; in der auf Maurepas; die Betrachtungen über den Rang, den Vortritt und das Etiquett bey Hofe, über die Spielhäuser und verschiedene andere Materien, in der auf Montigni; verschiedene über die Manufakturen und Verfahrungsarten in den Künsten: in der auf Praslin, die über die Pflichten eines Abgesandten, über den Frieden von 1763 u. s. w., (zu denen man noch fast die ganze Lobrede auf Franklin, und in der auf Turgot, Bruder des Ministers), das rechnen könnte, was über die Ursachen der Verungnadung des Gouverneurs von Guyana und seinen Verwaltungsplan für diese Colonie gesagt wird,) sondern wir wollen hauptsächlich auf den in diesen Reden allgemeinen, in ihnen herrschenden Geist, und die ihnen allen gemeinschaftliche Tendenz, auf das muthige Bekenntniß der von nun an bewiesenen, un

allein jeden Theil der öffentlichen Verwaltung zu verbessern fähigen Grundsätze, so wie endlich auf die sich immer gleichbleibende Bemühung des Verfassers aufmerksam machen, sie der Seele seiner Hörer und Leser einzuprägen, und die Aufmerksamkeit derselben immer wieder darauf zurückzuführen.

Die Ausgedehntheit und Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, die diese Lobreden so vieler Gelehrten in den verschiedensten Wissenschaften voraussetzen, ist bey Condorcet nicht minder erstaunenswerth, als sie es bey Fontenelle war. Man sieht ihn reiner Mathematiker mit Roberval, Frenicle, Huyghens, Daniel Bernoulli, Euler, Bezout und d'Alembert; Astronom und Geograph mit Römer, La Condamine, Cäsar Cassini, Grandjean de Fouchy und d'Anville; Mechaniker mit Vaucanson; Physiker und Chymiker mit Mariotte, Bourdelain, Buquet, Margraf und Macquer; Naturforscher und Botaniker mit den beyden Jussieus, Haller, Linnaeus, Duhamel, Bergman, Grettard, Camper und Buffon; Arzt und sogar Wundarzt, mit Malouin, Lieutaud, Tranchin, Bordenave, Hunter, Morand, Bouvard und Laßonne; beredten Philosophen endlich mit allen seyn; wenn die Gründlichkeit der Gedanken, die Kunst, Raisonnements mit Thatsachenerzählung abwechseln zu lassen; wenn ein fester, klarer, so viel der Gegenstand es nur erlaubt, beseelter Styl; wenn endlich eine Wärme, die nie eine gemachte ist, und die stets ihre Quelle in der Liebe zur Wissenschaft und zur Wahrheit hat; wenn, sage ich, alle diese Eigenschaften vereinigt, wie es mir scheint, den Charakter der für diese Art von Schriften schicklichen Beredsamkeit ausmachen.

Auf die Lobreden der Akademiker, (ich erinnere hier, daß von diesen Lobreden zugleich mit der grossen Ausgabe eine kleinere in Duodez-Format in fünf Bänden bey Didot gedruckt worden ist, die diejenigen, denen die Anschaffung der ganzen Ausgabe zu kostbar fallen dürfte, besonders erhalten können,) folgen zwey andere, die zu ihrem Gegenstande zween Männer haben, die auf verschiedene Weise, der eine in der politischen Geschichte, und der andere in der der Wissenschaften, berühmt geworden sind; ich meyne, die Lobrede auf den Kanzler de l'Hopital, in der Condorcet 1777 bey der französischen Akademie um den Preiß gestritten hatte, und die andere, die auf Pascal, die von ihm ein Jahr früher einer mit Anmerkungen begleiteten Auswahl von Gedanken dieses Schriftstellers vorgesetzt worden war. Pascal ist bereits in vielen andern Werken gelobt, aber, wie man wohl sagen kann, sein wahrer Werth nur in dieser Schrift gewürdigt worden. Die Lobrede auf l'Hopital, in der gleicher Weise die historischen Kenntnisse, die Ansichten eines Staatsmannes und Redner-Talente glänzen, ward unter dem Vorwande, daß sie zu lang sey, nicht zum Streiten um den Preiß zugelassen; dagegen aber ein sehr

armseliges Werkchen des Abbé Remi von der Akademie gekrönt. Erinnert man sich, bey Lesung von Condorcets Lobrede, an einige Umstände der damaligen Zeitläufte; bedenkt man, wer damals Machtinhaber in Frankreich, und welches die in Ansehen stehenden Verwaltungsgrundsätze waren; so sieht man hinlänglich ein, warum sie nicht gekrönt worden ist; schwerer aber wird dieß zu begreifen seyn, wenn man blos Remi's Machwerk lieߟt.

Die in der Lobrede auf l'Hopital auseinander gesetzten Grundsätze entwickelte Condorcet noch mehr in **Turgots Leben**, und verband sie darinnen mit noch andern großen Ansichten, aus denen, in ihrem Zusammenhange betrachtet, es hervorgehen würde, wie die Wiedergeburt Frankreichs ohne heftige Erschütterung, ohne blutige Revolution, blos durch den Einfluß der Vernunft, der Weisheit und der Zeit, hätte bewerkstelligt werden können. Dieses Leben, welches den **fünften** Theil der Sammlung ausmacht, zeigt auf der einen Seite, was die Tugend, der Genius und die Einsichten für das Glück eines großen Volkes thun könnten, so wie auf der andern die Unmöglichkeit ihres guten Fortgangs in einer Monarchie, nicht blos unter einem lasterhaften Könige, der das Gute nicht wollen, sondern auch unter einem schwachen, der nichts von dem, was er will, festhalten kann. Unter welcher Regierungsform es aber auch sey, wird das Lesen dieses vortreflichen Werkes immer von Nutzen seyn. Das darin aufgestellte Gemählde von demjenigen, was dieser grosse und tugendhafte Minister in dem Zeitraume weniger Monate gethan hat, und noch mehr von dem, was er noch thun wollte, trift, durch eine geschickte und treue Hand entworfen, den Geist mit Evidenz und Ueberzeugung. Glücklich die Völker, deren Regierer, welches auch ihr Anspruchsrecht und der Grad der sie bekleidenden Macht sey, Turgots Leben zum Gegenstande ihres Studiums und ihrer Betrachtung machen werden! Glücklich diese Regenten selbst, wenn sie einen richtigen Begriff von ihrem Ruhme und ihrem Glücke besitzen!

Indem man bei der Entfernung, in der wir uns bereits von der darin geschilderten Epoche befinden, dieses Leben liest, muß mehr als Eine Betrachtung sich unserm Geiste aufdrängen. Seit Turgots Ministerio bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind schon 25 Jahre verflossen. Sollte es, wenn er durch den festen Willen des Königs in seinen Planen unterstützt worden wäre, wohl nur eines Vierteljahrhunderts in ihrer Ausführung bedurft haben? Vielleicht würde auch dieß indeß nicht ohne Widerstand, ohne Bewegungen, und selbst ohne Erschütterungen haben abgehen können; aber was wäre dies alles in Vergleichung mit demjenigen gewesen, das wir in dem nemlichen Zeitraume erfahren haben! Es dürfte eine würdige

Aufgabe für einen richtig denkenden und starken Geist seyn, alle Theile von Türgots allgemeinem Plane, so wie Condorcet uns ihn auseinander sezt, zu untersuchen; und, beydes nach den Hindernissen, die sich ihm widersetzten, und dem System einer weisen Langsamkeit, die das des Ministers war, zu berechnen, wie viel Zeit in der Ausführung eines jeden derselben nöthig gewesen wäre; sie mit den Wirkungen und Folgen der Begebenheiten, die den nämlichen Zwischenraum ausgefüllt haben, zu vergleichen; eine allgemeine Uebersicht des Zustandes, worin, allem Ansehn nach, bey jener Voraussetzung die französische Nation, ihr Oberhaupt und ganz Europa, sich am Ende dieses merkwürdigen Jahrhunderts befunden haben würde, aufzustellen, und endlich zu erörtern, welchen nothwendigen Einfluß dieser Zustand auf den der kommenden Jahrhunderte würde haben hervorbringen müssen.

Nach dem Leben eines Mannes von Genie, der das Gute, was er seinem Vaterlande erzeigen wollen, uns nur kaum hat erblicken lassen können, folgt das Leben eines andern Mannes von Genie, der sechzig Jahre hindurch seinem Vaterlande und ganz Europa wirklich alles das Gute erzeigt hat, so die Vergnugen der Einbildungskraft und des Geistes, die Fortschritte der Vernunft, die Zerstörung schädlicher Vorurtheile und grausamen Aberglaubens gewähren können. Voltairens Leben reiht sich in einer sehr natürlichen Folge an Türgots an, und dient ihm gleichsam zum Complement. Jener lehrt die, denen der hohe Auftrag geworden, die Menschen zu regieren, die wahren Mittel, sie glücklicher und besser zu machen; dieser Individuen, unter welcher guten oder schlechten Regierung sie sich auch befinden mögen, selbst besser und glücklicher zu werden, indem sie sich dem Irrthume und der Langenweile durch Lesung desjenigen aller grossen Schriftsteller entreissen, der gegen jenen und diese die besten Heilungsmittel ihnen an die Hand giebt. Leistete Condorcet der Sache der Aufklärung einen unendlichen Dienst dadurch, daß er die Grundsätze eines grossen Staatsverwalters entwickelte, dem die Hofränke und die Schwäche eines Königs ihre Ausführung unmöglich machten, dessen Theorien aber unser Philosoph errettete, und das Gedächtniß ihres Urhebers verunsterblichte, so erzeigte er uns einen nicht kleinern, als er gleichsam in einem einzigen Bündel alle Strahlen des Ruhms eines grossen Dichters, eines grossen Philosophen, eines glühenden Freundes der Menschheit, eines unversöhnlichen Feindes der Unduldsamkeit und der Schwärmerey zusammenfaßte, der während seiner langen Laufbahn nicht müde ward, gleich einem Herkules gegen sie zu streiten, und indem er sich, wie ein Proteus, gewissermaßen vervielfachte, und sich in hundert Gestalten verwandelte, sie endlich unwiederbringlich

darniederschlug; kurz eines Mannes, der durch seinen grossen Ruf zwey oder drey Geschlechter der Schlangen des Neides ermüdet hat, und, nachdem noch die nicht minder giftigen, aber noch unmächtigern, Zähne eines neuen Geschlechts derselben sich an ihm abgenutzt haben werden, ihn nur dadurch begründeter und glänzender aufrecht erhalten leben muß.

Dieses Leben von Voltaire erschien, wie man weiß, zu Ende der großen in Kehl gedruckten Ausgabe seiner Werke, wobey Condorcet, der keine nützliche Arbeit unter seiner Würde betrachtete, sich das Verdienst erwarb, sie ganz zu leiten, und die Korrektur zu besorgen. Er begleitete die meisten Stücke derselben mit Vorberichten und Noten, die eine grosse Anzahl von Erläuterungen, Bemerkungen, und sowohl philosophische, als schönwissenschaftliche Urtheile enthalten. Am natürlichsten finden sie freylich ihren Platz in der Edition selbst, für die sie geschrieben worden sind; aber die Herausgeber Condorcets haben sie auch in ihrer Sammlung nicht fehlen lassen wollen, und sie, in zwey Theile vertheilt, hinter dem Leben Voltaire's gestellt. Der erste, der aus den Vorberichten besteht, nimmt nach dem Leben selbst die Hälfte des sechsten Bandes ein; der zweyte, die Noten enthaltend, bildet den achten Band des Ganzen. Sie sind darin in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und machen ein kleines Lexikon von fast zweyhundert zur Sittenlehre, Staatshaushaltungskunst, den schönen und strengen Wissenschaften gehörigen Artikeln aus, welche mehr und mehr beweisen, wie vertraut Condorcet mit allen diesen Gegenständen war, und wie richtige, gesunde und unermeßliche Kenntnisse dieser ausserordentliche Mann über einen jeden derselben hatte.

Bisher haben wir Condorcets Philosophie nur insofern kennen gelernt, als er sie anwandte, die Anderer zu erklären; in demjenigen, was wir von seinen Werken durchliefen, konnte er nur hier und da seine eigene uns gleichsam durchschimmern lassen; aber in den von hier an folgenden entwikelt er sie gänzlich. Das besondere System dieser Philosophie ist das der Vervollkommbarkeit des menschlichen Geistes, nach einer unbestimmten Fortschreitung, bis zu Grenzen hin, die man nicht festsetzen kann. Man hat dieses System lächerlich zu machen versucht, aber der Vorwurf von Lächerlichkeit kann nur das treffen, was die Widersacher dieser erhabenen Lehre gegen sie geroltert haben, ohne daß sie Condorcet verstehen weder konnten, noch wollten.

Diese Meinung unterdessen war Condorcet nicht so ausschliessend eigen, daß sie nicht auch die eines andern Weisen hätte gewesen seyn sollen, der sich gleichfalls zu ihr bekannte. Wir wollen es dahingestellt seyn lassen, ob Turgot (denn von ihm reden wir hier), da er einige Jahre

älter als Condorcet war, diese Theorie zuerst empfangen hatte, oder ob sie zu gleicher Zeit in den Seelen dieser beyden Freunde ein Resultat ihrer gemeinschaftlichen Untersuchungen, Betrachtungen und ihrer Unterhaltungen geworden war? So viel ist nur gewiß, daß sie beyde in dieser Philosophie, die so treflich in Türgots Leben entwickelt worden ist, vollkommen übereinstimmten. Sie in ihr vollestes Licht zu setzen, hatte Condorcet den Plan zu einem grossen Werke entworfen, und lange bey sich reifen lassen. Er wollte darin zu den frühesten Zeiten hinaufsteigen, von denselben bis auf unsere heutigen fortgehen, und bey jedem dieser Zeiträume, in die diese lange Reihe von Betrieben des menschlichen Geschlechts sich theilt, die Fortschritte unsers Geistes, der Civilisation, der Erfindungen, die sie vervollkommnen, und endlich der Wissenschaften und Künste betrachten. Die Stürme einer Revolution, in die weder Er, noch irgend ein anderer Freund der Menschlichkeit und Aufklärung sich anders, als in der Hofnung auf das Gute eingelassen hatte, das daraus für die Menschen entspringen sollte, hinderten ihn an Ausführung seines Entwurfs. Diese Stürme erreichten ihn endlich selbst, und man wird sich niemals ohne Bewunderung und Schmerz daran erinnern, daß er in der kritischsten und drohendsten Lage, unter dem Schlachtmesser der Mörder sich befindend, und dem Augenblicke nahe, wo ihnen zu entrinnen ihm nur der unglückliche Schierling blieb, er, ohne Bücher, ohne irgend etwas Aufgezeichnetes, ohne andere Hülfe, als die Stärke seines Kopfs, die Klarheit seiner Vorstellungen, und die Festhaltungskraft seines Gedächtnisses, sicherer als irgend ein anderer es würde haben können, der von allen diesen Gefahren entfernt gewesen wäre, und jedes Hulfsmittel zur Hand gehabt hätte, die Skizze des grossen Gemähldes entwarf, das so lange Zeit seine Gedanken beschäftigt hatte.

Das kleine und unansehnliche Haus eines Gewürzkrämers, in das ich bisweilen komme, und es nie anders, als mit inniggefühlter Ehrerbietung betrete, weil es der Tempel der höchsten Tugend, Großmuth und Freundschafts-Aufopferung war, und jenes unsterbliche Werk: die Skizzen! hat entstehen sehen, liegt (ich nenne es meinen Landesleuten, wenn von ihnen nach Paris kommende, und etwa Wallfahrten, wie ich hinthun wollten) links in der Mitte einer kleinen Strasse: la rue des fossoyeurs genannt, bey der Kirche St. Sulpice: es wird von dieser Madame Vernet bewohnt, die, eine der originellsten Provencalerinnen, welche jenes glühende Land vielleicht je hervorgebracht hat, und in ihrem ganzen Quartier, selbst zu Robespierre's Zeit, als die populairste (im guten Sinne) und wohlthätigste Frau ihrer Sektion bekannt, nur dadurch, ohne Argwohn zu erwecken, und Haussuchung,

der nichts damals entgieng, zu erfahren, den erhabenen Märtyrer aufnehmen, und mehrere Monate mit völligster Hingebung und Gefahr ihres Lebens verbergen konnte. Ich bedaure sehr, nicht alle die Umstände sogleich aufgeschrieben zu haben, und wenn ich sie auch aufgeschrieben hätte, sie nicht mit ihrem Feuer wiedergeben zu können, die sie einmal über Condorcet, und jene Tage seiner Verhehlung bey ihr, mir Staunenden an einem schönen Sommer-Morgen in Madame Condorcets Garten in Meulan erzählt hat. Das Einzige will ich nur hier hinzusetzen, was ich durch sie und Gallois weiß, daß wirklich Condorcets Gedächtniß; die Allgegenwart alles dessen, was er gelesen, in seiner Seele; die Unstörbarkeit seines Geistes durch Eindruck des Aeussern, kurz das, was Ernesti in einer seiner Abhandlungen doctrinam promtam et paratam nennt, fast allen Glauben übersteigt. Er hat z. E., sagte mir Gallois, fast nie ein Schreibpult oder einen Schreibtisch gehabt. Seine tiefsinnigsten Werke, sogar über Analyse, schrieb er auf einem Stuhle, am Kamin sitzend, auf einem Karton, den er auf den Knien hielt; seine Feder in ein kleines Dintenfäßchen, das er auf den Kamin stellte, eintauchend, oder er schrieb sie auch, zerschnittene Octavblättchen auf einem Pappdeckel in der Hand, in der Stube auf- und abspatzierend, nieder. Besuchten ihn Freunde in dieser seiner Beschäftigung, so hinderte ihn das nicht; er fuhr immer fort, Perioden niederschreibend, dann sie durch Gespräch unterbrechend, sie wieder anknüpfend u. s. w. Nur dadurch wird einem die Entstehungsart seiner Skizzen ohne Hülfsmittel begreiflich, wovon schon ehedem die Rede gewesen ist, und die Viele, als so zu Stande gebracht, sich nicht haben als möglich denken wollen. —

Er theilt sie in zehn Epochen. In den neun erstern verfolgt er mit einem unstörbaren Scharfsinn den historischen Faden nicht unbedeutender Thatsachen, bey deren kleinen Umständen, und besonders der Datums, Pedanten Reitz finden, ob sie gleich sich bisweilen darin versitzen, sondern der Fortschritte, die wahrhaftig den Menschen interessiren, und die jene nie gewahr werden. Die zehnte Epoche ist ganz der Entwickelung der Philosophie des Verfassers gewidmet. Er handelt darin von den künftigen Fortschritten des menschlichen Geistes. Man sage, was man wolle, er führt uns wahrlich nicht dabey in das weite Blaue und ins Land der Hirngespinnste hinein. Alles, was er für möglich ausgiebt, ist wirklich ausführbar, und wenn man sich in nähere Untersuchung seines Gegenstandes und seiner Hoffnungen einläßt, erkennt man wohl, daß die unbestimmte Vervollkommnung des einzelnen Menschen in der Reihe zukünftiger Dinge eben so nothwendig ist, als es in der vergangenen der unendliche Fort-

schritt war, der heut zu Tage den gebildeten Menschen von den Wilden jener Urzeiten unterscheidet.

Auf diese schon im Jahre III bekannt gemachte Skizze folgen in dieser neuen Ausgabe zwey kostbare Bruchstücke, so hier zum erstenmal erscheinen, und den achten Band beschliessen. In dem ersten derselben hatte Condorcet angefangen, eine der Epochen, in die sein Gemälde sich theilt, im Grossen zu zeichnen. Da er, wie gesagt, über die Data dazu sich in keinem Buche Raths erholen konnte, so wählte er diejenige, wozu er am leichtesten die Materialien in seinem Gedächtnisse zu finden im Stande war. Dieses war seine vierte; jene grosse Epoche der Geschichte Griechenlands, die auf die Erfindung der Schreibekunst folgte, und in einem Raume von 550 Jahren, bis auf die Zeit der Theilung der Wissenschaften und des Verlustes der Freiheit bis auf das Jahrhundert Alexanders geht, oder (da es besser ist, seine Blicke auf die Weisen zu heften, die die Menschen unterrichten, als auf die Eroberer, die sie unterjochten) von Lycurg an bis auf Aristoteles zu rechnen ist. Die Zerstörung der Monarchien, die die kleinen Staaten Griechenlands beherrschten, ist die erste von unserm Verfasser geschilderte Revolution. An ihre Stelle traten die Aristokratien, und wurden von den Tyrannenregierungen verdrängt, nachdem hinwiederum die Republiken emporkamen. Die Ursachen, die Griechenland vor einer Zerstörung bewahrten, welche die Wirkung dieser schnellen Revolutionen in einer Menge kleiner Staaten hätten seyn müssen, werden hier mit eben so viel Richtigkeit als Scharfsinn aus einander gesetzt.

In dem allgemeinen Gemälde des Zustandes, in dem sich die Fortschritte des menschlichen Geistes und der Civilisation in dieser Epoche besonders befanden, unterscheidet man verschiedene Stücke, zu denen, wie es scheint, der Verfasser in jeder andern Lage, als die seinige, nichts hätte hinzufügen können, z. E. das über die verschiedenen philosophischen Schulen, und das Gemengsel von Wahrheiten und Irrthümern, die sie in den Seelen ausstreuten, so wie, als Gegenstück hievon das über die Religionen und die von ihnen auf den Geist der Nationen ausgeübte Gewalt. Dieses Fragment bleibt bei dem für die Griechen glorreichsten Augenblicke stehen, wo alle Kräfte Asiens gegen Steine zerschellten, die nicht zahlreich waren, aber durch den Freiheitsenthusiasm unüberwindlich gemacht wurden.

Das zweyte Bruchstück enthält den Keim eines mächtigen Mittels, die künftigen Fortschritte des menschlichen Geistes zu beschleunigen. Dem Britten Baco war zuerst der Gedanke einer Gesellschaft von Menschen eingekommen, die ausschliessend mit der Untersuchung der Wahrheit sich zu beschäftigen sich vornahmen. Seinen Plan zu

einer solchen Gesellschaft stellte er in einem kleinen philosophischen Roman auf, dem er den Titel: Novus Atlas gab, der aber von ihm nicht vollendet ward. Condorcet bemächtigte sich dieser Idee, und vergrösserte sie. Er dachte sich in einer freygewordenen Nation eine Gesellschaft Gelehrte, die sich einzig damit beschäftigten, durch Erfindungen, Erfahrungen und Untersuchungen aller Art jeden Theil der menschlichen Erkenntnisse zu vervollkommnen; und zweytens einen allgemeinen Verein der Gelehrten des ganzen Erdkreises in Eine allgemeine Republik der Wissenschaften, die einzige, pflegte er zu sagen, deren Entwurf und Nutzen nicht ein täuschendes Hirngespinnst sey. In diesem Stücke, das hier unter dem Titel: Fragment über die Atlantide, oder: die verbundenen Bemühungen der Menschengattung zum Besten des Fortschrittes der Wissenschaften erscheint, entwickelte er den ersten Theil dieses grossen Entwurfs.

Der betraurenswürdigste Tod hinderte ihn, den zweyten auch zu entwerfen: dieser allein unterbrach den Lauf so menschenfreundlicher Betrachtungen, die bewundernswürdig durch das sind, was sie von Grösse in ihrem Ganzen, von Ordnung in ihrer Eintheilung, von Richtigkeit und Klarheit in Behandlung ihrer verschiedenen Theile darbieten, besonders aber durch jene Empfindung liebendes Wohlwollens gegen die Nebenmenschen, deren Vervollkommnung und Glück Condorcets Gedanken noch in den letzten Augenblicken beschäftigten, die ihre blinde Wuth und Wildheit ihm noch übrig ließ.

Wäre es auch wahr, daß diese edeln Gedanken Hirngespinnste seyn könnten, so würde man sie doch wenigstens für Träume des Genies und der Güte halten müssen: allein dafür sie auszugeben, wird man erst dann ein Recht haben, wenn es unter allen Bedingungen und Umständen, die der Verfasser in ihrer Verwirklichung voraussetzt und verlangt, versucht worden seyn, und der Erfolg dem Versuche nicht entsprochen haben wird.

Condorcet hatte vorher schon daran gearbeitet, zu bewirken, daß ein Theil seiner Vorstellungen über die Nothwendigkeit und die zweckmäßigsten Mittel, Unterricht in der ganzen Masse eines grossen Volkes zu verbreiten, angenommen werden möchte; er hatte sie zuerst in fünf Memoiren, die allmählich während der Sizung der konstituirenden Versammlung erschienen, in einer unter dem Titel: Bibliothek des Staatmannes herauskommenden Sammlung kleiner Schriften entwickelt Als er nachher Mitglied der Legislatur ward, drängte er sie in einem, im Namen des Ausschusses des öffentlichen Unterrichts gehaltenen Vortrage zusammen, und verfaßte die Mittel zu ihrer Ausführung in einem Dekret-Entwurfe. Der Leicht-

sinn, die Unwissenheit, der Partheygeist, die geheimen Eifersuchten, alle Leidenschaften, die in dieser Versammlung gohren, und der schreckliche gewaltsame Ausbruch, zu dem es nachher kam, waren Ursache, daß dieser Organisationsplan nicht allein nicht weiter verfolgt ward, sondern daß man ihm sogar nicht einmal Aufmerksamkeit schenkte. Diese Denkschrift nimmt mit den ihr vorhergegangenen fünf Memoiren den neunten Theil dieser Ausgabe ein. Wenn man sie mit Nachdencken und Aufmersamkeit liest, so ist man genöthigt anzuerkennen: erstlich: daß, wenn ein so weiter, aber zu gleicher Zeit so einfacher, und damals so leicht zu bewerkstelligender Plan nicht ausgeführt worden ist, dies nur deswegen geschehen, weil man es nicht gewollt hat; und zweytens: daß, wenn er irgend einmal von einer Nation angenommen werden sollte, diese Nation die erste der Welt werden, und die andern Völker durch ihr Beispiel zwingen wird, sich ebenfalls wie sie, aufzuklären und besser zu werden.

Der zehnte Theil begreift sehr verschiedene Stücke in sich:

1) Zwey Briefe an den Abbé Sabbatier de Castres von einem Theologen, seinem Freunde; die damals erschienen, als dieser Finsterling sein Wörterbuch der drey Jahrhunderte unsrer Litteratur herausgegeben hatte. Sie machten ihn damals auf ein ganzes Jahrhundert lang lächerlich. Die Feinde der Philosophie, welche jetzt aus diesem Wörterbuche die Schmähreden hernehmen, in die sie gegen diese sich ergiessen, sind vielleicht noch ein wenig lächerlicher, als jener Verfasser, aber sie haben keinen Spaßvogel von Theologen zum Freunde, der die christliche Liebe besässe, sie davon zu benachrichtigen.

2) Die Rede bey der Aufnahme Condorcets in die französische Akademie, und zwey andere, die er in ihr hielt; die eine bey der Aufnahme eines Gelehrten, der zu einem noch bejammernswürdigern Tode, als Condorcet, bestimmt war (Bailly) und die andere bey der Aufnahme Choiseul-Gouffiers; ferner, eine Rede bey Eröffnung einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften, der der Prinz Heinrich unter dem Namen eines Grafen von Oels beywohnte, und endlich eine, die Condorcet vor der Nationalversammlung im Namen der Akademie der Wissenschaften hielt.

3) Acht Briefe von Condorcet an den König von Preussen, nach d'Alemberts Tode geschrieben. Man erfährt unter andern bey dieser Gelegenheit, daß die, von diesem Monarchen an den französischen Philosophen gerichteten Briefe, nachdem sie durch verschiedene Hände gegangen, endlich nach Herrn Watelets Tode, in die des ersten Präsidenten der Rechnungskammer, Hrn. v. Nicolai gefallen waren, der, ob er gleich bestimmt versprochen hatte,

sie aufzubewahren, nachher sich eines andern bedachte, und sichs erlaubte, sie zu unterdrücken, das heißt, diese ganze kostbare Korrespondenz vor sich verbrennen zu lassen. Aber man weiß auch, wie, trotz des Eifers des Hrn. ersten Präsidenten, sie nicht verloren gegangen ist, und daß die Briefe des Philosophen an den König, so wie die des Königs an den Philosophen, in den 1790 bekannt gemachten Werken Friedrichs II gedrukt worden sind.

4) Eine philosophisch-politische Abhandlung über die Frage: ob es den Menschen nützlich sey, daß man sie täusche? die von der Berliner Akademie 1799 als Preisaufgabe aufgestellt worden war. Condorcet löste durch diese Abhandlung das Problem auf. Man stellt sich wohl vor, daß er fur die Negative gestimmt habe; er bewies seine Entscheidung ohne Zweifel zu bündig, als daß diese königliche Akademie, obgleich unter einem Könige, der Philosoph war, bestehend, sie zu krönen hätte wagen können. Sie erscheint hier zum erstenmal, und ohne einige Veränderung. Das beste Mittel, die Richtigkeit der Meinung und die Gründlichkeit des Raisonnements Condorcets zu beweisen, würde seyn, wenn man es einmal zu einer Preisaufgabe machte, auf die Abhandlung desselben zu antworten.

5) Eine wichtige Sammlung von Schriften über den Zustand der Protestanten in Frankreich. Diese Stücke erschienen ohne Namen des Verfassers am Ende von 1778, nachdem in der Sache der Protestanten das Pariser Parlement den Ausspruch gethan, daß über den von einem seiner Mitglieder geschehenen Vorschlag: sich mit den Mitteln zu beschäftigen, den Protestanten in Frankreich einen bürgerlichen Zustand zu sichern, sich nicht berathschlagen liesse. Diese Flugblätter hatten sich so selten gemacht, daß es die Herausgeber viel Mühe gekostet hat, sich ein Exemplar davon zu verschaffen. Es fand sich keines mehr in allen unsern öffentlichen Bibliotheken. Die Herausgeber stellen in einem Vorbericht sehr wahrscheinliche Gründe auf, durch die sie sich bewogen fühlen, sie Condorcet zuzuschreiben, und sie in die Sammlung seiner Werke mit einzurücken. In dem Zustande, worin jetzt die Sachen in dieser Rücksicht in Frankreich sich befinden, haben die Protestanten freylich der Unterstützung eines so beredten Vertheidigers nicht weiter vonnöthen; wer aber kann sagen, bis auf welchen Punkt diese Vertheidigung (deren Verdienst Condorcet sich nie hat vindiciren wollen) auf ihren jetzigen bessern Zustand Einfluß gehabt haben mag? Kann man wohl, ohne die Früchte einer muthigen Philosophie zu segnen, den Raum messen, den die öffentliche Meinung über diese Materie von dem Augenblicke an, wo der Verfasser dieser Stücke nicht sorgfältig genug sich mit dem Mantel der Anonymität bedecken konnte, bis zu demjeni-

gen durchlaufen ist, in dem der Vorsteher des protestantischen Consistorii, in Einer Stadt mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche vereinigt, öffentlich in lateinischen Versen, Complimente an ihn richtet.

C. F. Cramer.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Augers Lobschrift des Boileau.

Gegen das Ende des vorigen Jahres hat, wie wir angezeigt haben, die Classe des National-Instituts, die sich mit der französischen Sprache und Litteratur beschäftigt, ihre öffentliche Sitzung gehalten, und eine Lobschrift des Boileau, die Hrn. Auger zum Verfasser hat, gekrönt. Diese Lobschrift wird den Lobschriften des Lafontaine, Moliere und Racine zur Seite gestellt, die die alte Académie françoise krönte. Zur Zeit, da Duclos Secretair war, fürchtete man sich fast, diese Lobschrift des Boileau aufzugeben, denn Duclos liebte die Poesie nicht, und glaubte, von guten Versen viel Aufhebens zu machen, wenn er von ihnen sagte, daß sie so schön wären, wie die Prosa; Marmontel, der in seiner Stelle zum Secretair der Akademie gewählt wurde, liebte den Boileau nicht. Die neuern Kritiker scheinen dagegen der Meinung zu seyn, daß außer Boileaus Schule kein Heil für die Dichtkunst zu erwarten sey; Hr. Auger sieht es als ein günstiges Zeichen an, daß man nach einer so zerstörenden Revolution den Schatten Boileaus wieder erwekt, und seinen Gesetzen huldigt, die ehemals den französischen Parnaß so blühend gemacht haben. Der Verfasser der Lobschrift geht alsdann die Werke des Boileau der Reihe nach durch, und findet in der chronologischen Anordnung den Charakter des Alters, in dem sie gedichtet sind. Er vertheidigt Boileau gegen verschiedene Anklagen, z. E. daß er kein Philosoph gewesen sey, und zu hart gegen Quinault gewesen wäre, und des Lafontaine nicht erwähnt habe, und besonders wegen des Vorwurfs der Satyre, die man ihm macht. Hr. Auger zeigt den Unterschied zwischen einem Satyriker und Libellisten, und indem er lezteren schildert, wollen einige Recensenten das treue Bild des Verfassers des Feuilleton des berüchtigten Journal des Débats erkannt haben. Allein alles dieses ist zu sehr Localinteresse, das gewisse Particularitäten hat, als daß wir es weiter berühren sollten, und wir bemerken nur, daß die Critiker diese Lobschrift für einen der schönsten prosaischen Aufsätze halten, die seit geraumer Zeit erschienen sind.

Die Nasenschneuzkunst.

So eben ist ein Gedicht unter dem Titel: **L'art de se moucher** (poeme en 3 chants; suivi de la description de

l'oeil, mise en vers par L. Grellier élève de l'école de médecine de Paris) herausgekommen.

Obgleich die Originalität des Titels, und einige glükliche und muntere Einfälle viel versprechen, so zeigt doch das Ganze weiter nichts, als daß dem jungen Verfasser das Versemachen nicht sehr schwer fällt. Es ist demohngeachtet ein kleines Verdienst, ein Gedicht über die Kunst, sich zu schneuzen, aufzusetzen, das mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, die der Autor ziemlich überwunden hat. Der erste Gesang handelt von der Nase, der zweyte vom Schnupftuche, und der lezte von dem Schnupftuche an der Nase. Schade, daß wir in den Gesängen nicht eine ähnliche Ideenfolge antreffen, wir wollen indessen hier einige kleine Auszüge liefern.

Aus dem ersten Gesang.

Vous savez qu'en naissant il fut toujours d'usage
D'avoir un nez quelconque au milieu du visage
On en voit de jolis, on en voit de vilains,
De gros, de retroussés, de camards, d'aquilins —
Au théâtre françois, un homme à long museau
Voyoit représenter un ouvrage nouveau;
A gauche, par hazard, il tourne la visière,
Alors un spectateur, qui se trouvoit derrière
En étant offusqué, lui dit, sans s'émouvoir:
„Otez donc votre nez, il m'empêche de voir"!
Oui, reprit l'offensé, voyez le beau dommage.
Puis fixant l'aggresseur au milieu du visage,
De critiquer mon nez, faquin, il te sied bien
Puisqu'il me faut chercher, pour rencontrer le tien."

Aus dem dritten Gesange,
nachdem er uns einige Lektionen über die Zeit und Art, wie man sich schneutzen soll, gegeben hat.

Amis, que de vos nez le bruit perturbateur
N'étouffe point ici la voix de l'orateur,
Attendez un moment; bientôt il se repose —
Il tire son mouchoir, faites la même chose.
Où suis-je, justes dieux! ah quel charivari
Quoi, l'un se mouche en ut, l'autre se mouche en si
Je ne puis supporter cette cacophonie.
Dans vos bruyans concerts mettez plus d'harmonie:
Le nez de l'orateur doit vous donner le ton
Quand vous l'aurez reçu, partez à l'unison.

In der Beschreibung des Auges hat der Verfasser ziemlich viel Kenntnisse mit Präcision verbunden. Von den sechs Muskeln, welche das Seh-Organ in Bewegung setzen, sagt er:

L'un arrête humblement les regards vers la terre,
Par l'autre, le buveur voit le fond de son verre,
Celui-ci sur les traits imprime le dédain

Et cet antre à son tour annonce un esprit vain
Si le coeur d'un mortel s'adoucit ou s'indigne,
Les deux trochléateurs en fournissent le signe.
Quand ces rubans charnus balancent d'action,
Les deux yeux ont toujours même direction;
Mais lorsque l'un des six a perdu sa puissance,
Soit au sein maternel, soit après la naissance
Par ce défaut d'accord, le regard enlaidi
Fixe tout à-la-fois le Nord et le Midi.

Am Ende der Brochüre giebt uns der Verfasser noch eine Nomenklatur vieler Krankheiten, die er auf die Weise der bekannten Menuet Exaudet in Verse gebracht hat.

Le phlegmon
Le charbon
La nécrose
L'anevrisme variqueux
Les gonflemens laiteux
L'entorse, l'ankilose
Les douleurs
Les vapeurs
La colique
La teigne, l'amaurosis
L'éléphantiasis
La plique
Le cancer, le sarcocèle
La lepre, l'erysipèle
Le spina-
bifida
L'apostème
Les fractures, les nodus
Les dartres, les fungus
L'oedème.

Und so noch viele andere, welches die heitere glückliche Gemüthsstimmung des jungen Verfassers leicht zu componiren im Stande seyn muß, aber unsere Leser werden hiemit genug haben.

Beschreibung der hydrostatischen Lampe des Herrn Girard.

(Mit 1 Kupfer.)

Die sinnreiche Erfindung der Hrn. Carcel und Carreau war bekannt, als wir uns an die Verfertigung unserer mechanischen Lampe machten. Sie erfüllte ihren Zwek vollkommen; man erhielt durch dieselbe ein sehr lebhaftes und stets gleich stark unterhaltenes Licht, und wir glaubten, daß es unmöglich sey, etwas besseres zu machen. Der hohe Preis, den diese Erfinder aber wegen der Sorgfalt, welche der Mechanismus erfodert, auf ihre Arbeit setzen mußten, erregte den Wunsch, dieselben Zwecke wohlfeiler erlangen zu können, und dieses haben wir zu thun versucht.

Man kann nicht zweifeln, daß das beständige Ablaufen des Oels, welches die Hrn. Carcel und Carreau bewirken, nicht ausgezeichnete Vortheile zur Erhaltung eines gleichmäßigen Lichts gewähre; wir glaubten indessen ohne sonderlichen Nachtheil diesem entsagen zu können, nachdem wir unsere Lampe 10 Stunden brennen sahen, ohne daß das Licht sehr abgenommen hatte. Wir haben uns demnach dahin beschränkt, das Oel, welches in einem untern Behälter ent-

halten ist, einen solchen Druk bewürken zu lassen, daß das Niveau des Oels im Tocht (bec) unverändert bleibe, ohne daß es darum überlaufe. Wir haben in dieser Hinsicht mehrere mehr oder minder einfache Mittel erdacht, die im Brevet d'invention detaillirt sind, und uns am Ende vorzüglich an dasjenige gehalten, welches die wenigsten Unbequemlichkeiten darbot. Das Mittel besteht nemlich darin, daß zwei Säulen Oel von gleicher Höhe im Gleichgewicht gehalten werden, deren eine in dem Tocht, die andre in dem Fuße der Lampe sich befindet; diese beiden Säulen würken wechselseitig durch die Luft aufeinander, die die hinabsteigende Säule im Innern der Geräthschaft zusammendrukt. Zwei Erfordernisse stellen sich aber bei der Ausführung dar, die zu erfüllen sind; das eine besteht darin, daß man von der hinabsteigenden Säule einen beständig gleichen Druck erhalte, wie hoch auch die Flüssigkeit im Gefässe steigen mag, die ihn unterhält, das andere, daß man, wenn man auch diesen gleichmässigen Druck erhalten hat, ihn auf das im obern Gefässe enthaltene Oel dergestalt anzuwenden vermöge, daß er, wie hoch auch die Flussigkeit in diesem Gefässe sey, stets eine gleichmässige Höhe im Tocht erhalte. Das folgende wird dieses deutlicher machen.

Die erste Figur stellt die Einrichtung, wodurch wir unsern Zweck erhalten, blos auf die wesentlichen Theile reduzirt dar, um die Theorie entwickeln zu können. Man sieht 3 Behälter A. B. C. der mittlere B enthält das Oel, welches durch die Röhre d, e hinabsteigt, und die Luft in dem untern Behälter e zusammendrükt; diese zusammen gedrükte Luft drängt sich durch die Röhre g h i l m, und drückt das Oel, welches in dem Gefässe A enthalten ist, in den Tocht o o hinein; die äussere Luft kann nur durch die Röhre r, p des Gefässes B sich drängen, dessen Oefnung ganz nahe an dem Boden des Gefässes sich befindet; dadurch wird die Flüssigkeit, die in dem Gefässe über der Oefnung enthalten ist, durch den Druck der Luft unterhalten, und würkt nicht auf die Säule d e. Der Druck, den die Säule auf die im Gefäße C enthaltene Luft ausübt, ist demnach ganz unabhängig von der Höhe der Flüssigkeit im Gefässe B. Um sie nun auch unabhängig von der Höhe der Flüssigkeit in dem Gefässe C zu machen, so endigt sich die Säule unterwärts in einer kleinen Schale f, welche am Ende der Röhre d e befestigt ist ganz nahe dem obern Theile des Gefässes C; die Flüssigkeit ist nun in dieses Gefäß über den Rand dieser kleinen Schale hinabzufließen genöthigt.

Man sieht, daß nach dieser Einrichtung der Druck, den das Oel auf die in dem Gefäße C enthaltene Luft ausübt, stets im Verhältnis der perpendikulären Höhe der untern Oefnung p der Röhre r p über den Rand des Schälchens f ist.

Betrachtet man nun die Art, wie die Luft in dem

obern Behälter gelangt, so sieht man, daß wir die Röhre g h i l m gekrümmt haben, um die Oefnung m ganz nahe dem Boden des Gefässes A anzubringen; durch dieses Mittel ist das Hinderniß, welches die Luft zu übersteigen hat, um ins Gefäß A zu gelangen, stets im Verhältniß des Oels in der Röhre o o über die horizontale Fläche der Oefnung m, wie hoch auch die Flüssigkeit in dem Gefässe A seyn mag.

Die Höhe des Oels im Tocht, der am Punkt o angebracht ist, wird, so lange Oel in dem Gefäße A über der Oefnung m und im Gefässe B über der Oefnung p enthalten ist, constant seyn, so wie auch nach Verhältniß der Quantität Luft, die in dem Gefäße C über dem Rande des kleinen Trichters f sich befindet.

Nun blieb uns noch übrig, dieses Geräthe in einen bequem geformten Kasten einzuschliessen; auch mußte noch dafür gesorgt werden, daß man ohne Schwierigkeit die beiden Behälter A und B füllen könne. Die zweite Figur stellt die Einrichtung dar, wie alles in einer Vase enthalten ist, die auf einem Fuße ruhet. Die einzelnen Theile derselben sind mit denselben Buchstaben bezeichnet; die beiden Behälter A und B sind nur durch die Wand v t von einander getrennt.

Die Röhre r p geht durch den Behälter A und bewirkt eine Verbindung zwischen der äussern Luft und dem Behälter B.

Die Röhre d e erleidet keine Veränderung; die Röhre g h i l m beugt sich, um sich nach der Gestalt der Vase zu bequemen.

Man sieht in dieser Figur auch noch die Röhre a v, die zum Eingiessen des Oels in die Behälter A und B bestimmt ist; es gelangt durch die untere Oefnung v zum Behälter B, zu dem Gefässe A aber durch eine Seitenöfnung x, die in dieser Hinsicht an derselben Röhre angebracht ist; derselbe Stöpsel u unterbricht alle Gemeinschaft.

Füllt man aber beide Gefässe A und B so lange mit Oel, als sich kein Widerstand in der Röhre r p entgegengestellt, so wird sich der untere Behälter zugleich mit den andern füllen, und die Luft durch die Röhre g h i l m davon gehen, indem sie in diesem Falle jedoch in der Oefnung m einen Widerstand findet, der der Höhe der Flüssigkeit in dem Gefässe A proportional wäre. Es mußte demnach während dieser Operation alle Gemeinschaft zwischen dem Gefässe A und B unterbrochen werden. Fig. 3 stellt das Mittel vor, das wir in dieser Absicht angewendet haben.

Man bemerkt in demselben einen Stöpsel (obturateur) a a, der gegen die untere Oefnung der Röhre d e durch eine Springfeder von Drath (à bondir) der in dem zu dem Ende verlängerten Behälter f enthalten ist, gedrükt wird. Dieser Stöpsel (obturateur) a a, der alle Gemeinschaft, wäh-

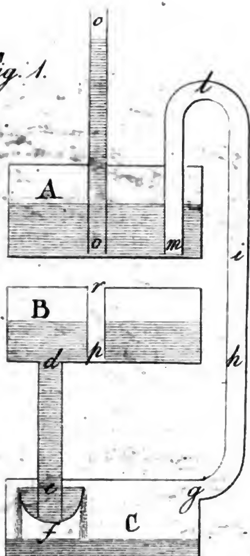


Fig. 1.

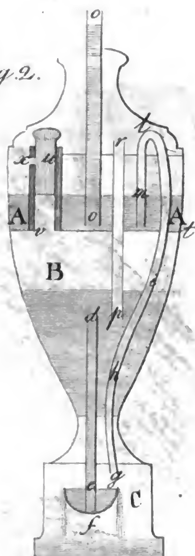


Fig. 2.

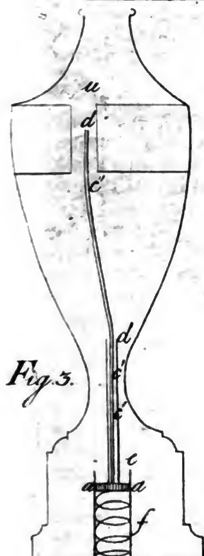


Fig. 3.

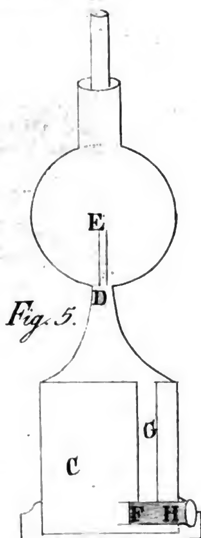


Fig. 5.



Fig. 4.



rend man Oel hineingießt, verhindert, läßt sich hinab und öfnet sich, sobald man mit dem Stöpsel u den Stock c c o dessen Ende d durch den Stöpsel gedrukt wird, hinabstößt. Eine andere Unbequemlichkeit, die sich darbieten könnte, ist die, daß das Oel, welches in dem Tocht enthalten ist, plözlich, sobald man die Oefnung aufmacht, in den Behälter A fiele, und das Oel, welches in demselben enthalten war, in die Röhre m l bis über die Krümmung l des Hebers fallen ließe. Dieses veranlaßt alsdann das Auslaufen aller Flüssigkeit des Gefässes A in das Gefäß C. Gäbe man der Röhre l h alsdann nicht die Zeit, sich ganz zu leeren, so würde das Gewicht des Oels in der Röhre sich dem Aufsteigen der Luft widersetzen. Um diesen Zufall zu verhindern, endigen wir die Röhre l m durch einen kleinen Rezipienten m Fig 4.

Dieser Rezipient ist von einer grössern Kapazität als der Tocht; alles Oel, was dieser enthält, wird demnach, ehe die Flüssigkeit in der Röhre m l sich erhebt, in denselben aufgenommen werden.

Ein andrer Zufall, dem diese Einrichtung unterworfen war, war das Ueberlaufen des Oels durch den Tocht o, welches durch die mindeste Unachtsamkeit der Person, welche von der Lampe Gebrauch machte, hätte entstehen können. In der That hatte die Einrichtung, wie sie hier vorgestellt ist, kein anderes receptaculum, als die Röhre r p. Wäre diese einmal mit Oel gefüllt, so würde der Druck der Säule d e dadurch sehr vermehrt seyn, das Oel würde durch den Tocht gehen, und daselbst stets soviel hinausfliessen, als durch die Röhre r p hineinkommt; auf diese Weise würde dieses Fliessen so lange währen, als Oel im Gefässe A enthalten ist.

Dieses wird nicht geschehen, wenn das wenige Oel, welches durch den Tocht geht, einen andern Ausweg als die Röhre r p zum Abfluß findet und einen andern Recipienten als das Gefäß B hat. Wir haben zu diesem Gebrauche die Stange E D bestimmt, die durch die ganze Vase geht, Fig. 5.

Dieselbe Figur zeigt die Art an, wie die beiden Behälter C und D sich leeren. Eine einzige Röhre F ist in dieser Hinsicht hinlänglich und steht mit dem Behälter C in unmittelbarer Gemeinschaft, und durch eine hinzukommende Seitenröhre G mit dem Behälter D. Ein einziger Stöpsel H schließt die beiden Behälter und unterbricht ihre Gemeinschaft.

Dieser Stöpsel ist durch einen doppelten Kasten verborgen, in welchem der Fuß G C sich befindet. Dieser Kasten verhindert alle Zufälle, die entstehen würden, wenn einige Tropfen Oel durch die Röhre F durchsiggerten.

Theatergeschichte des Monats Februar.

Am 4. Febr. gab das Théâtre françois le Tartuffe von Moliere.

Mdlle Amalric Contat, Tochter der berühmten Schauspielerin dieses Namens, debutirte in der Rolle der Dorine. Die Begierde des Publikums eine junge Künstlerin zu sehen, die von einer vortreflichen Lehrerin, von ihrer Mutter, gebildet zum erstenmal auf der Bühne erschien, war um so grösser, weil die Debütante als Tochter und als Zögling einer Schauspielerin, die das Publikum unter seine Lieblinge zählt, ein doppeltes grosses Interesse erregte. Sobald sie in Begleitung ihrer Mutter erschien, (Mad. Contat spielte Elmire) wurde sie mit fast allgemeinem Beifallklatschen empfangen. Diese schmeichelhafte Begrüssung, ein Beweis des günstigen Vorurtheils des Publikums für die Debütante, brachte eine tiefe Rührung bei der Mutter hervor; sie war unfähig, die ersten Worte ihrer Rolle zu sprechen, und Freudenthränen glänzten in ihren Augen. Man fürchtete, daß die junge Debütante von derselben Empfindung ergriffen werden, und Mühe haben würde, den Charakter ihrer Rolle wieder zu finden; aber sey es der leichte Sinn der Jugend (sie ist sechzehn Jahr alt) oder Wurkung der Kunst, die ihr hieß, ihrer Empfindung Meister zu werden, um den heitern Frohsinn, das Charakteristische ihrer Rolle, nicht zu trüben, sie schien diese ganze Szene nicht zu bemerken, und die Heiterkeit ihrer Züge blieb unverändert.

Da die Gestalt ein wichtiger Punkt bei der dramatischen Kunst ist, und die äussern Eigenschaften eines Schauspielers oder einer Schauspielerin bei der Schätzung ihres Werths von dem Publikum mit in Rechnung gebracht werden, so hat man die Gestalt der Debütante [also auch vor den Richterstuhl gezogen, und über sie ein Urtheil gefällt. Dieses Urtheil ist ihr ziemlich günstig; es erkennt ihr zu: einen schönen Wuchs, leichten Gang, edle Haltung, und in ihrer Geberdensprache eine Grazie, die ein Erbstück von der Mutter zu seyn scheint. Ihr Gesicht ist nicht ausgezeichnet schön, paßt aber vortreflich zu einer Soubretternolle. Ihre Augen sind lebhaft, muthwillig und geistvoll, und alle Züge ihres Gesichts äusserst beweglich. Ihre Stimme ist rein und helltönend, und ihre Deklamation richtig und weit abwechselnder, als es gewöhnlich bei den Debütanten der Fall ist. So lautet im Allgemeinen das Urtheil, das die Mehrheit des Publikums über Mdlle Amalric Contat fällt. Die Rolle, in der sie debütirte, ist unter den Soubrettenrollen keine der leichtern, aber die junge Künstlerin hat sie vortreflich gespielt. In dem ersten Akte, wo sie Orantes Charakter schildert, und in der Tirade, in der sie Orgons blinde Freundschaft für Tartüffe mahlt, wurde sie vorzüglich beklatscht. Man fand

selbst, daß sie einige Verse durch ihr lebhaftes Geberdenspiel, und durch den Ausdruck ihrer Stimme mehr hob, als es ihren Vorgängerinnen in dieser Rolle gelungen war. Kurz das Publikum war ausserordentlich zufrieden, und verspricht sich von einem Talente, das sich so schön entwickelt, einen reichen Genuß, und in der Folge, wenn Mad. Contat die Bühne verlassen sollte, für diesen Verlust einigen Ersatz.

Am 10. Febr. wurde von dem Théâtre françois Nanina ou la Prévention vaincue von Voltaire gegeben.

Nanina ist eine dramatisirte Pamela; dasselbe Gemälde, aber in verjüngtem Maaßstabe, dieselbe Intrigue, dieselbe Entwiklung. Das Stük machte bei seiner ersten Erscheinung kein grosses Glük, und man erinnert sich noch jezt des Kompliments, das Piron dem Verfasser machte, wie ihn dieser um seine Meinung fragte: „Je crois, que Vous voudriez bien, que je l'eusse faite." Nanina wurde zwar nicht ausgepfiffen, erhielt aber doch nur einen mittelmäßigen Beifall, und Piron sagte bei dieser Gelegenheit: „On ne siffle point, quand on baille." Man kann indessen dem Stücke nicht alles Interesse absprechen; Nanina ist ein so liebenswürdiger Charakter, daß man ihm gewogen werden muß. Mdlle Bourgoing, eine junge Schauspielerin, für welche diese Rolle geschaffen zu seyn scheint, spielte sie mit ausserordentlichem Beifall.

Am 11. Febr. erschien auf dem Théâtre de l'opéra comique zum erstenmal Fernand ou les Maures, eine Oper in 3 Akten.

Das Stuck gehört in Rücksicht des Plans und des Styls zum Geschlechte der Melodramen. Vermöge dieses Charakters würde es auf den Bühnen der Boulevards vielleicht sein Glück gemacht haben, wenigstens von den Kunden dieser Theater günstiger als von den Freunden der Opera comique aufgenommen worden seyn. Das Publikum hat von seinem Rechte, sein Urtheil auszusprechen, auch bey diesem Stücke Gebrauch gemacht. Die furchterlichen Sifflets, der Schrecken manches Dichters, haben es zwar nicht zu Tode gepfiffen, ihm aber doch einige tödtliche Streiche versezt.

Don Gusman, der Asturien gegen die Anfälle der Mauren vertheidigt, welche ein Renegat Pizarro kommandirt, hat auf einem seiner Züge ein in der Wiege verlassenes Kind gefunden, mitgenommen, und in seiner Familie erzogen. Fernand, so heißt dieser Findling, ist unterdessen zum Manne herangereift, hat sich durch seine Thaten gegen die Mauren ausgezeichnet, und die Liebe Elvirens, der Tochter seines Wohlthäters, gewonnen. Elvire war von ihrem Vater einem Spanier, Ramire, versprochen, aber dieser ist plözlich verschwunden; Gusman glaubt sich also von seinem Worte entbunden, und willigt

in die Verbindung der Liebenden ein. Fernand ist der Erfüllung seiner Wünsche nahe, als unerwartet das Dunkel, das über seiner Herkunft schwebte, sich aufhellt; er ist Pizarro's Sohn. Die kindliche Pflicht ruft ihn in die Arme seines Vaters; er verläßt Gusman, Elvire, und alles, was ihm lieb und theuer war, und kommt in dem Lager seines Vaters in demselben Augenblicke an, als Ramire, Gefangener der Mauren, zum Tode geführt werden soll. Seine Bitten retten seinen Nebenbuler, und seine dringenden Vorstellungen bewegen seinen Vater zum Rücktritt zur spanischen Parthey. Ramire entsagt seiner Braut aus Dankbarkeit gegen seinen Retter, den Gusman bald darauf mit der Hand seiner Tochter belohnt.

Dieses ist ungefähr der Plan einer Dichtung, der man ausser mehreren Vorwürfen auch den gemacht hat, daß sie für die Bühne der Opera comique zu ernst sey; indessen dieser ernste Charakter ist kein Vorwurf, denn mehrere Stücke von demselben Charakter haben im Repertorium dieses Theaters eine ehrenvolle Existenz. Die eigentliche Ursach seines Falls ist die inkorrekte, nachläßige, triviale Sprache, welche der Verfasser seine Helden reden läßt, und vorzüglich eine elende Musik, in der man viele schlechte Kopie und keinen einzigen originellen Gedanken entdeckt.

Am 12ten Februar wurde auf dem Théâtre de la Gaité zum erstenmal Elmonde ou la fille de l'hospice gegeben.

Vor einiger Zeit erschien unter diesem Titel ein Roman, der aber eben zu keiner Celebrität gelangt ist. Ein Melodramen-Dichter hat in ihm eine theatralische Situation entdeckt, und sie für jenes Stück benutzt. Elmonde erregt indessen auch in dieser neuen Gestalt, und mit Ballets und Musik ausgerüstet, nur ein sehr kaltes Interesse. — Das Süjet des Stücks ist in wenig Worten folgendes: Der Graf Rigobo, aufgebracht, daß seine Schwester Julie sich wider seinen Willen verheirathete, hat durch ein höllisches Gewebe von Intriguen ihren Gatten in einen Kerker gestürzt, in dem der Unglückliche eine Reihe von Jahren schmachtet. Julie stirbt unterdessen, und hinterläßt eine Tochter Elmonde, die in einem Kloster erzogen wird. Rigobo entdeckt ihren Aufenthalt, und entwirft den Plan sie zu entführen, um sie mit seinem Sohne zu verheirathen, und sich auf diese Art die grossen Güter seiner Nichte zuzueignen. Aber Elmondens Vater, der eben die Freyheit erhalten hat, vereitelt durch seine Erscheinung die Ausführung des Plans; der Graf sieht sich entlarvt und endigt bald darauf sein Leben durch Selbstmord.

Am 13ten Februar gab das Théâtre françois Henri huit, eine Tragoedie von Chenier.

Der Dichter hat seinen Stoff von der Geschichte geborgt. Sein Held ist Heinrich der achte, König von England, je-

ner Wütrich, der nach dem Abschiede, den er seiner ersten Gemahlin, Katharine von Arragon gab, Anna Boley auf den Thron hob, und sie bald nachher auf das Blutgerüst schleppen ließ. Diese tragische Episode in der Geschichte Heinrichs hat der Dichter mit einigen dramatischen Licenzen der Bühne angepaßt. Heinrich erscheint in diesem Stücke ganz in der häßlichen Gestalt, welche ihm die Geschichte giebt; Anna Boley und Crammer sind verschönert. Crammer war einer der gefährlichsten Rathgeber Heinrichs, und die Geschichte zeichnet ihn als den Beförderer der blutigen Entschlüsse seines Königs; Chenier hat aber diesen Charakter gänzlich umgestaltet, und aus Crammer den Freund der Tugend und den Beschützer der verfolgten Unschuld gemacht. Jenny Seymour ist ebenfalls verschönert; nur die untergeordneten Charaktern sind wahr und treu nach den Originalen kopirt, welche uns die Geschichte von ihnen aufbehalten hat.

Diese Tragödie stellt einige rührende, selbst tief erschütternde, Gemälde auf, aber der Aktion fehlt jener Wechsel der Hoffnung und Furcht, welcher den Zuschauer bald hebt, bald niederschlägt, und dadurch das grosse dramatische Interesse erzeugt. Der Zuschauer, auch der mit der Geschichte unbekannte, weiß sogleich, daß das Henkerbeil die Tage der Königin enden soll, und der Dichter raubt ihm durch diese Gewißheit jede Hoffnung, das Ungewitter, das der leidenden Unschuld drohet, sich zertheilen zu sehen. Der Charakter Heinrichs ist vielleicht zu häßlich, und empört; der Vorwurf, den man dem Dichter macht, daß er diese Hauptfigur seines Gemäldes zu sehr überladen hat, ist nicht ganz ungegründet. — Heinrich der Achte erschien zum erstenmal auf der franz. Bühne zu einer Zeit, wo König und Tyrann in Frankreich gleichbedeutende Ausdrücke waren; kein Wunder, daß damals ein Theaterstück, welches das Bild eines Königs aufstellt, der seine Macht mißbraucht, um die Unschuld bluten zu lassen, ein sehr grosses Interesse erweckte. Das jetzige Publikum hat diese erste Reprise einer Tragödie, die beynahe vergessen war, nicht verächtlich, aber doch mit vieler Kälte aufgenommen. Die verschiedenen Rollen wurden übrigens sehr gut gespielt; vorzüglichen Beifall erhielt Mad. Talma, für deren gefühlvolles Spiel die Rolle der Anna Boley ganz geschaffen zu seyn scheint.

Am 14ten Februar erschien auf dem Théâtre du Vaudeville, ein neues Stück les femmes colères betitelt.

Man wird sich erinnern, daß in kurzer Zeit auf vier verschiedenen Theatern vier neue Stücke erschienen, deren Süjet entweder ein mari colère, oder eine femme colère war. Die Verfasser der femmes colères haben denselben Gegenstand, aber in Vaudevillen-Manier, bearbeitet. Harlequin, Colombine, drei oder vier Frauen, die sich zanken, und ihre Männer, die den Frieden wieder herstellen, sind die Perso-

nen des Stücks, das sich mit Colombinens und Harlequins Verheyrathung schließt. — Die Posse erhielt einigen Beyfall.

Am 15ten Februar gab das Théâtre de l'Impératrice ein neues Stück, l'intrigant et sa dupe, eine Komödie in fünf Akten von Picard.

Das Stück wurde unter dem Titel Bertrand et Raton angekündigt, aber der Verfasser hat diesen Titel, der ihm vielleicht nicht imponirend genug schien, zurückgenommen, und ihn mit dem obengenannten vertauscht.

Ein gewisser Courval faßt, um sich den Verfolgungen seiner Gläubiger zu entziehen, den Entschluß, zu reisen; er findet einen jungen Mann, der, Neuling in der Welt, sich seiner Leitung anvertraut, ihn begleitet, und die Reisekosten übernimmt. Sie kommen in Straßburg an, und machen daselbst die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, die Laura heißt, und die Nichte einer reichen und leichtgläubigen Mad. de Gerville ist. Courval wünscht die reiche Erbin zu erobern und bedient sich dazu des Geldes seines jungen Freundes St. Leger, der von Courval hintergangen die Absicht desselben nicht erräth. Aber der Plan wird entdeckt; ein Bedienter Courvals ist der Verräther des Anschlags. St. Leger sieht ein, daß er betrogen, und sein Geld die Beute eines Windbeutels geworden ist. — Das Stück ist zwar nicht gefallen, hat aber wenig Beyfall erhalten. Man tadelt den langsamen Gang der Handlung, und die unnöthige Ausdehnung einer Intrigue, die durch fünf Akte hindurch geschleppt ist. Im Dialog vermißt man Lebhaftigkeit, und in vielen Situationen die vis comica, welche die andern Werke des Dichters so sehr zu ihrem Vortheile auszeichnet. Das Publikum hofft, daß Picard das Stück einer Reform unterwerfen, und wenigstens um die Hälfte einschmelzen wird; ob diese Hoffnung gegründet ist, muß eine zweyte Vorstellung zeigen.

Am 17ten Februar gab das Théâtre François zum erstenmal l'intérieur d'une famille, ou le tyran domestique, eine Komödie in 5 Akten von Duval.

Die Urtheile über das Stück sind getheilt, die meisten indessen günstig. Bei der ersten Vorstellung gefiel es ziemlich allgemein; dann und wann ließen sich zwar einige Sifflets hören, sie wurden aber durch ein grösseres Beyfallklatschen zum Schweigen gebracht. Eine kurze Analyse wird den Leser in den Stand setzen, über den Plan des Stücks urtheilen zu können.

Valmont, ein harter, unbiegsamer Vater, quält durch seine herrischen Launen ein gutes sanftes Weib. Eine Tochter, Eugenie, und ein Sohn, Horace, empfinden ebenfalls sehr oft die Ausbrüche seines heftigen Charakters. Seit einer Reihe von Jahren hatte die Familie unter dem Drucke des eigensinnigen Vaters geseufzt, als Derbin, Mad. Valmonts Bruder, der sich lange in fremden Ländern umher-

trieb, unter einem erborgten Namen in der Mitte der leidenden Familie erscheint, Augenzeuge der Härte ist, mit der Valmont seine Gattin und Kinder behandelt, und den Entschluß faßt, seine Schwester dieser Tyranney zu entreissen. Er wird von Valmont, der ihn vorher nie sah, und seinen Schwager nicht in ihm vermuthet, gütig aufgenommen, und gewinnt bald die Liebe der Familie. Mad. Valmont erkennt ihn ebenfalls nicht, weil sie noch Kind war, als er das väterliche Haus verließ, freuet sich aber, wie er sich ihr endlich entdeckt, in ihm ihren Retter gefunden zu haben. Er verspricht ihr seinen Beystand, und giebt ihr den Rath, sich bei der ersten Gelegenheit muthig gegen Valmonts Härte zu vertheidigen. Diese Gelegenheit zeigt sich bald. Eugenie hat wider Wissen ihres Vaters ihre Hand einem Kolonel versprochen, und ihr Bruder, der zum Rechtsgelehrten bestimmt war, erklärt, daß er Soldat werden will. Diese Erklärung und Eugeniens Geständniß ihrer Verbindung erregen in der Familie einen heftigen Sturm. Eugenie muß versprechen, mit dem Kolonel zu brechen, und wird so wie ihr Bruder von dem erzürnten Vater eingesperrt. Mad. Valmont, die während dieses Sturms von ihrem Gatten nicht sehr gütig behandelt worden war, bittet für die Verhafteten, aber vergebens. Derbin, bisher unthätiger Zuschauer dieser häuslichen Szenen, glaubt jetzt für die Rettung seiner Schwester und ihrer Kinder einen entscheidenden Streich thun zu müssen. Er verbirgt Mad. Valmont in sein Zimmer, in dem sich schon die beiden Verhafteten, die ihrem Gefängniß entschlüpft sind, befinden. Auf seinen Rath schreibt sie ihrem Gatten einen Brief, in welchem sie erklärt, daß sie das einzige Mittel, sich einer unerträglichen Tyranney zu entziehen, die Flucht, ergriffen, und mit ihren Kindern einen Zufluchtsort gefunden habe, der sie vor seinen Verfolgungen schützen werde. Valmont erhält den Brief, und liest mit Entsetzen den traurigen Inhalt. Erst ist er betäubt, dann untersucht er sein bisheriges Betragen gegen seine Gattin, findet sich schuldig, und geräth endlich in Verzweiflung. Derbin, der Zeuge der Vorwürfe ist, mit denen der Unglückliche sich foltert, läßt ihn eine Zeitlang die Qualen der Reue empfinden; endlich nachdem er sich von der Aufrichtigkeit dieser Reue überzeugt hat, führt er ihm seine Gattin und Kinder wieder zu. Valmont sieht jetzt seine Fehler ein, widersetzt sich Eugeniens Wünschen nicht länger, erlaubt ihrem Bruder, seiner Neigung zu folgen, und verspricht seiner Gattin, sie mit Sanftmuth zu behandeln.

Die Schauspieler boten alle ihre Talente auf, die Zuschauer zu befriedigen, und ihre Bemühungen blieben nicht unbelohnt. Besonders wurde Fleury applaudirt, der den tyran domestique mit einer Wahrheit spielte, die auch dem strengsten Richter nichts zu wünschen übrig ließ. Auch Mlle.

Mars, eine der verdienstvollsten Künstlerinnen des Théâtre françois und vom Publikum ausserordentlich geliebt, erhielt einen ausgezeichneten Beyfall. Sie spielte Eugenie, einen Charakter, in dem naive Unschuld und kindliche Furcht die herrschenden Züge sind. Einen Vers, in dem sie dem aufgebrachten Vater mit der liebenswürdigsten Einfalt sagt: J'épouserai tous ceux que vous voudrez, mon père, wurde das Publikum beynahe nicht müde zu beklatschen.

Am 22sten Februar erschien auf dem Théâtre de l'Impératrice ein neues Stück: Un tour de soubrette, von Gersain.

Unter den wenigen neuen Stücken, welche während des Karnavals gegeben worden sind, wird diesem der Preiß zuerkannt.

Dom Gaspard, ein reicher spanischer Banquier, erhält von dem Alkalde seines Orts die Nachricht, daß ein junger Herr unter einer Bedientenmaske sich in sein Haus geschlichen hat, um seine Tochter zu verführen. Er läßt sogleich seine ganze Dienerschaft erscheinen, findet aber unter ihr keine einzige verdächtige Person. Indessen verachtet er die Warnung des Alkalde nicht, sondern zieht die Kammer-Jungfer seiner Frau mit in sein Interesse, die ihm auch ihren Beystand verspricht, und wirklich so glücklich ist, den maskirten Liebhaber, der sich unter der Verkleidung eines Gärtnerburschen in Dom Gaspards Hause befindet, zu entdecken. Ferdinand, so heißt Elvirens Geliebter, Sohn des Grafen Lerimos, leitet die ihm drohende Gefahr durch eine volle Geldbörse ab, die er der Soubrette in die Hand drückt. Aber ein zweyter Brief des Alkalde erscheint, und in diesem Briefe ist Ferdinands Porträt eingeschlossen, das dem blinden Vater die Augen öffnen soll. Zum Unglück wartet der Ueberbringer auf Antwort, und Ferdinand ist verloren, wenn Dom Gaspard diesen Brief bekommt. Die Soubrette weiß auch hier ein Rettungsmittel; sie besitzt das Porträt eines Bedienten des Hauses, der Mendoza heißt, und seit einiger Zeit um ihre Liebe wirbt. Mendozas Porträt wird also mit Ferdinands verwechselt, und der Brief jetzt Dom Gaspard überreicht. Dieser mustert von Neuem seine Leute, und findet bald das Original des Porträts. Mendoza wird hervorgezogen und mit Höflichkeiten überhäuft. Dom Gaspard läßt ihm Kleider geben, die seinem Stande angemessen sind, und der metamorphosirte Bediente glaubt wirklich der Sohn des Grafen Lerimos zu seyn, um so mehr, weil er Fündling ist, und sich schon lange mit der Einbildung einer hohen Abkunft herumtrug. Dom Gaspard verändert indessen, sobald sich alle Zeugen entfernt haben, den Ton, macht dem vermeintlichen jungen Grafen die bittersten Vorwürfe, und bietet ihm endlich eine Duelparthie an, um die empfangene Beleidigung mit seinem Blute abzuwaschen. Mendoza betheuert seine Unschuld, und verspricht, Elviren

sogleich zu heyrathen. Dom Gaspard wird durch dieses Anerbieten besänftigt, und giebt ihm einen Brief an seinen vermeintlichen Vater, den Grafen Lerimos, um diesen ebenfalls um seine Einwilligung zu bitten. Mendoza ist auf den Inhalt dieses Briefs begierig, kann aber zum Unglück nicht lesen; er wendet sich also an Fabrizio, den maskirten Ferdinand, um von ihm den Inhalt zu erfahren. Ferdinand erfreuet, die schriftliche Einwilligung des Vaters seiner Elvire in Händen zu haben, eilt damit zu seinem Vater, und kommt bald mit der Einwilligung des Grafen zurück. Dom Gaspard, der in ihm seinen Gärtner Fabrizio erkennt, lacht über die Entwicklung der Intrigue, und wiederholt seine Einwilligung mündlich. Mendoza kriecht wieder in seine Livree, und erhält zur Entschädigung die Hand der listigen Soubrette.

Das Stück gefiel allgemein, und ist des Beyfalls würdig, der ihm fast einstimmig zugeklatscht wurde. In allen Szenen webet ein Geist der Heiterkeit, der die Handlung ausserordentlich belebt. Die Situationen sind originell und in einer Manier gezeichnet, die sich dem Bürlesken der Farce nähert, ohne das Niedrigkomische dieser Gattung nachzuahmen. Einige Inkonsequenzen, die in der Aktion der Intrigue zu deutlich hervorblicken, wird der Verfasser, wenn er den erhaltenen Winken folgen will, wahrscheinlich verbannt, oder in Uebereinstimmung gebracht haben, ehe das Stück zum zweytenmal erscheint. Wenn diese kleinen Flecken verwischt sind, wird das Publikum mit Vergnügen die wiederholten Vorstellungen eines Stücks sehen, das, ungeachtes es ein Karnavals-Stück ist, auch ohne dieses Zeitinteresse gefällt.

Am 23sten Februar erschien auf dem Théâtre du Vaudeville zum erstenmal: la laitière de Bercy, von Chaze, und Sewrin.

Seit einiger Zeit schien die Gunst des Publikums für dieses Theater zu erkalten; einige der letzten Vorstellungen dieses Monats, vorzüglich aber die Vorstellung des neuen Stücks, haben das sterbende Flämmchen wieder angefacht. Die laitière de Bercy ist zwar keine Fanchon la viellieuse, und wird also vielleicht nicht wie diese die Ehre einer hundertmaligen Vorstellung erhalten, aber nach dem Empfange zu iurtheilen, der ihr am Abend ihrer ersten Vorstellung ward, kann sie doch auf eine gute Reihe wiederholter Vorstellungen rechnen.

Constantin, ein junger Offizier, hat auf die Höflinge Ludwigs des vierzehnten einige beissende Epigrammen gemacht; die Bastille wird der Lohn seines gefährlichen Dichtertalents. Clerine, seine junge Gattin, findet Mittel unter der Verkleidung eines Milchmädchens sich in die Bastille zu schleichen, und durch Vermittlung des gewonnenen Kerkermeisters mit Constantin Briefe zu wechseln. Aber sie

wünscht bald mehr als das; sie verlangt nach einer mündlichen Unterhaltung mit ihrem Gatten. Auch dieser Wunsch wird erfüllt. Der Kerkermeister läßt sich bewegen, seine Kleider Konstantin zu leihen, und ihm die Thüre zu einem kurzen Besuche in Bercy zu öfnen. Während Constantin seiner Gattin in die Arme eilt, und der Kerkermeister seine Stelle im Gefängniß einnimmt, erscheint der Minister Colbert, der von der Ungerechtigkeit der Verhaftung Constantins unterrichtet, seine Freiheit bewirkt hat, und sich das Vergnugen machen will, sie dem Gefangenen selbst anzukündigen. Constantin kommt gerade noch zu rechter Zeit zurük, hört von dem Kerkermeister, den Colbert fälschlich für den Verhafteten ansah, die Nachricht seiner Freiheit, giebt sich seinem Retter zu erkennen, vertauscht seine Maske mit seinen vorigen Kleidern, und verläßt das Gefängniß froh, und von seiner Epigrammensucht auf immer geheilt. — Das Stück wurde vortreflich gespielt, und erhielt allgemeinen Beyfall. Das sogenannte Couplet d' annonce wurde vorzüglich beklatscht, und auf Verlangen wiederholt; es heißt:

La fable nous dit, que Perette
laisse tomber son pot au lait;
par cette chute la pauvrette
perdit le bien, qu'elle espérait.
Messieurs d'un accident semblable
préservez notre nouveauté,
et ce soir faites que la fable
ne soit pas une vérité.

Am 24 Febr. gab das Théâtre de l'Opéra buffa die erste Vorstellung der Ginevra di Scozia, Oper in 4 Akten, mit Musik von Mosca.

Ariosts Orlando furioso ist eine reiche Grube für die dramatischen Schatzgräber; schon sind aus ihr Tancrede, Montano et Stephanie, und viele andre mehr oder minder gehaltvolle Stücke zu Tage gefördert. Auch die Ginevra der Opera buffa ist aus jener ergiebigen noch lange nicht erschöpften Mine gewonnen. Als Gedicht erregt das neue Stück nicht das geringste, als musikalische Komposition nur ein sehr mittelmässiges Interesse. Bei den italienischen Opern wird überhaupt jenes dieser fast beständig untergeordnet; der Dichter arbeitet für den Musiker, und sein Zweck ist erreicht, wenn er, selbst auf Kosten des gesunden Verstandes und der Wahrscheinlichkeit, romantische Situationen erschaffen, schneidende Kontraste dargestellt, und die verschiedenen Personen, auf denen die Haupthandlung beruhet, geschickt gruppirt hat. Das Gedicht der Ginevra indessen besitzt nicht einmal diese Art von Verdienst; die Situationen sind alltäglich, herbeigezerrt, schlecht entwickelt, und gänzlich ohne Wirkung, ungeachtet, wie dem Leser Ariosts bekannt seyn wird, die

schöne Episode im Orlando furioso, aus der die Dichtung geschöpft ist, dem Dichter eine Fülle anziehender und für die musikalische Interpretation ganz geeigneter Gemälde darbietet. Die Musik des Stücks ist kalt und ohne Charakter, und ihr fehlt gänzlich der Zauber der italienischen Melodie, der man oft den Mangel des Ausdrucks zu verzeihen geneigt ist. Die Schauspieler schienen übrigens das Stück eifrig studirt zu haben, und erhielten, vorzüglich Signora Strinasachi, sehr vielen Beifall.

Am 26 Febr. gab das Théâtre de l'opéra comique ein neues Stück: l'intrigue aux fenêtres, von Dupaty und Bouilly, Musik von Nicolo.

Die Intrigue aux fenêtres ist eine Liebesintrigue, in der die Fenster eine Hauptrolle spielen. Ein geitziger Vater will seine Tochter, die einen jungen Offizier liebt, mit einem Papierhändler des Fauxbourg St. Antoine verheirathen, und verändert, um die Braut vor den Besuchen des jungen Offiziers in Sicherheit zu bringen, Namen und Wohnung. Florikourt voll Verzweiflung, den neuen Aufenthalt seiner Constance nicht entdecken zu können, ungeachtet er schon die Strasse aufgespührt hat, in der sie wohnt, ersinnt ein sonderbares Mittel, die Wohnung der Geliebten zu erfahren; er schreiet: Feuer! Alle Fenster fliegen auf, und er erblickt Constances Vater. Nach dieser Entdeckung entschließt er sich bald zu einer Luftreise nach dem Zimmer seiner Geliebten; er giebt ein verabredetes Zeichen, das Fenster öfnet sich, er steigt auf einer Strickleiter hinauf, und — ist gefangen. Lapalissade, so heißt der Vater, hat von dem Anschlage Wink bekommen, und ihm diesen Streich gespielt. Indessen die List seines Bedienten, der sich unter einem erborgten Namen in das Haus schleicht, befreiet ihn aus seinem Käficht; er findet bald darauf Mittel, dem unbiegsamen Vater zu beweisen, daß der Papierhändler nur aus Eigennutz um die Hand seiner Tochter warb, und sein Wunsch, Constances Besitz, wird erfüllt. — Das Stück erschien unter der Firma: folie de carnaval. Diese Firma entschuldigt viele Fehler desselben. Der Zweck der Verfasser, Lachen zu erregen, ist übrigens erreicht. Heiterkeit des Dialogs, selbst bis zur Possenreisserey, Lebhaftigkeit der Handlung, komische Situationen, alles vereinigt sich, um aus dem Stücke eine wahre Karnavalsposse zu machen. Die Musik ist dem Charakter desselben angemessen, und hat ausserordentlich gefallen.

An demselben Tage erschien auf dem Théâtre du Vaudeville zum erstenmal la cave enchantée.

Eine Gespenstergeschichte, die sich im Keller eines Malers Schwabech zugetragen, und die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen hat, aber noch nicht gänzlich aufgeklärt ist, hat das Stück veranlaßt. Ihm fehlt Witz und Vaudevillengeist; kein Wunder, daß das Publikum, das

von Madigras etwas Besseres erwartet hatte, unzufrieden war.

Das Théâtre françois und die Académie impériale de Musique gaben am Mardigras jenes Phedre von Racine, diese les noces de Gamache, ein bekanntes Ballet, das aus Don Quixote entlehnt ist, und in dem der Fandango, besonders, wenn St. Amand ihn tanzt, mit Vergnügen gesehen wird.

Das Konzert der Salle Olympique.

Das Winterkonzert, das seit einigen Jahren in der Salle Clery bestand, ist nach der Salle Olympique verlegt worden. Dieser Saal ist geräumiger, und seine Bauart den Regeln der Akustik angemessener, als der erste, aber dennoch wünschen jenen mehrere Liebhaber zurück, weil die Einrichtung seines Lokals den grossen Vorzug hatte, die Zuhörer zu nöthigen, sich vor Anfang des Konzerts einzufinden. Die strengen Liebhaber, die dieses Konzert besuchen, um Musik zu geniessen, verzeihen es den Damen nicht, daß sie sich erst während der ersten Symphonie, oft gar erst während der ersten Arie einfinden, und werfen ihnen geradezu vor, daß die Eitelkeit die Ursach dieses späten Erscheinens ist, weil sie alsdann gewisser sind, die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich zu ziehen, und die Früchte einer sorgfältigen Toilette zu ärndten. Ganz Unrecht haben diese strengen Urtheiler wohl nicht. Da aber die Majorität des Auditoriums aus Zuhörern besteht, denen der Genuß des Auges mehr, als der Genuß des Ohrs gilt, so werden die Damen wohl im ungestörten Besitze des Rechts bleiben, erst dann zu erscheinen, wann sie sich von ihrem Eintritte die meiste Wirkung versprechen können.

Das erste Konzert, das in der Salle Olympique gegeben wurde, war für Haydn's Todtenfeier bestimmt. Das Gerücht von dem Tode dieses grossen Tonkünstlers hatte sich verbreitet, und wurde allgemein geglaubt. Ein Gedicht, das zu seiner Ehre verfertigt und in Musik gesetzt worden war, sollte an diesem Abende exekutirt werden, als man noch zu rechter Zeit die Nachricht von Haydn's Leben und Wohlseyn erhielt. Die Todtenfeier wurde natürlich verschoben, und von der darauf Bezug habenden Musik nichts gegeben, als ein Violinkonzert von Kreutzer, dessen Themas alle aus Haydnischen Kompositionen gezogen waren.

Mad. St. Aubin Duret, Sängerin der kaiserlichen Kapelle verherrlichte dieses erste Konzert des neuen Saals durch ihre ausgezeichneten Talente; sie sang zwey Arien, in denen sie die feinsten Kenner zur Bewunderung fortriß.

Das Orchestrino.

Hr. Poulleau hat die Instrumentalmusik mit einer Erfindung, nemlich einem neuen Instrumente bereichert, das er Orchestrino nennt, weil es die Wirkung eines vierstimmigen Orchestres hervorbringt, und man in seinen Tönen deutlich Violine, Viole d'Amour, Alto und Violoncell hört. Das Orchestrino wirft sich zum Nebenbuhler des Fortepiano auf, und wird es mit der Zeit vielleicht verdrängen, so wie dieses das Klavier verdrängte. Es hat die äussere Form jenes Instruments, und dieselbe Klaviatur; das Toucher weicht nur wenig von demjenigen ab, welches das Fortepiano erfordert. Der Ton des Fortepiano wird bekanntlich durch einen Hammer hervorgebracht, der eine Saite von Kupfer oder Stahl berührt. Das Orchestrino dagegen hat statt des Hammers einen Bogen, und statt der Metallsaiten Darmsaiten. Der linke Fuß des Spielers setzt ein Rad in Bewegung, das jenen Bogen führt, dessen Strich der Saite den Ton entlockt. Dieser Ton hängt von dem Spieler ab, und ist vom stärksten Forte bis zum schwächsten Piano aller Abstufungen fähig, welche ein geschickter Violinist oder Violoncellist auf ihren Instrumenten hervorzubringen im Stande sind. Der Bezug ist ungefähr derselbe, wie auf der Harfe.

Schon lange träumten Liebhaber und Künstler die Möglichkeit eines solchen Bogeninstruments, das den Umfang der Harmonie des Fortepiano und den Reichthum des Tons der Violine in sich vereinigte; man muß sich daher wundern, daß diese Idee, die in manchem musikalischen Kopfe kreißte, nicht früher ausgeführt worden ist.

Herr Poulleau hat über seiner Erfindung vierzehn Jahre gebrütet, und ist nur nach wiederholten Versuchen dahin gelangt, das Instrument hervorzubringen, das er jetzt der musikalischen Welt zur Beurtheilung vorlegt. Alle Freunde der schönen Kunst, welche dem erfinderischen Kopfe des Hrn. Poulleau eine so schöne Eroberung verdankt, freuen sich über die Erfindung, und sehen mit Verlangen der Ausbreitung derselben entgegen.

Der Catechisme Poissarde.

Ein Fischweibercatechismus, der alle Jahre im Geschmack der Burleskendichter Collet und Vadi, aber mit unendlich schmutzigen Ausdrücken zum Carneval erscheint, und wahrscheinlich, wie alles Uebrige, womit die Ausrufer auf der Strasse das Publikum unterhalten, von der Polizei gedrukt und verbreitet wird, hat neulich zu einer kurzen kräftigen Aeusserung des berühmten Hrn. Villers die Veranlassung gegeben, worin der Misbrauch der sonst so beobachteten Schranken der Preßfreiheit in dieser Hinsicht mit der Härte gerügt wird, die dieser elende Volksunter-

richt (denn die Jugend lernt alles das auswendig, um die Masken damit zu plagen) ernstlich verdient. Da die Sache einmal zur Sprache gekommen ist, so dürften einige unsrer gebildeten Leser selbst neugierig genug seyn, um ein Pröbchen dieser obscönen Frivolität zu kennen, und da wir eben nicht zu befürchten haben, daß man in Deutschland Geschmack dafür bekommt, und die Sprache die Unanständigkeit verschleyert, so theilen wir hier ein Pröbchen der mäßigsten mit, um einen Begriff davon zu geben.

Fischweiberlieder.

Déclaration d'amour.

Mon p'tit trognon, ma p'tit' mignarde
Tu m'mets en feu, quand tu me r'gardes.
Tes yeux sont un soleil qui m'darde
Ca m'rissolle tout comm' une poularde,
Qu'on met z' à la broche sans bard
Sans m'amuser z' à la moutarde
J'te contons ça à la hussarde
J'sais ben qu'un peu trop j'mhassarde
Tu vois qu'j'avons l'humeur gaillarde!
Je n'tai conté ça qu'par megarde
Je n'veux plus d'toi, vilain'soularde
Sauv'-toi! paillasse à corps-de-garde.

A un Moine.

Toi, qui singe le Saint-François
Diable et dévot tout à la-fois!
J'connoissons trop ben tes fredaines
Pour qu'j'allions t'raconter les miennes.
Patron des frippons, des menteurs
Tu t'mets au rang des confesseurs.
Avec ta barb' qui n'est pas faite
Ta ceinture, en botte d'alumette
Ton chap'let, tes Avé-Maria
Tu veux qu'on t'prenn' pour un béa
Tu sais ben, qu' l'habit n'fait pas l'moine
Avec ton cordon
Et ta barbe au menton
T'as plutôt l'air d'un paquet d'ooine.

A une vielleuse.

Eh ben! ma chère Fanchon!
Te v'la dieu merci, sus l'grand ton!
Par tes chansons.
J'dis qu'te v'la z'en robé, chapeaux, peruque et cætera
Tout d'même, pa'cque t'es remontée
N'aie donc pas l'air d'nous scier
Car si t'es nippée cossument,

C'est d'largent des passans:
Lorsque tous deux j'ons quitté l'pays
J'ons couché dans l'mêm' lit
J'mangions aussi de la mêm' écuelle;
Alors t'en gobois d'cruelles
Tu n'faisois pas tant la précieuse
Quand, on enbrassoit la vielleuse.

Der fette Ochse.

Bey der Beschreibung des Pariser Karnavals können wir nicht umhin, eines fetten Ochsens zu erwähnen, welcher dreyzehn Centner schwer gewesen seyn soll, und den die Metzger mit grossem Pompe die letzten drey Karnavals-Tage in den Strassen herumführten. Dies war schon ein alter Gebrauch, der nur in diesem Jahre aufs neue wieder eingeführt worden ist. Bekanntlich genossen die Fischhändler und Metzger einige Vorrechte vor andern Pariser Bürgern, weil man sie als die Stammväter von Paris ansehen kann; allein die Revolution, die alles gleich machen wollte, nahm ihnen solche; jezt, da die alte Ordnung wieder eintritt, hielten es auch die Metzger für den schicklichsten Zeitpunkt, ihren alten Gebrauch, der mit dem Vortheil, bey ihren gewöhnlichen Kunden Geschenke zu erhalten, verbunden ist, wieder hervorzusuchen. Der Zug war in der That glänzend genug. Ein Piquet Chasseurs zu Pferd ritt voraus, und ein Peloton Infanterie schloß denselben. Die Metzger waren koiffirt und gepudert, hatten Hüte à la Henri IV. mit grossen weissen Federbüschen; Westen und Pantalons von gestreiftem Basin, Husaren-Stiefel mit goldenen Quästchen, Scherpen, welche die Farbe der Aufschläge ihrer Uniformen haben mußten, mit weissen Quasten, Scharlach mit Gold gestickte Mäntel, Handschuhe à la Crispin u. s. w. Vor dem Ochsen wurden sechs schöne Pferde geführt, welche wie die Pferde der Husaren-Offiziers aufgezäumt, und mit Decken und herabhangenden Schabracken belegt waren; dann folgten vier Mameluken, in goldgestickten Sammt gekleidet, sechs gewöhnliche Mameluken, sechs Wilde mit Keulen, sechs Römer, vier Griechen in Harnisch, sechs französische Ritter, sechs polnische und zwey Spanier, ferner zwey Läufer, ein Tambourmajor, sechs andre Tambours, zwey Pfeifer und achtzehn Musikanten. Der Ochs hatte vergulded Hörner, und war mit prächtigen Decken belegt. Auf dem Rücken desselben lag ein Kissen mit goldenen Tressen und Quasten, und auf diesem Kissen saß ein kleiner liebenswürdiger gelblockiger Amor, der höchstens vier Jahr alt seyn mochte, und ziemlich viel Muth zu haben schien. Dieser kleine Liebesgott war der schönste Anblick bey dem ganzen Zuge, das andre war im Ganzen genommen, eben von keiner Erheblichkeit.

Itzt bitten die vornehmen Pariser einander zu Gast, um die Keulen des fetten Ochsens zu verzehren.

Nachrichten und Anekdoten.

Sir Joseph Banks hat dem National-Institut von neuem einen Band der bekannten Philosophical-Transactions geschikt, die die Londner Königl. Gesellschaft herausgiebt. Bey der Gelegenheit meldet er dem Hrn. von Humboldt, daß er eine Kiste mit Mineralien, die, im Fall sie von Engländern gekapert würde, an ihn adressirt war, für ihn in Empfang genommen habe, und daß ein englischer Offizier eine andere Kiste, die ehemals Dolomieu gehörte und an seinen Schwager den Hrn. von Drée adressirt gewesen ist, bey einer Prise an sich gekauft habe, um sie dem Eigenthümer wiederzugeben. — Was Gelehrte für einander thun, um gleichsam eine Republick zu bilden, könnten mit der Zeit auch andere Stände nachahmen, und begünstigt dieses nicht den Gedanken zum ewigen Frieden? —

H. Gauthier ist gewissermassen der Campe der Franzosen, er verfaßt Kinderschriften, und hat die unterrichtenden Chartenspiele in Frankreich eingeführt, die wir auch in Deutschland besizen. Neulich hat er eine Methode, um grammatikalisch das lateinische zu erlernen, bekannt gemacht. Sein vorzüglichster Grundsatz ist, daß die Kinder erst lange eine Sprache lesen und verstehen lernen müssen, ehe sie schreiben, aus den sehr natürlichen Gründen, weil sie sonst nie das Genie der Sprache fassen, und stets die Constructionen ihrer Muttersprache fremden Sprachen anzupassen suchen. Nichts destoweniger ist das frühe Exercitiummachen in den Lyceen eingeführt worden.

Von einem ohnlängst verabschiedeten sehr gelehrten Minister sagte ein Calembourg im Umlauf, daß er ein neues Gas (eine neue Luftart) während seinem Ministerio gefunden habe, es heißt das Gaspillage. (Gas-pillage)

Man hat die Zahl der Freudenmädchen in grossen Städten oft ungeheuer groß angegeben, und der gewöhnlichen Aussage zu Folge giebt es in Paris über 30,000. Nun lehrt aber die allereinfachste Berechnung, daß von den 600,000 in Paris existirenden Einwohnern die Hälfte Männer und von diesen 2/3 alt oder jung seyn müssen. Wären aber von den 100,000 übrigen Frauenzimmern in den besten Jahren 30,000 feil, so wären unter 10, 3 prostistituirte, welches, wie man sieht, bey aller Corruption nicht denkbar ist. Diese Uebertreibung hat neulich zu einer etwas genaueren Statistick über diesen Punkt die Veranlassung gegeben, aus welcher es sich ergibt, daß in dem grossen Paris etwa 2400 solcher Wesen von der wohlunter-

richteten Polizey gekannt sind, von welchen etwa 1600 einregistrirt werden, und wenn wir nicht irren eine Taxe von dem so elenden Metier, wie sie es nennen, geben müssen.

Mit der Bibliotheque germanique scheint es nicht so schnellen Fortgang zu haben, als die sanguinischen Verehrer deutscher Litteratur anfänglich glaubten. Es scheint, als wenn das Gouvernement es nicht für wichtig oder nüzlich halte, ein solches Institut zu befördern. Es ist bemerkungswerth, daß es ausser der Bibliothèque britannique und den Archives littéraires fast kein Institut giebt, das ohne besondere Unterstüzung besteht oder doch viel mehr als seine Kosten bringt.

Alles wird in Frankreich theatralisch. Von dem berühmtesten Prediger dem Abbé de Boulogne hörte ich neulich sagen, daß er hinter der Kanzel einen Souffleur habe, der ihn, wenn er nicht aufmerksam ist, auch schon in Verlegenheit gesezt hat, so daß der berühmte Lehrer des göttlichen Worts seine Inspirationen wenigstens nicht unmittelbar vom Himmel sondern von hinten erhält.

Neue Besserungshäuser.

Das Tribunal erster Instanz des Departement de la Seine hat in dem Faubourg St. Antoine zwei Besserungshäuser für solche junge Leute beyderley Geschlechts errichtet, welche gegen die älterliche Zucht sich sträuben, und ihres verdorbenen sittlichen Zustandes wegen eine strenge Aufsicht erfordern. Alle Aeltern, welche in der Gerichtsbarkeit jenes Tribunals wohnen, können gegen ein mäßiges Kostgeld ihre Kinder in diese Anstalt aufnehmen lassen. Die Züchtlinge wohnen in zwey durch eine Strasse von einander getrennten Häusern, und erhalten auf Verlangen der Aeltern denjenigen Unterricht, der ihrer künftigen Bestimmung angemessen ist. Die Erziehung der Mädchen ist einigen verdienstvollen Frauenzimmern anvertrauet.

Anekdoten und Neuigkeiten.

von der Fr. v. Hastfer mitgetheilt.

Bey der lezten Verschwörungs-Geschichte wurde durch Vermittelung der Kaiserin die Tochter eines der Gefangenen vor den Kaiser gelassen, um die Begnadigung ihres Vaters zu erbitten. Der Kaiser fragte dies junge Mädchen, was ihren Vater bewogen habe, so zu handlen? — „die äusserste Armuth" sagte sie „durch welche die glänzendsten Versprechungen der Verschwornen verführerisch für ihn wurden"— Der Kaiser erwiederte „Auf jeden Fall, selbst wenn alles gelungen wäre, würden die Früchte dieses Gewinnstes Ih-

rem Vater bitter geworden seyn. So will ich ihn denn begnadigen, und ihm ein ehrliches Brod geben, damit er die Stunde segne, in welcher der Anschlag gescheitert ist.

Ein französischer Arzt stand vor dem Apoll von Belveder, und fühlte, daß er göttlich sey. Er wandte sich zu seinem Begleiter: Voyez, rief er ihm zu, croyez moi Monsieur, ce ventre là n'a jamais digéré.

In einer Gesellschaft von Musikanten wurden Tischgesundheiten getrunken. Einer der Gäste rief aus: Glück soll leben! . . . Still! still! rief ein anderer, laßt uns unsere eigenen Gesundheiten trinken, Glück wird länger leben, als wir.

In der Italiänischen Oper verlangte der Kaiser seinen Wagen, gleich nach Ende des ersten Stüks. Man erwartet seine Befehle. Er ruft: zum Justiz-Minister. Er kommt an. Hier, wo ein glänzender Zirkel von Freunden und Bekannten zu einem Familien-Konzert versammelt war, wurde Niemand weniger erwartet, als der Kaiser. Man meldete ihn an; er folgt dem Bedienten auf dem Fuße; die Musik hört auf; die Gäste fahren von den Sitzen auf; die Damem sehen in den Spiegel, die Verwirrung ist allgemein, und selbst der Wirth des Hauses weiß diesen Besuch nicht mit Fassung zu empfangen. Ein sanfter heiterer Blick des Kaisers macht der Verwirrung ein Ende. „Ich habe", sagt er, „ich habe mir das Vergnügen machen wollen, Ihnen selbst anzuzeigen, daß Ihr Onkel zum Oberaufseher der kaiserlichen Lotterie ernannt ist, und übrigens — habe ich Sie besuchen wollen." Nach diesen Worten wendete er sich zur Gesellschaft, weiß jeden darin durch ein Wort, durch einen Blick zu unterscheiden, verweilt eine gute Viertelstunde, und läßt den Justiz-Minister und seine Gesellschaft in einer Freude zurück, die sich bleibend in aller Herzen erhalten wird.

Neue Vase im Pallaste der Tuileries.

Eine sehr schöne Vase von zehn Fuß Höhe, ein Meisterstück, das aus der seit einiger Zeit unter Begünstigung der Regierung errichteten Fabrick lackirter Metallarbeiten hervorgegangen ist, wurde während dieses Monats im Pallast der Tuileries aufgestellt. Die Zartheit der Formen, der Reichthum und die vollendete Ausführung der Zierrathen, die Schönheit der Malerey, welche auf eine täuschende Art die Farbe des Marmors nachahmt; alles vereinigt sich, dieses Produkt eines Industriezweiges, der erst seit kurzer Zeit auf dem französischen Boden gedeihet, aber

schon herrliche Früchte geliefert hat, und noch schönere verspricht, zu einem wahren Meisterstücke zu machen. Sechszehn Basreliefs enthalten sinnreiche Allegorien, von denen die eine den Code civil, die andre den öffentlichen Unterricht, eine dritte die Wiederherstellung der Religion darstellt. Ausser diesen Basreliefs zieren die Vase zwei Gemälde in Mosaikmanier, die Schlachten bey Marengo und Rivoli.

Sitzung der Société philantropique zu Paris.

In der zu Anfang des Jahres gehaltenen Sitzung dieser wahrhaft menschenfreundlichen Gesellschaft zeigt Herr Deleuze in seinem Bericht, auf wie mannigfaltige Weise man den Armen nützlich zu werden, sich bemüht hat. Im Jahr 8 und 9 wurden die rumfordschen Suppen eingeführt, und dadurch für ökonomischere und bessere Nahrung gesorgt; im Jahre 10 suchte man die Schulen, und zumal die Werkstätten, die wohlthätige Menschen für die Armen errichtet hatten, besonders zu unterstützen, und beförderte dadurch den Unterricht. Im Jahre 11 errichtete man die Dispensatorien (Dispensaires): das heißt Anstalten, wo ärztliche Hülfe den Armen ertheilt wird, ohne sie wie in Hospitälern von ihren Familien zu reißen, und 800 Kranken ist bereits in dieser kurzen Zeit auf diese Weise geholfen worden. Endlich hat die Gesellschaft im Jahr 12 wohlthätige Vereinigungen der Handwerker, die ihre Mitbrüder im Fall der Noth unterstützen mögen, zu begünstigen gesucht. Sie giebt den Gesellschaften, die auf 60 Personen angewachsen sind, eine Beförderungsprämie (prime d'Encouragement,) und belohnt damit die wohlthätigen Absichten. Das Gouvernement hat die Gesellschaft unterstützt, wodurch sie einige Fonds zu ersparen in Stand gesetzt worden ist. Sie hat die angesehensten Leute zu ihrer Direktion. Herr Pastoret ist Präsident, der Marschall Serrurier, und Herr Parmentier sind Vice-Präsidenten, Herr von Montmorency ist Sekretair, die Herren Decandolle und Deleuze sind Vice-Sekretaire, und Hrn. Desessert, Tresorier der Gesellschaft. Vereinigt bilden sie das Büreau, welches alle ökonomische Angelegenheiten und Alles, was die Ausführung ihrer Zwecke betrifft, befördert. Herr Luyer Villemay hat die Uebersicht der Arbeiten der Aerzte und Chirurgen in der öffentlichen Sitzung mitgetheilt.

Moden.

Wenn eine Elegante sich nicht als Venus oder Psyche zeigen will, so wandelt sie sich in eine Danae um, das heißt: sie hüllt sich in ein leichtes Flor- oder Atlasgewand, das mit goldnen Punkten besäet ist. Der goldne Regen der

Fabel fällt ihr freilich hierbei wohl nicht ein. — Anstatt des Diadems oder des Blumenkranzes wird oft die Stirn mit einer Binde umwunden. Eine Binde von Silberband ist schon sehr elegant, noch eleganter ein Perlenband, das non plus ultra der Eleganz aber eine Kette à l'antique mit Topasen. — Die Halskrausen (colerettes) waren Anfangs hinten sehr hoch, und hatten nur vorn eine Oeffnung, jetzt sind sie vorn und hinten offen; sie fangen über der Gürtelagraffe an, heben sich bogenförmig über die Schultern hinüber, und endigen sich auf dem Rücken. Sie sehen so zwey Fächern nicht ganz unähnlich, wenn man sich die Schultern als die Stiele denkt. — Die scharlachenen, mit Pelzwerk gesäumten Fichüs verschwinden; schon erscheinen Spitzenschleyer, sonst eine Sommertracht, und einige weisse Strohhüte. Die Mode der Sammthüte nähert sich ihrem Ende. — Die Dames, die über eine Equipage gebieten, erscheinen auf dem Spatziergange im Garten der Tuileries ebenfalls mit einer Redingote von Tuch, tragen aber darunter eine Robe mit langer Schleppe, wahrscheinlich damit man sie nicht für Fußgängerinnen halte. — Als Ballkostüme tragen die Elegants ein schwarzes Kleid mit Stickerey von gleicher Farbe. Ein schwarzer Frack ist die ausgezeichnetste Halbparüre eines Elegants; zu den Knöpfen wird ein schwarzes Seidenzeug genommen. — Zu dem Ameublement einer Dame von Geschmack gehören eine antike Lampe, ein Nachttisch mit einem bronzenen Sphynx, unter dem Charaden und Logogryphen ruhen, und vorzüglich ein griechischer Dreifuß, in dem Wohlgerüche brennen. — Der Name Artiste hat eine weite Bedeutung erhalten, seit die Schuhputzer im Palais royal diesen Titel usurpirten. Man wundert sich also nicht, daß ein Hosenträger-Fabrikant sich ebenfalls Artiste nennt, und lächelt ebenfalls über den komischen Mißbrauch des Titels; aber lachen muß man, wenn man auf den Fabrikaten, die aus der Werkstätte eines jener Artisten hervorgehen, seinen Namen entdeckt, und den Beysatz fecit findet, der mit grossen Buchstaben darauf gestempelt ist. — Einige schöne Tage, an denen eine warme Frühlingssonne glänzte, haben die Sitte der Morgenpromenaden von ihrem Winterschlafe erweckt. Die Bourgeoises spatzieren auf den Boulevards, und die Halbeleganten auf der terrasse des feuillans in dem Garten der Tuileries; für die reitenden und fahrenden Elegants und Elegantes ist der Sammelplatz das bois de Boulogne.

Bücheranzeign vom Januar.

Droit maritime de l'Europe par D. A. Azuni, ancien Sénateur et juge au tribunal de Commerce de Nice, 2 Vol. 8. Paris chez Renouard rue St. André des Arts No. 42. 12 fr.

Idées sur le perfectionnement de la législation positive par

Michel Agresti, professeur de droit. Paris chez Rondonneau rue St. Honoré 1 fr. 50 c.

Dictionnaire universel de Botanique par Philibert. 3 Vol. 8. Paris chez Merlin, rue Hurepoix 19 fr. 50 c.

Du prognostic dans les maladies aiguës par le Roy, prof. chez Mequignon rue de l'ecole de medecine 3 fr. 60 c.

L'art de raisonner presenté sous une nouvelle face, essai destiné aux eleves des écoles secondaires par Mermet; Paris chez Leriche, quai des Augustins No. 45 2 fr. 50 c.

Abregé chronologique de l'histoire de la Marine française depuis son origine jusqu'à la paix de 1783. par M. G. D. 12. Paris chez Monnot, palais national des sciences et arts. 1 fr. 80 c.

Hugues Capet, fragment historique par Devisme, Membre du Corps legisl. Paris chez Lenormant, rue des pretres St. Germain l'Auxerrois 75 c.

Essai historique sur cette question: Quelle a eté l'influence de la reformation de Luther sur la situation politique des differens états de l'Europe et sur les progrès des lumières par N. Ponce, Paris chez Gide, rue Christine No. 3. 1 fr. 80 c.

Les Anglais au 19eme siecle. Paris chez Mongie, Palais du Tribunat No. 224. 3 fr. 60 c.

Tableau comparatif de l'histoire moderne ouvrage adopté dans les Lycées pour faire suite au Tableau de l'histoire ancienne du même auteur par C. S. le Prevot d'Irey. Paris chez Collin rue Gitlecoeur No. 18. 4 fr.

Tableau historique des ceremonies du sacre et du couronnement de Napoleon Ier Empereur des Français. 18. Paris chez Rosette rue de la Harpe No. 165. 60 c.

Essai sur les voix de la langue française ou recherches sur l'accent prosodique des voyelles, par Morel, Associé de l'Institut national, Paris chez Lenormant, rue des pretres St. Germain l'Auxerrois 4 fr.

Mythologie élementaire à l'usage des ecoles ornée de seize planches gravées. 12. Paris chez Leprieur rue des Noyers No. 22. 2 fr. 50 c.

Homere grec-latin-français, ou oeuvres complettes d'Homere accompagnées de la traduction française, de la version interlineaire latine et suivies d'observations litteraires et critiques par J. B. Gail, prof. de Litt. grecque au College de France. 3 Tom. Paris chez l'auteur au College de France, 12. 7 fr. 8vo 9 fr.

Théorie élementaire de la Statistique par D. F. Donnant. 8. Paris chez Obré quai des Augustins No. 66. 1 fr. 80 c.

Elmonde ou la fille de l'hospice par Ducray-Duminil, 5 Vol. 12. orné de 5 figures; Paris chez Dentu, palais du Tribunat No. 240. 10 fr.

Les folies du Marquis de Brunoy ou ses mille et une extra-

vagances, 2 Vol. 12. Paris chez Lerouge Cour de Commerce, passage de Rohan 3 fr.

Henry et Almody, ou le château de Batteville trad. de l'Anglais, 2 Vol. 12. Paris chez Pigoreau Place St. Germain l'Auxerrois 3 fr.

L'eleve d'Epicure ou choix de chansons de L. Philippon de Madelaine, 12. Paris chez Hubert rue de faub. Montmartre No. 83. 1 fr. 80 c.

Les oiseaux de la ferme, poëme par Lalanne, Paris chez Louis, rue de Savoie No. 12. 1 fr.

Ballon perdu ou chansons et poësies nouvelles d'Armand Gouffe, 18. Paris chez Nepvau 1 fr. 2 c.

Le Navigation, poëme en 8 chants avec des notes historiques et geographiques, par F. Esmenard, Paris chèz Giguet et Michaud, ruë des bons enfans No 6 2 Vol. 8 avec fig. 9 fr.

Voyage à l'Ouest des Monts Alleghanis dans les états de l'Ohio, du Kentucky et du Tenessée par F. A. Michaux, Paris chèz Levrault et Comp 5 fr.

Voyage en Morée, à Constantinople en Albanie et dans plusieurs autres parties de l'empire ottoman pendant les années 1798—1801 par Pouqueville, ouvrage enrichi de cartes et orné de figures, Paris chèz Gabon et Comp., ruë de l'école de Médecine, 3 Vol. 8. 15 fr

Almanac litteraire ou étrennes d'Apollon pour l'an 1805, par L. de Rochemont, 18. Paris à la librairie économique, ruë de la harpe. 2 fr.

le Cicerone de Versailles ou l'indicateur des curiosités de cette ville, almanac pour l'an 1805, 12. Paris chèz Gide, ruë Christine No. 3. 1 fr. 80 c.

Almanac de la Litterature allemande pour l'an 1805, 16. Paris chez Nepveu 1 fr. 25 c.

Vom Februar.

Oeuvres de Vicq-Azyr, recueillies et publiées, avec des notes et un discours sur sa vie et sur ses ouvrages, par J. L. Moreau (de la Sarthe), docteur médecin, 6 gros vol. in-8. par M. Delaunay, avec un volume de planches grand in-4. dont partie sont in-fol., et forment une nouvelle édition du traité du Cerveau, par Vicq-d'Azyr; en tout 7 vol. étiquetés et brochés 48 fr. Franc de port par la poste 57 fr.

Il a été tire de cet ouvrage un très-petit nombre d'exemplaires sur papier vélin, avec figures avant la lettre 96 fr.

Les éloges historiques qui font partie de l'édition des œuvres de Vicq-d'Azyr que nous annonçons, tenant plus particulièrement à la littérature, et pouvent faire suite à ceux de Fontenelle, Condorcet, Thomas, se vendront séparément, 3 gros Vol. in-8. brochés et étiquetés 18 fr. A Paris, chèz L. Duprat-Duverger,

Traité des maladies de la bouche, d'après l'état actuel des connaissances en médecine et en chirurgie. Ouvrage qui comprend la structure et les fonctions de la bouche, l'histoire de ses maladies, les moyens d'en conserver la santé et la beauté, et les operations particulieres à l'art du dentiste. Par J. B. Gariot, associé, 1 Vol. in-8. avec 15 planches, broché et étiq. 6 fr. Franc de port par la poste 7 fr. 10 c. A Paris, chèz L. Duprat-Duverger.

Lettre à mon ami sur l'avantage demontré par l'expérience de concentrer l'exécution du pouvoir suprême dans les mains d'un seul par le Président du Canton de Jarnac-Charente, exlégislateur; Capelle ruë J. J. Roufseau 75 c.

Mémoire sur les hopitaux civils de Paris par Clavareau, Architecte des hopitaux, avec 11 planches répresentant les plans des hopitaux, Gofset; palais du Tribunal No. 234. 7 fr. 50 c.

Georgiques françaises, poëme par Labergerie, 2 Vol. Hyzard, ruë de l'éperon St. André des Arts No. 11. 8 fr.

Nouveaux élémens de thérapeutique et de matiére medicale par Alibert; Crapaut, rue pavée St. André det Arts No. 12. 13 fr.

Principes généraux du droit civil privé par Perreau, inspect. gen. des écoles de droit, Hacquart, ruë Gitlecœur 4 fr.

Génévieve de Brabant, par Dubutel; Lenormant, ruë des prêtres St. Germain l'Auxerrois 4 fr.

Manuel théorique et pratique pour le traitement des maladies vermineuses par Calvet; Miquignon, ruë de l'école de Médecine 1 fr. 50 c.

Minéralogie synoptique, ou tableaux des substances minerales spécificés, caracterisées et décrites par Thury et Hury, ingenieurs des mines; Allai, quai des Augustins, No. 44. 4 fr.

Le Comte de Corse surnommé le grand ou la seduction sans artifice suivi de six nouvelles par Mad. de Genlis, 2 Vol. 12.; Maradan, ruë des grands Augustins No. 29. 3 fr. 60 c.

Les amis de Henri IV, nouvelles historiques, suivies d'un journal d'un moine de St. Denis, contenant le recit de la violation des tombeaux des Rois en 1793, par Lewrin, orné des portraits de Henri 4, Sully, Daubigné, Biron et Mornai, Barbe, palais du Tribunal No. 51. 6 fr.

Le Decophile, ou le plaisir de se voir deux, poëme en dix chants; Caillot, ruë de Huropoix, quai des Augustins No. 17. 1 fr. 80 c.

Le Naufrage d'Azema, suivi de melanges litteraires, pour servir à l'instruction de la jeunesse par Mad. de Flaminville, Dujardin, ruë de la Harpe No. 461. 1 fr.

Le comte de soissons et la Duchefse d'Elbeuf roman historique du siècle de Louis 13. Renaud, ruë Caumartin No. 750. 2 fr.

Traité élémentaire d'Astronomie physique par Biot membre de l'Institut, avec 16 plances, 2 Vol. chèz Bernard, quai des Augustins No. 32. 10 fr.

Annuaire de la légion d'honneur pour l'an 13. contenant les décrêts impériaux rélatifs à l'organisation de la légion, et les états nominatifs de tous les membres de la légion, par Lavallée et Perrotte; chèz Rondonneau, ruë St. Honoré No. 75. près St. Roch 6 fr.

Tableau analytique de la Diplomatie française depuis Louis XIII. jusqu'à la paix d'Amiens, par Bayard, Tom. 1er. Rondonneau, ruë St. Honoré No. 75. 5 fr.

Eloges de Mr. de Noé, éveque de Troyes par Luce Lancival et Humbert; Huzard, ruë de l'éperon St. André des Arts 1 fr. 20 c.

Le onze frimaire ou discours analytique de la vie et des droits de Napoleon 1er. à la couronne impériale par Sarrazin, Général de Brigade; Dubroca, rue de Thionville No. 1760 1 fr. 50 c.

Eloge de Boileau Despreaux par Victorin Fabre; Levrault, Schœll et Comp., ruë de Seine No. 1395 2 fr.

Notice historique sur le desastre de St. Domingue pendant l'an 11 et 12. par un Officiér français; Pillot, place des trois Maries No. 2. 75 f.

Dictionnaire portatif de Bibliographie contenant plus de 17000 articles de livres rares, éstimés et recherchés, par Fournier; Fournier, ruë des rats No. 3. 8 fr.

Cours de droit civil français par Bernardi, Chèf de la division civil du Ministre du Grand-Juge, 4 Vol. Garnery, ruë de Seine 16 fr.

Première vue du cortege de S. M. Napoleon passant devant le Palais du Tribunat pour se rendre à Notredame dessiné et gravé par Leleu, hauteur 9 pouces sur 14 de largeur chèz l'auteur, ruë du Bouloy No. 20. 3 fr. en noir et 6 fr. en couleur.

Essais sur l'histoire medico-topographique de Paris ou Lettres à Mons. Daumont, prof. en médecine sur le climat, sur l'état de la médecine, sur le caractère et le traitement des maladies etc., par Menuret, doct. en med.; Méquignon, ruë de l'école de médecine 12. 2 fr.

Le guide de l'enseignement musical, ou Methode élementaire et mécanique de Musique par Corbelin, Prof. de Piano; Paris chez l'auteur, rué du battoir St. André No. 11. 15 fr.

Recherches sur la decouverte de l'essence de rose par Langlés, membre de l'Institut; 12. Paris chez Fermin Didot, rue de Thionville 1 fr. 50 c.

Annales de l'Empire françois par un societé de gens de lettres, redigées par Beaunoir et Dampmartin 1ere année 1 Vol. 8. Paris chez Treuttel et Wurtz rue de Lille No. 703. 6 fr.

Voyage pittoresque sur le Rhin d'aprés l'allemand de Vogt par l'abbé Libert, 1er cahier avec onze gravures Prix de l'ouvrage, qui formera 2 Vol. ornés de 30 gravures 72 fr. Paris chez Levrault, Schöll es Comp. rue des Saints-peres.
Manuel des Etrangers, amateurs de la langue françoise, contenant tout ce qui a rapport aux genres et á la prononciation, par Domerque, Membre de l'Institut. Paris á la libraire economique, rue de la Harpe No. 117. 7 fr.
Traité du blanchissage domestique á la vapeur par Cadet de Vaux; 1 Vol. 12 avec une planche gravée; Paris au bureau du Journal d'Oeconomie, rue de Grenelle St. Germain No. 321. 1 fr. 50 c.
Traité theorique et pratique sur l'engraissement des animaux domestiques, par Chaber, directeur de l'école veterinaire d'Alfort, Paris chez Marchant rue de la Harpe, college d'Harcourt 75 c.
Dissertation historique et critique sur l'origine des Francs saliens et de la Loi salique par J. F. Peppe, Membre du Corps legisl. Paris chez Lenormant, rue des Pretres St. Germain l'Auxerrois No. 42. 1 fr. 20 c.
Lina, ou les enfans du Ministre Albert par J. Droy 3 Vol. in 12. Paris chez Fain, rue St. Hyacinthe No. 12. 5 fr.
Epitome de l'histoire des Papes depuis St. Pierre jusqu'a nos jours, avec un précis historique de la vie du Pape Pie VII par Serieys, chez Marchant rue de la Harpe, 117. 1 fr. 80 c.
Notice descriptive de l'Ecole veterinaire d'Alfort, contenant les conditions de l'admission des eleves, leur entretien etc. par Langlois et Levesque, chez Marchant rue de la Harpe 117. 75 c.
Theorie des langues françoise et latine, ou procedés neufs et analytiques, suivis d'un abregé de syntaxe latine, par J. M. Buffet. Paris chez Levrault, Schöll et Comp. 2 fr. 50 c.
Des moyens, de rendre l'art veterinaire plus utile en ameliorant le sort de ceux, qui l'exercent, par Chabert, directeur de l'ecole veterinaire d'Alfort. chez Marchant rue de la Harpe No. 117. 1 fr. 25 c.
Talisian, fils de Gengis-Kan ou l'Asie consolée, par Gibelin, à la libraire oeconom. rue de la Harpe No. 117. 5 fr.
Essais d'un apprenti philosophe sur quelques anciens problemes de physique, d'astronomie, de geometrie etc. par Hourcastremé, á la libr. oeconom. rue de la Harpe No. 117. 5 fr.
Almanach du Commerce de Paris, des departem. et des principales villes de l'Europe, chez Duverneuil rue J. J. Rousseau No. 366 8 fr.
La menagerie du Museum national d'histoire naturelle ou

description des animaux, qni y vivent, et qui y ont vecu par Lacepede, Cuvier et Geoffroy avec des figures, peintes d'aprés nature, tom. 2. chez Renouard, rue St. André des Arts No. 42, 6 fr.

La litterature françoise, poëme en 4 chants par Kraene chez Renouard, rue St. André des Arts No 42. 3 fr. 50 c.

Catechisme ou Abregé de la foi catholique representé par Figures, gravées par David, chez David, rue du Vaugirard No. 1202. 6 fr.

Avant-moniteur ou tableau sommaire des huit premiers mois de la Revolution franç. in Fol. même papier, même format que le Moniteur, Levrault et Schöll rue de Seine No. 1395. 18 fr.

Les soirées chantantes ou le Chansonnier bourgeois 3 Vol. 12. chez Moutardier, quai des Augustins No. 28. 6 fr.

Les dix-sept mariages ou la colonie du bonheur par Labenette 2 Vol. 12. Capelle J. J. Rousseau 3 fr. 60 c.

Sophie Darlon ou les aventures d'une actrice; Marchand Palais du Tribunat No. 188. 6 fr.

Nos malheurs sont finis, ou histoire de deux amans mariés pendant les fêtes du courronnement 12. Masson rue de l'echelle St. Honoré No. 558. 1 fr. 50 c.

Le petit Charles ou les aventures du Neveu de mon oncle, 2 Vol. 12. Locard, quai des Augustius No. 31. 3 fr.

Le Lord fantasque, par Deodat Boispreaux, 12. Locard, quai des Augustius No. 31. 1 fr. 80 c.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Hoyer, J. G. Taschenbuch für Soldaten 1805.
Preiß gebd. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt.

I. Kriegsgeschichte in Italien. (Fortsezung.)
II. Fortschreitende Ausbildung der Kriegswissenschaft in den beiden lezten Jahren.
III. Strategische und taktische Aphorismen.
IV. Wie Truppen ohne Kriegsbrücken über Flüsse zu sezen sind.
V. Mathematische Notizen: 1) Verwandlung des Duodecimalmaasses in Decimaltheile der Toise und des Fusses. 2) Quadrate und Würfel der Zahlen von 1 bis 1000. 3) Länge des Sekundenpendels an verschiednen Orten. 4) Formeln zur Berechnung geradlinichter Dreiecke. 5) Specifische Schwere eines Würfelzolles verschiedener Gasarten. 6) Höhenmesser durch den Barometer.
VI. Conscriptions- und Recrutirungs-System für die k. k. Staaten.

Italiänische Miscellen 2n Bds 3s St.

Inhalt.

Briefe aus Sicilien. Gemählde von Neapel. Der Polecenella. — Metaphern und Uebertreibungen der Neapolitaner. — Largo del Castello. Ansichten von Florenz. Erste. Gemählde von Livorno. Gedichte aus Sicilien. Nachricht über die herkulanischen Handschriften im Museum zu Portici. Das Impromptu in Pompeji.

Archives littéraires de l'Europe. No. 13 ou 1805. No. 1.

Table de matières.

Quelques observations sur la critique de l'Enéide françoise insérée dans les Archives littéraires de l'Europe, par M. H. — Notice sur la situation des habitans du Cap de Bonne-Espérance, extraite des Voyages de Barrow. — Portrait apologétique de Charles XII, Roi de Suéde. — Des capitulaires de Charlemagne, par M. Bernardi. — La première silhouette. — Sur la franc-maçonnerie. — De l'Isle de Corfou, de la fontaine de Crissidas, et des jardins du roi Alcinoüs, par M. Paroletti. — Des mémoires de Marmontel, et des critiques qu'on en a faites, par M. E. H. — Sur les Bohémiens, par M. G. S. — Gazette littéraire.

Hartleben allgemeine teutsche Justiz- und PolizeyFama 1805. Januar.

Inhalt.

Polizey. Wünsche des Genius der Polizey bey dem Wechsel des Jahres. — Unterricht über die Räucherungen mit Salpeter-Säure zur Vermeidung der Ansteckung durch bösartige Fieber —

von der MedizinalPolizey zu Salzburg öffentlich bekannt gemacht. — Gallerie der Bettler zu Paris. — Ueber Herstellung und Unterhaltung der GemeinfahrtWege. — Die privilegirten Bettler am Neujahrstage. — Ueber den Unterschied zwischen der Pest und dem gelben Fieber. — Der Neujahrstag in Berlin — ein Fest für Bettler und liederliches Gesindel. — Kritische Prüfung der neuen PolizeyVerordnung in Betreff des Hornviehes für den Kanton Aarau. — Nothwendigkeit einer Reform der Handwerksartikel, bestätigt durch ein neueres Beyspiel des ZunftUnsinns. — Beytrag zu dem Tableau der moral. Kultur in Rußland nach Hn. von Storchs Berichten. — Fromme Wünsche für Krankenanstalten auf dem Lande. — Nachahmungswürdige Abschaffung eines religiösen Mißbrauchs. — Fernere SicherheitsAnstalten gegen Verbreitung des gelben Fiebers. — Salzburgs Gesetze und wirklich ausgeführte Anstalten gegen die Pest des gelben Fiebers. — Entwurf einer MühlenOrdnung von D. Höck, kön. preuß. Justizrath und Polizeydirector in Schwabach. — Im 19ten Jahrhundert noch SpuckGeschichten? — Bedürfniß einer strengern Aufsicht über den sittlichen Zustand der Jugend. — Oesterreichs Kordonsanstalten gegen das gelbe Fieber. — SachsenKoburgische Verordnung über das Salpetergraben. — Justiz Wesen. Sollen die Entscheidungsgründe in bürgerlichen Rechtssachen den Partheyen gemacht werden? — Neue Litteratur. — Miszellen. — Justiz- und PolizeyAnzeigen.

Bey Friedrich Nicolovius, Buchhändler zu Königsberg, ist erschienen.

Ueber Immanuel Kant 8. 3 Thl. 2 rthl. 12 gr.

Erster Band. Darstellung des Lebens und Charakter Kants von Ludwig Ernst Borowski, von Kant selbst genau revidirt und berichtigt.

Zweiter Band. Immanuel Kant geschildert in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhard Jachmann.

Dritter Band. Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren. Ein Beytrag zur Kenntniß seines Charakters und seines häuslichen Lebens, aus dem täglichen Umgang mit ihm, von E. A. C. Wasianski.

Da der dritte Theil schon früher einzeln erschienen ist, so werden die beyden ersten Theile den Besitzern desselben für 1 rthl. 18 gr. überlassen.

Philosophische Prinzipien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy. 18 gr.

Wisselinks (W.) Seelenlehre für Kinder einer guten Erziehung. 2. Bd. 18 gr.

Beyde Theile 1 rthl. 12 gr.
